Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

7. Jahrg. – Nr. 40 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 2. Okt. 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Brot und Segen

Von Heinrich Zerkaulen

Ja — die Zeiten haben sich geändert! Die Partituren und Orchesterstimmen, die Grammophonplatten und Noten vom „fidelen Bauer" sind nicht mehr zu haben, sind wie vom Erdboden verschluckt. Kein Orgelmann spielt die Melodien mehr, kein Bäckerjunge in der Stadt flötet sie noch vor sich hin, wenn er morgens in der Frühe die Brötchen in die weißen Beutel an die Haustüren hängt. Sicherlich weiß dieser Bäckerjunge auch nichts von dem Wort des Reichsbauernführer R. Walther Darré: „Der Nationalsozialismus Adolf Hitlers sieht in einem blühenden Bauerntum die ewigen Garanten einer gesicherten Zukunft des Volkes." Dieser Bäckerjunge hat in seinem wachen Dasein das Wort Darrés vielmehr am eigenen Leibe schon erfahren! Er lebt bereits in der Begriffswelt und in der Vorstellung des neuen deutschen Menschen, für den der Erntedanktag die gleiche Umschreibung einer elementaren Volksverbundenheit bedeutet wie der Tag des 1. Mai.

Wir alle, ob in der Stadt oder auf dem Lande, die wir hineingeboren sind in die Wunder einer wiedererstandenen und wehrhaften Nation, wir begreifen den tieferen Sinn dieser beiden großen Festtage unseres Volkes. Zum 1. Mai soll der Bauer in die Städte kommen, soll die bunten Aufzüge der Arbeiter und Handwerker schauen. Die Symbole aus Fabrik und Werkstatt. Doch umgekehrt soll es zum Tag des Erntedankfestes geschehen. Dann mag der Städter beweisen, wie er brüderlich den bäuerlichen Menschen in sich aufgenommen hat, wie er heute weiß, daß das Brot Segen zugleich für alle Arbeiter bedeutet. Denn wir in der Stadt, die wir bunt zusammengewürfelt leben, wir beneiden den Besitzer des Erbhofes. Wir fühlen dumpf im Blut, daß wir von der gleichen Scholle stammen, daß wir auch zu ihr zurückkehren müssen. Ob eine gute Ernte oder eine minder gute — dem Herrn alles Wachstums auf dieser Erde gebührt der Dank für Brot und Segen!

Kaum sind sechs Jahre ins Land gezogen, wurde dieser Dank zum sichtbaren Zeichen, da der Staat selbst die Voraussetzungen für die Erhaltung und das Wachstum eines wirklichen Bauernstandes durch das Reichserbhofgesetz geschaffen hat, womit zugleich die alten Erbhöfe wieder zu Keimzellen der rassischen Wiedergeburt des deutschen Volkes gemacht wurden, da mußte auch die alte Sitte des häuslichen Erntefestes an stärkster Bedeutung gewinnen. Wiederum ist damit ein Symbol geschaffen, das dem des arbeitenden Menschen in der Stadt am Tage des 1. Mai gleichkommt. Es werden die guten alten Heimattrachten hervorgeholt, die der Führer so liebt. Tausendfältig sind die Bräuche in deutschen Landen, die auch auf dem Dorfe jenes Symbol unterstreichen. Und über allem steht das Herz, das Gefühl, das Wissen der Gemeinsamkeit zueinander! Wir haben oft vom Reichsbauernführer vernommen, wie sehr ihm die Ausgestaltung der Dorfabende am Herzen liegt. Er bringt die Dichter aus den Städten mit zu diesen Abenden. Er hat einen Mann wie Hanns Johst sich eng seinem Führerrat zu verpflichten gewußt. Er hat sich mit besonderer Vorliebe der Schaffung von Dorfbüchereien angenommen. Er hat in Bild und Schrift immer wieder an die Sammlung alter Bauernhöfe erinnert, überkommener Bauernwappen, der geheiligten Runenzeichen.

So ein Haus in der Stadt, nicht wahr — es bleibt doch eins wie das andere letzten Endes. Aber in einem Dorf — da ist jedes Haus anders als sein Nachbar. Die hat kein Baumeister mit Maß und Zirkel errichtet, die haben Generationen gebaut, die sind gewachsen wie ein Baum, Ring um Ring, aus dem Wesen der Vorderen, abgeneigt aller Glätte. Sie lieben die kleinen Gärten, die Ställe für das Vieh und die Kuh, die Scheuer für die Frucht des Sommers. Sie sind dem Kleinvieh gut, dem wachen Hund. Sie hüten das Ackergerät und wissen um das Herzentum des Bauern, der das Rückgrat der kleinernen Straßen bedeutet.

Acker der Zukunft aber bleibt das Herz des bäuerlichen Menschen, unbegrenzt wie die weite Fläche der heimatlichen Felder, wie die Weite der See. Ich erlebte es so recht, als ich mit dem Segelschulschiff „Gorch Fock" und 250 jungen Seekadetten auf einer Fahrt nach Schweden war. Von der Brücke aus hörte ich, wie der Bootsmeister befahl: „Die Bauernsöhne treten rechts heraus!" Ich hatte nämlich den Kommandanten gebeten, mit jenen sprechen zu dürfen, die zur See gegangen und von bäuerlicher Scholle stammten. Bald darauf standen sie vor mir, alle auf einmal, im weißen, sauberen Arbeitsanzug, die Mützenbänder flatterten stolz im Wind. Die Augen der jungen Menschen blitzten, die Stimme klang ein wenig dunkler, da sie vom heimatlichen Hof erzählten drunten in Westfalen oder im Rheinland, in Sachsen oder in Pommern. Der Bauer auf dem Acker, der Seemann auf dem Meer — sie gehören irgendwie innerlich zusammen. Beide sind dem Himmel näher verwandt denn irgendeiner aus einem anderen Beruf.

„Wir wollen bewußt durch das Fest der Arbeit und das Fest der Ernte den Geist dokumentieren, der uns beherrscht, und den Weg, den wir zu gehen entschlossen sind. Ein Volk sind wir. Ein Reich wollen wir sein!" Also sprach unser Führer einmal auf dem Bückeberg. Das mag auch dem Städter tiefste Mahnung sein, um in Ehrfurcht und mit ganzem Herzen teilzuhaben an jeglicher Arbeit des bäuerlichen Menschen. Denn das heilige Brot ist unser aller Brot. Gott segne es!

Die Früchte des Herbstes

Zeichnung von Ernst Grunwald (Bavaria-Verlag)

Der dritte Schuß, der schwerste

Von Heinrich Hardt

Leopardi, der berühmte Kunstschütze, saß in seiner Garderobe. — er war völlig zusammengebrochen. Seinen Kopf hatte er auf die Hände gestützt, und es pfiffen eine schmerzliche, dröhnende Leere in seinem Innern.

Durch harte Arbeit, durch unermüdliche Geduld war sein neuer Varietéakt entstanden, und schon nach den ersten drei Tagen hatte sich erwiesen, daß er zu Recht als Hauptattraktion des ganzen, großartigen Programms galt.

Heute war Premierevorstellung, der entscheidendste, und wichtigste Tag für jedes Varietéprogramm. Und heute, vor zwei Stunden war seine langjährige Partnerin Ellen Reef von einem Auto angefahren worden und lag im Krankenhaus. Gewiß, diese Partnerin war schon ein wenig alt und steif, aber sie war auf ihn eingearbeitet, und es war unendlich schwer, einen Ersatz für sie zu finden.

Es ist ja auch keine Kleinigkeit, sich irgend welche Gegenstände aus der Hand oder dem Mund so einfach wegschießen zu lassen. Da müssen alle Bewegungen wohlüberlegt sein und nach genauem Schema vor sich gehen das erfordert eine sehr exakte Zusammenarbeit.

Und Leopardis Attraktion war eine tolle Sache, wie sie wohl noch nie ein Kunstschütze vor ihm gewagt hatte. Eine wilde Szene, wie aus einem Wallace'schen Schauerroman, bildete den prickelnden Rahmen und den Höhepunkt seiner großen Schießleistung.

Es war ein paradistischer Sketch: Ein unschuldiges Mädchen war von Verbrechern gefangen worden, es sollte auf teuflische Weise umgebracht werden. Auf einem Tisch befanden sich verschiedene Dinge: ein Teller mit Speisen, ein Glas Wein und Zigaretten. Sie mußte sterben, wenn sie nach diesen griff; denn alles war vergiftet. Hoch oben auf der Galerie des Varietés erschien dann im allerletzten Augenblick der Retter, der Kunstschütze. Schon führte er den tödlichen Bissen zum Munde, da flog für mit jähem Knall die Gabel aus der Hand. Trotz ihres Entsetzens griff sie nach kurzer Besinnung zum Glase, ein zweiter Schuß ließ es zersplittern — und endlich zündete sie sich, um ihre gemarterten Nerven zu beruhigen, eine Zigarette an, aber auch sie zerspränte zu einer kleinen Staubwolke durch den dritten Meisterschuß.

Ein Schütze, der eine solche, ans wunderbare grenzende Leistung vollbrachte, mußte stählerne Nerven haben, und Leopardi hatte sie auch. Trotzdem war er jetzt wirklich verzweifelt, nicht nur weil ihn der Direktor nervös angefahren hatte, daß er eine solche Eventualität hätte vorbedenken müssen, sondern vor allem, weil sich sein ganzes Innere schon seit langem auf diesen Tag eingestellt hatte, und weil Kurzfristentscheidungen auf unabsehbare Zeit verschoben wurden.

Wie ein Wahnsinniger war er durch alle Garderoben gerannt und hatte um einen Ersatz gebettelt. Bei den Ballettmädchen hatte er sogar eine Riesensumme geboten, wenn sich eine bereit fände, nur diesen einen Abend seine Partnerin zu vertreten. Aber keine hatte den Mut, auf sich schießen zu lassen, keine soviel Vertrauen zu seiner Kunst.

Und dann war er sogar bei den vier Dorlettis gewesen, den Kautschukmädchen, und das war eine Demütigung für ihn. Sie hatten ein halbes Jahr in demselben Zirkus gearbeitet, sich aber nie leiden können. Zu allem Unglück für Leopardi war auch noch diese sentimentale kleine Göre in der Garderobe, das Mädchen, das für die Dorlettis wirtschaftete und ihre Kostüme nähte. Dieses oberste Weibstück hatte immer so eine dumme Art, ihn anzuhimmeln, das konnte er schon gar nicht leiden — und überhaupt, er verachtete die Weiber.

Das war ihm leicht anzusehen; denn sein schönes Gesicht trug meist einen fast beleidigenden Ausdruck unnahbarer Verschlossenheit zur Schau, so daß man schnell geneigt war, ihn für hochmütig oder gar arrogant zu halten.

Jetzt, nachdem alle Versuche gescheitert waren, saß er mit verbissenem, weltverachtendem Gesichtsausdruck in seiner Garderobe, spielte nervös mit einem Schminkstift und erwartete den Bühnenmeister, um mit ihm alles Notwendige für seinen nunmehr verkürzten und veränderten Auftritt zu besprechen.

Die Vorstellung hatte bereits begonnen deutlich hörte man die vertrauten Geräusche von der Bühne, den schäumenden Tusch des Orchesters, den in seltsamen Intervallen aufrauschenden Applaus.

Diese erregende und geliebte Atmosphäre des Varietétheaters, die so notwendig ist, um bei den Artisten den Zustand der Hochspannung und Konzentration zu erzeugen, konnte im Gemüt Leopardis heute nur eine immer wildere Untergangsstimmung hervorrufen.

Als es an die Tür seiner Garderobe klopfte, rief er ein geradezu feindlich böses „Herrein", als er aber dann statt des Bühnenmeisters das kleine Mädchen von den Dorlettis zaghaft erscheinen sah, zogen sich seine Brauen düster und unheilverkündend zusammen.

Das Mädchen war ein zwar unscheinbares, doch hübsches Geschöpf. Es errötete und sagte mit furchtsam hervorgestotterten Worten:

„Sie brauchen einen Ersatz für ihre verunglückte Partnerin . . .? Nehmen Sie mich! Ich werde mir Mühe geben, es gut zu machen."

Mit einem finsteren Ausdruck mißtrauischen Spottes betrachtete sie Leopardi sekundenlang, dann aber sprang er jäh entschlossen auf und rief: „Sei's drum, es ist die letzte Möglichkeit. Also schnell!" — — —

Der ungeheure Zuschauerraum des Varietés war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Publikum erwartete jetzt in höchster Spannung die „Hauptattraktion! Leopardi, den besten Kunstschützen der Welt.

Zunächst wurde die Giftmordszene heiustigt hingenommen, als aber dann ein mächtiger Scheinwerferkegel aus Galerie hinaufwanderte und einen kurzen Augenblick die Gestalt Leopardis sichtbar werden ließ, da ermäßigte sich der Anwesenden doch ein banges schauerndes Gefühl; denn die Entfernung war ungeheuer groß, und das Ziel so winzig.

Leopardi zielte mit gewohnter, eisiger Ruhe auf das weit entfernte Mädchen, seine scharfen Augen sahen jede Einzelheit. Doch plötzlich zögerte er sekundenlang, — verfluchte —, sie zitterte. Endlich, der erste Schuß knallte, und die Gabel flog klirrend über die Bühne.

Der zweite Schuß war fast unhörbar durch den Applaus, ihr nervöses Beben ohne Bedeutung, das Glas leicht zu treffen — hell klingend zersprang es in viele Splitter. Der dritte Schuß war der schwierigste, die Zigarette bot das kleinste Ziel, hier mußten Bewegungen unbedingt ruhig sein.

Jetzt versank der Saal in Todesstille. Und während Leopardi zielte, kam auf einmal, wohl zum erstenmal in seiner Laufbahn, ein Zittern über ihn, es dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde. Es war wie eine kurz aufleuchtende Vision: er sah das Mädchen, sah, wie sie in banger ungeheuer mühevoller Willensspannung ihre Bewegungen zur Ruhe zwang, sinnliche Todesfurcht im Herzen. Eine Todesfurcht, die sie seinetwegen, aus Liebe zu ihm überwandt.

Ein ungeheurer Donner von Beifall belohnte Leopardis dritten Meisterschuß, er aber lief durch die Reihen des Publikums, durch den rauschend auf ihn herniederprasselnden Applaus hastig auf die Bühne, nur von dem Gefühl beherrscht, dem kleinen Mädchen — danken zu müssen.

Noch lange rauschten und schäumten die Wellen des Beifalls gegen den geschlossenen Vorhang. Doch er erhob sich nicht mehr; denn Leopardi war schon in seine Garderobe hinaufgeeilt. Auf seinen Armen hatte er das Mädchen getragen, es war zu viel für sie gewesen, sie war erschöpft zusammengebrochen.

Er hat nie wieder auf sie geschossen.

Abgelehnt vom Alten Fritz

Von Lu Volbehr

Der junge Livländer Ernst Gideon Laudon, Soldat von Kopf bis zur Hehe, tapfer, klug und unbescholten, hatte als Kadett in Rußland gedient und hatte mit 17 Jahren in den vordersten Reihen bei der Belagerung und der Einnahme Danzigs gestanden.

Neben seinen militärischen Tugenden besaß er eine Eigenschaft, die wohl unzertrennlich von diesen ist, nämlich den Ehrgeiz seine Kraft, sein Leben unter ruhmreichen Fahnen einzusetzen.

Nachdem der junge Laudon im Corps Kaiser Karls VI. gegen Frankreich gekämpft, danach gegen die Türken war sein sehnlichster Wunsch fürder dem Preußenkönig Friedrich II. dienen zu dürfen, dessen junger Ruhm nach dem ersten Schlesischen Krieg weit verbreitet war.

Hatte der junge Krieger nicht den rechten Weg zum Ohr des ruhmreichen Königs gefunden oder lag es daran, daß er sich noch nicht an dem Preußenhelden sichtbaren Stellen hatte auszeichnen können — aus welchem Grund es auch geschehen sein mag, sein Gesuch im Heer Friedrichs eintreten zu dürfen, wurde abschlägig beschieden.

Er wandte sich enttäuscht über den Mißerfolg, nach Wien, wo er mehr Glück hatte. Er diente nun mit seiner ganzen Kraft und Fähigkeit, mit allen seinen soldatischen Gaben dem neuen Herrn. Schwere Wunden trug er im Feldzug gegen Frankreich davon. Nach seiner Genesung wurde Laudon in ein ungarisches Regiment versetzt und das Schicksal bestimmte ihn dazu, an der Schlesischen Grenze gegen den Helden zu kämpfen, dem er fünf Jahre zuvor seine Dienste angeboten hatte.

Er tat sich besonders beim Ueberfall des preußischen Lagers während der Schlacht bei Soor hervor; mußte aber bei Hohenfriedberg mit denen abziehen, die Friedrich glorreich besiegt hatte.

Lange mußte Laudon darauf warten, bis er sich Stellung, Ehre und Anerkennung erringen konnte. Der siebenjährige Krieg brachte ihm endlich das Soldatenglück und erwarb ihm, dem erfolgreichen Gegner Preußens, die Beachtung des Throns seiner Jugend.

Bei Hochkirch, bei der Verfolgung der Preußen bis in die Mark, bei Kunersdorf führte der „Feldmarschall Laudon" seine Soldaten unter siegreicher Fahne, bis ihn bei Liegnitz Friedrich schlug.

Laudon als siegreicher Gegner, Laudon als ehrenvoll besiegter Feind — Laudon war kein unbekannter junger Soldat mehr, der vergeblich Aufnahme in Friedrichs Heer suchte. Er war ein Führer geworden, dem Friedrich Anerkennung sollte und Ehre erwies.

Und Laudon sollte Auge in Auge mit dem Großen dies noch von ihm selbst erfahren.

Als Maria Theresia, nachdem Peter III. mit Preußen Frieden geschlossen, Thugut ins preußische Hauptquartier entsandte um den Frieden zu erhalten, war auch Laudon bei der Gesandtschaft.

Laudon, wenn auch innerlich von verzehrender Ehrsucht, war in seinem Wesen von zurückhaltender Bescheidenheit.

Bei der Tafel, nach vorhergegangenen schwerwiegenden Auseinandersetzungen, wollte Laudon sich auf den unteren Platz dem König Friedrich gegenüber setzen, da aber sagte Friedrich:

„Herr Feldmarschall Laudon, bitte setzen Sie sich neben mich. Ich ziehe vor, Sie mit zur Seite zu haben als mit gegenüber."

Laudon sah in die leuchtenden blauen Augen Friedrichs und folgte dann seiner Aufforderung und er dachte an seinen Jünglingstraum, unter diesen Augen kämpfen und siegen zu dürfen.

Friedrich aber ahnte nicht, daß er sich Laudon selbst zum Gegner gemacht hatte.

Ein teures Fest

Von Olav Sölmund

Der englische Gesandte in Neapel hatte ein Fest gegeben, das trotz geringen Kostenaufwands als wohlgelungen galt. Aber als die Billigkeit unter den Gästen bekannt wurde, gab es viele unter ihnen, die das früher so schön gefundene Fest ihrer und des Gastgebers auf einmal unpassend fanden und es darum in jeder Weise herabsetzten.

Der Gesandte beschloß, sich zu rächen, und er tat es als echter Engländer und zugleich als ein Mann, dem die Goldstücke nicht viel galten. Er ließ Einladungen zu einem neuen Feste ergehen und sorgte dafür, daß man überall schon vorher von der Pracht des künftigen Festes sprach. Die Geladenen erschienen natürlich vollzählig, denn niemand wollte es versäumen, zu sehen, was der Gesandte nun für das erste, als armselig verspottete Fest zu bieten vermochte.

Wie erstaunt waren die Gäste, als sie bei der Ankunft im Heime des Gesandten überhaupt keine Vorbereitungen zu einer größeren Veranstaltung wahrnahmen. Der Gastgeber empfing sie in einem nur mäßig erleuchteten Saale. Kein Kronleuchter, keine gedeckte Tafel waren zu sehen.

Als alle versammelt waren, brachte der Diener eine Spirituslampe herbei. Alle glaubten, daß nun irgendein wunderbares, überraschendes Schauspiel geboten würde.

Gespannte Erwartung lag über den Anwesenden, als der Hausherr sich erhob und sprach: „Meine Herren! Ich weiß, daß Sie ein Fest nicht nach dem Vergnügen und der Unterhaltung, sondern lediglich nach den Kosten schätzen. Sehen Sie hier, mein Rock ist mit einem Gemälde von Domenico gefüttert, das fünftausend Pfund Sterling wert ist. Aber das ist nicht alles. Hier sind zehn Noten, jede tausend Pfund wert, zahlbar bei Sicht an der Bank zu Amsterdam." Damit rollte er die Noten zusammen und hielt sie über die Spirituslamme, die sie langsam verzehrte.

„Ich zweifle nicht, meine Herren," fuhr der Gesandte nun fort, „daß mein heutiges Fest Sie vollends zufriedenstellt, und daß Sie dasselbe ganz nach Ihrem Geschmack gefunden haben. Guten Abend, meine Herren, das Fest ist aus!"

Damit zog er sich in seine Gemächer zurück, verlegen und beschämt gingen die Gäste auseinander.

Dies nebenbei

Eltern bilden sich oft über ihre Kinder etwas ein. Aber Dr. Berge in London war der Ueberzeugung, daß die Meinung, die er über sein vier Jahre altes Kind hatte, „wissenschaftlich" begründet sei. Er zeigte es nämlich den Berichterstattern der Londoner Zeitungen mit dem Bemerken: „Meine Herren, dieses Kind wird 200 Jahre alt werden. Natürlich waren die Herren über diesen Ausspruch sehr erstaunt und fragten den Vater, worauf er solche doch offensichtlich unsinnige Behauptungen gründe. Darauf strich sich Dr. Berge seinen riesigen Vollbart (einen solchen hatte er) und sagte: „Eine von mir erforschte Lebensweise wird dieses Alter notwendig im Gefolge haben. Das Kleine wird nämlich nur Nüsse, Milch, Früchte und Brot als Nahrung bekommen. Das ist das ganze Geheimnis; wir leben alle viel zu schnell. Wir entwickeln uns in einer Geschwindigkeit, der unser Organismus nicht folgen kann. Kein Wunder daher, daß wir früh altern und sterben." Aha, dachten die Berichterstatter, sein Organismus konnte nicht folgen! Und sie zogen sich zurück mit den Bemerken, sie würden vielleicht in 200 Jahren einmal wieder vorsprechen . . .

*

Viele Dinge sind heute möglich, über die unsere Großväter nur den Kopf geschüttelt hätten. Ein Bäcker in Bulawayo in Rhodesien hatte es sich in den Kopf gesetzt, sich an einer Bäckerausstellung in London zu beteiligen. Wie sollte aber ein Kuchen eine solche Reise überstehen und dabei frisch und schmackhaft bleiben? Bei diesen Ueberlegungen fiel dem Bäcker das Flugzeug ein. Er baute also einen frischen, herrlichen Riesen-Hochzeitskuchen zusammen und lud ihn in ein Flugzeug nach Kapstadt. In Kapstadt hatte der Kuchen sofort „Anschluß"; er wurde umgeladen und trat dann seine lange Reise nach London an. Dort kam er genau 2 Minuten vor Schluß der letzten Ausstellerfrist an. Er hatte eine Strecke von 7000 Meilen zurückgelegt, war frisch und lecker und unbeschädigt. Der Spaß kam dem guten Bäcker in Rhodesien zwar sehr teuer, er hatte dafür aber einen Trost; denn seinem Hochzeitskuchen wurde der erste Preis zugesprochen.

*

Behaupte niemand, lange Briefe schreiben wäre unmodern! Kürzlich hat der Nationalverband der englischen Landwirte aus Australien einen Brief erhalten, der die gewiß beachtliche Länge von 4,70 m bei einer Breite von 40 cm aufweist. Der Absender ist ein australischer Ackerbauer. Er versucht in diesem Brief dem englischen Verband in London klarzumachen, daß der Verband es noch nicht gelernt hätte, Ausstellungen zu organisieren. Dabei vergleicht er genau an Hand von Statistiken über die Produktion, über die Finanzen und über die Bevölkerung die Ausstellungen in Australien mit denen in England. Der australische Bauer scheint aber durchaus nicht der Ansicht zu sein, nun einen „erschöpfenden" Beitrag zu dieser Frage gegeben zu haben, denn er schließt seine Ausführungen sehr bescheiden mit dem Zusatz: „Irrtümer und Auslassungen vorbehalten."

*

Ein holländischer Mathematiker hat eine interessante Berechnung vorgenommen. Er stellte sich die Aufgabe, ein Stück Papier 50mal zu falten. Das klingt sehr einfach, ist aber ungewöhnlich schwer. Ja, man kann sogar sagen, es ist vollkommen unmöglich! Denn wenn man ein Papier 3mal gefaltet hat, ist es 8mal so dick, wie es ursprünglich war. Faltet man das Papier 7mal, so hat es eine Dicke, die 128mal so groß ist wie das „Original", und dann werden die Zahlen phantastisch. Faltet man nämlich ein Stück Papier 30mal, dann hat die Dicke dieses Papiers schon den Durchmesser der Erde erreicht. Nach 45mal wird bereits der Mond von dem gefalteten Papier berührt. Man müßte freilich für dieses Experiment ein Stück Papier haben — so groß wie die USA . . . Also bitte, wer bringt's fertig?

*

Schon mancher reiche Mann ist auf den Gedanken gekommen, sich durch die Eigenart seines Grabmals ein dauerndes Denkmal zu setzen. Aber eine der seltsamsten Grabstätten der Welt dürfte doch jene sein, die soeben für die Familie Du Pont, eine der reichsten und bekanntesten Amerikas, in Wilmington im State Delaware vollendet worden ist. Die Herstellung des Grabes hat fast dreiviertel Millionen Mark gekostet, es liegt 63 Meter hoch und ist mit einem Glockenspiel und einem Leuchtfeuer ausgestattet, das von einem Turm her erstrahlt. Ein Lift führt zu dem Grab hinauf, und innen ist Raum für sechs Mitglieder der Familie, von denen eines bereits hier ruht. Das Grab bildet den Mittelpunkt einer Stiftung für kranke und verkrüppelte Kinder und eines Altersasyls. Alfred Irenee du Pont, der im Jahre 1935 starb, hinterließ einen Fonds von fast 10 Millionen Mark für wohltätige Zwecke, nämlich ein großes Barvermögen und seinen ganzen wundervollen Besitz. Im Tode aber wollte er von den Menschen umgeben sein, die dank seiner Stiftungen ein zufriedenes und glückliches Leben führen können und in deren Mitte ihm ein dankbares Andenken gewiß ist. Jo-Jo

Bekanntlich sind vor einiger Zeit durch den Reichspostminister in Erinnerung an die geschichtliche Entwicklung des Postwesens auf einigen traditionellen Strecken Pferdeposten auch für die Personenbeförderung wieder eingerichtet worden. Unser Bild zeigt einen Fahrausweis für Fahrten mit diesen Pferdeposten.

(Zander, K.)

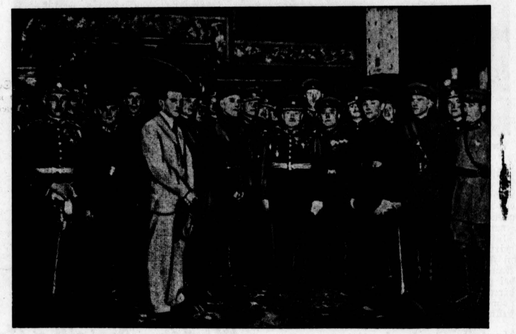
Olüb finbnn Jorgnn

Bild links: **Die Schlußbesprechung zwischen dem Führer und Ministerpräsident Chamberlain.** Der Führer begrüßt den zur Besprechung vor dem Hotel „Dreesen" in Godesberg eintreffenden britischen Ministerpräsidenten Chamberlain. (Weltbild, Zander-Multipl.-K.) — — Bild rechts: **Generaladmiral Dr. h. c. Raeder.** Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine wurde vor 10 Jahren — am 1. Oktober 1928 — als Chef der Marineleitung berufen. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Der Führer nach seinem Eintreffen im Sportpalast. Links von ihm Reichsminister Dr. Goebbels; rechts: Reichsminister Rudolf Heß, Generalfeldmarschall Göring, Reichsminister von Ribbentrop und Reichsminister Dr. Frick. (Presse-Hoffmann, Zander-M.)

Wir haben das Joch getragen

„Wir haben das Joch getragen, nun sind wir frei und bleiben frei!" Postamt Asch 1, am 21. September 1938. Dieser Postsonderstempel wurde in Asch verwendet, der Andrang auf dem Postamt war ungeheuer, um diesen Stempel zu erhalten. (Weltbild, Zander-Multipl.-K.)



Dokumente... / Der tschechische Verrat an Europa

Prag und Moskau Hand in Hand

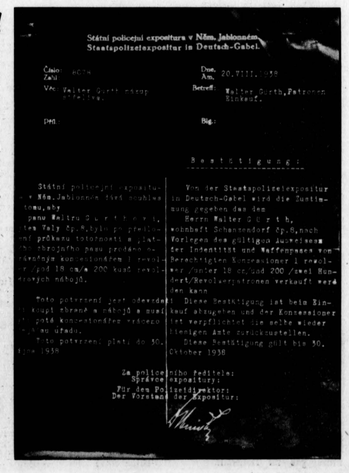


Bild oben links: **So fing das Leid unserer sudetendeutschen Brüder an.** Am 4. März 1919 bekannten sich die Sudetendeutschen auf friedlichen Massenversammlungen einmütig zu ihrem Volkstum. Von tschechischen Legionären überall verfolgt, mußte die westböhmische Kleinstadt Kaaden den größten Blutzoll entrichten. Unsere zeitgenössische Zeichnung erzählt von dem Blutbad der Legionäre auf dem Ringplatz von Kaaden am 4. März 1919. (Presse-Hoffmann, Zander-K.) — Bild oben links: **Der rote General Schaposchnikow mit dem tschechischen Generalstabschef Krejci im Prager Rathaus.** — Bild unten links: **Benesch in seinen „glücklichen Moskauer Tagen".** Litwinow-Finkelstein, Gesandter Alexandrowski, Stalin und der tschecho-slowakische Außenminister im Kreml. — Bild unten mitte: **Der tschechische Kommunistenführer Klement Gottwald mit seinem Chef Dimitroff.** — Bild unten rechts: **Prag bewaffnet systematisch die bolschewistischen Mordbrenner.** In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag wurde in Seifhennersdorf unter Flüchtlingen, die von Warnsdorf über die Grenze gekommen waren, ein kommunistischer Spitzel verhaftet. Es handelt sich um den in sudetendeutschen Kreisen wohlbekannten kommunistischen Funktionär Gürth. Bei seiner Durchsuchung fand die deutsche Polizei Dokumente, die beweisen, daß die Prager Machthaber systematisch den kommunistischen Mob bewaffnen. Während sie den Sudetendeutschen jedes primitive Recht der Selbstverteidigung absprechen wollen, erhalten Zuchthäusler und bolschewistische Flintenweiber Waffenpaß und Schießwaffen jeder Art und Munition in riesigen Mengen. — Diese Bestätigung der tschechischen Polizeidirektion wurde bei der Durchsuchung des kommunistischen Provokateurs gefunden. Sie gestattete dem bolschewistischen Mordbrenner den Kauf eines Revolvers und 200 Revolverpatronen! **(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)**

Flüssiggas für Auto und Gasherd

Ein neuer deutscher Kraft- und Brennstoff

Omnibus mit Flüssiggasantrieb
Die Stahlflaschen (drei Stück) sind an der Rückwand des Wagens neben dem Reserve-Reifen untergebracht. Der sonst verschlossene Schrank ist hier gerade geöffnet. (IG-Bildarchiv)

Schon 50000 t Jahresverbrauch

Bei der Herstellung von Benzin aus Kohle gewinnt man nicht nur Benzin. Es fallen zwangsläufig auch eine Reihe von Nebenprodukten an, in der Hauptsache gasförmige aber sehr energiereiche Stoffe. Früher sind solche Nebenprodukte nicht weiter beachtet worden. Man nahm sie als notwendiges Uebel in Kauf, aber dachte nicht daran, sie vernünftigen Verwendungszwecken zu erschließen. Heute geht nichts mehr verloren. Man hat Wege gefunden, auch diese Energien nutzbar zu machen. Ein Gemisch der gasförmigen Stoffe wird durch Druck verflüssigt und in leichte Stahlflaschen abgefüllt. Man verwendet diese Flüssiggase hauptsächlich als Betriebsstoff für Lastwagen, ferner im Kleingewerbebetrieb und im Haushalt für Heiz- und Kochzwecke. Jährlich wird bereits die stattliche Menge von 50 000 Tonnen Flüssiggas in Deutschland verbraucht. Man nimmt an, daß künftig noch etwa 100 000 Lastwagen (das ist ungefähr ein Viertel bis ein Drittel unseres Lastwagenbestandes) auf den Betrieb mit Flüssiggas umgestellt werden können.

Wachsendes Interesse für Flüssiggas

Die Verwendung von Flüssiggas befindet sich in Deutschland noch im Ausbau, da erst mit der Herstellung von Benzin aus Kohle dem

Verladerampe für Flüssiggas. (IG-Bildarchiv)

Flüssiggas mehr Beachtung geschenkt wurde. In anderen Ländern ist der Verbrauch von Flüssiggas (allerdings nicht in Anlehnung an die Kohleverflüssigung) schon viel länger eingebürgert und darum auch wesentlich höher. Frankreich z. B. verbraucht 10mal so viel Flüssiggas wie Deutschland. Statt der gegenwärtig 30 000 Kunden in Deutschland benutzen in Frankreich 700 000 Kunden Flüssiggas. Die Annahme, daß das Interesse für Flüssiggas bei uns sich weiter steigern läßt, ist also wohl berechtigt. Man wird lediglich darauf bedacht nehmen, daß sich jetzt nicht mehr Interesse einstellt, als später befriedigt werden kann.

Vorteile für den Lastwagenbetrieb

Die Grundvoraussetzung für eine weitere Absatzsteigerung liegt im Preis. Die Voraussetzung ist bei Lastwagen und Omnibussen absolut gegeben. Für Personenwagen kommt die Verwendung von Flüssiggas weniger in Frage. Die Vorteile lassen sich an Hand der Betriebskosten genau ausrechnen. Kurz gesagt, bestehen die Vorteile darin, daß der Betrieb mit Flüssiggas billiger ist als der Betrieb mit Benzin. Allerdings sind dabei gewisse Umstellungskosten von Benzin auf Flüssiggas zu berücksichtigen. Beim Fahrbetrieb mit Flüssiggas braucht man keinen Benzinkanf mehr. Der Kraftstoff wird in den Stahlflaschen mitgeführt. Das Flüssiggas wird also nicht wie Benzin aus den Flaschen in den Tank gefüllt, sondern direkt aus den Stahlflaschen zum Motor geführt. Meistens werden die Stahlflaschen am Wagen hinten oder seitlich unten angebracht. Von den Stahlflaschen zum Motor muß eine feste Leitung gelegt und in die Leitung ein Druckregler und Vorwärmer eingebaut werden. Am Motor selbst sind keine Aenderungen erforderlich. Die Kosten

Flüssiggas im Haushalt. (IG-Bildarchiv)

für diese Umstellung sind nicht hoch. Sie machen sich schon bei geringer Kilometerleistung des Wagens in kurzer Zeit bezahlt. Für einen 1½-Tonnen-Lastwagen betragen die Umstellungskosten 430 RM. Diese einmalige Ausgabe wird wieder eingebracht durch Einsparung an Betriebsstoff. Bei einer Jahresleistung von 25 000 Kilometer spart der Besitzer 427 RM Betriebsstoff. Die Investition ist also schon herauswirtschaftet. Dazu kommen ihm noch Steuervorteile zugut, insgesamt 142.— RM, so daß bereits im ersten Betriebsjahr nicht nur die Umstellung völlig amortisiert wird, sondern der Besitzer darüber hinaus noch ein Plus von 139.— RM macht. Bei größeren Fahrzeugen ist das Verhältnis noch günstiger. Ein 3-Tonnen-Wagen spart dem Besitzer trotz Umstellungskosten bei der gleichen Kilometerleistung 588.— RM.

Die Fahreigenschaften von Flüssiggas sind ausgezeichnet. Da Flüssiggas rußfrei verbrennt, wird der Motor geschont. Ebenso tritt keine unliebsame Schmierölverdünnung auf.

Flüssiggas im Haushalt

Auch für alle Haushaltungen, die noch nicht mit Gas versorgt sind, bietet Flüssiggas gegenüber Spiritus, Petroleum, Kohlen und Holz wesentliche Vorteile. In den städtischen Haushaltungen, die heute überall ihren Gasanschluß besitzen, ist das nicht wichtig. Umso mehr interessiert sich dafür das breite Land. Man darf nicht vergessen, daß rund die Hälfte der deutschen Bevölkerung immer noch ohne Gas kocht! Elektrischer Strom ist wohl meistens vorhanden, aber die Stromkosten erlauben in der Regel nur, mit Elektrizität zu beleuchten, dagegen nicht mit Elektrizität zu kochen und zu heizen. Hier liegen für Flüssiggas wegen seiner leichten Transportmöglichkeit noch große Entwicklungschancen, vor allem in Siedlungen, kleinen Ortschaften und verstreut liegenden Anwesen, die keinen Anschluß an ein Gasleitungsnetz besitzen und zu erwarten haben. Die Stahlflaschen mit dem Flüssiggas werden an der Außenseite des Hauses in einem verschließbaren Schrank aus nicht brennbarem Material aufgestellt und mit dem normalen Gasherd durch Anschlußrohr, Druckregler und Ventil verbunden. Flüssiggas ist gegen Kälte nicht empfindlich. Frostgefahr ist daher nicht zu befürchten. Die Stahlflaschen werden, wenn sie leer sind, gegen neue ausgewechselt. Der Preis frei Haus beträgt je Kilo Flüssiggas 70 Pfennig, das entspricht dem Heizwert nach 20 Pfennig pro Kubikmeter Stadtgas, oder 5.5—7.5 Pfennig pro Kilowattstunde.

Beitrag zur Unabhängigkeit

Der steigende Verbrauch von Flüssiggas wird von einer großen Organisation gepflegt, die die Anlieferung und Abholung der Stahlflaschen besorgt. Die Organisation hat besondere „Tankstellen" für Autos eingerichtet, d. h. dort können die Stahlflaschen ausgewechselt werden. Für die Haushaltungen wird das Flüssiggas nach allen Teilen Deutschlands geliefert. Große Lastzüge holen die Flaschen in der Fabrik ab und bringen sie nach genauen Fahrplänen bis in die letzten Winkel des Reiches.

Ist es nicht wunderbar, wie aus Nebenprodukten der Benzinsynthese eine volkswirtschaftlich so wichtige Angelegenheit werden kann? Wenn Deutschland einmal in seinem Kraftstoffbedarf unabhängig vom Ausland ist, trägt das Flüssiggas sein gut Teil dazu bei.

Wink für den Kraftfahrer

Das gefährliche Schleudern

Vorbedingung, Verhütung und Gegenwirkung

Eines der unangenehmsten Erlebnisse, die es beim Autofahren gibt, ist das „Schleudern". Der Wagen, der bisher brav und ruhig seine Bahn lief, wird ganz urplötzlich störrisch und rutscht mit dem Hinterteil einfach seitlich weg, d. h. stellt sich mehr oder minder schräg zur Straße, ohne dabei etwa sofort stehen zu bleiben. Im Gegenteil — es ist, als ob bisher verborgene Kräfte plötzlich frei würden: Mit ungeheurer Wucht rast das Fahrzeug weiter, bis es irgend einen Widerstand findet, an dem es — meist mit schweren Beschädigungen — zum Halten kommt, oder bis es infolge der seitlichen Reibung der Räder auf der Straße umstürzt. Es gehört schon viel, sehr viel Erfahrung dazu, ein ins Schleudern geratenes Fahrzeug wieder in die Gewalt zu bekommen.

Sehr viel besser ist es, man bemüht sich, es überhaupt nicht zum Schleudern kommen zu lassen! Man kann das in den meisten Fällen, wenn man weiß, wie und wodurch das Schleudern zustande kommt. Die große Geschwindigkeit in Kurven oder auf schlechter, von Schlaglöchern durchsetzter Straße, dicker Staub, schlüpfriger Asphalt u. a. Gründe können Veranlassung zum Schleudern geben. Wenn man dies weiß, kann man sich danach richten. D. h., man fährt nicht mit sinnloser Geschwindigkeit in Kurven, stoppt das Tempo ab auf schlechten Wegen, so daß der Wagen nicht mehr springen kann und dadurch vielleicht aus der Fahrtrichtung gebracht wird, und auf nassem Asphalt hütet man sich ebenfalls vor schneller Fahrt und vermeidet zu plötzliches Steuern und mehr noch zu scharfes Bremsen, weil der Wagen sonst unter Umständen wahre Indianertänze aufführt, die leicht ein böses Ende nehmen. Neben diesen Ursachen, die den meisten Fahrern bekannt sind, gibt es aber noch andere, an die nur wenige Leute denken. Schon ein zu hastiges Wegnehmen des Gases bei hohem Tempo kann ein Schleudern auslösen, weil ja der Motor plötzlich als starke Bremse wirkt. Auch ungenügend oder verschieden stark aufgepumpte Reifen sind gefährlich. Man kontrolliere deshalb öfters, ob die Pneus noch den vorgeschriebenen Luftdruck aufweisen, und insbesondere, ob die beiden Reifen jeder Achsen den gleichen Luftdruck haben. Das sollte man übrigens schon aus Sparsamkeitsrücksichten tun, weil ein zu weicher Reifen sich schneller verbraucht als ein richtig aufgepumpter.

Außerordentlichen Einfluß auf das Schleudern haben auch die Stoßdämpfer. Wenn diese zu locker oder ungleichmäßig eingestellt sind, wird durch die Unebenheit der Straße der Wagen in Schwingungen versetzt, welche die Schleudergefahr vergrößern. Auch die Verteilung der Belastung des Wagens ist wichtig: ist sie sehr ungleichmäßig, können ähnliche Erscheinungen auftreten, wie wenn die Pneus ungleichmäßigen Luftdruck haben; eine stärkere Belastung der Hinterachse aber ist jedenfalls vorteilhaft. Dagegen ist eine Ueberlastung des Fahrzeugs oft von bösen Folgen begleitet. Und schlimmer noch sind ungleich wirkende Bremsen, die imstande sind, den Wagen ruckartig aus der Fahrtrichtung zu reißen. Wenn man weiß, daß all diese Dinge die Schleudergefahr, die ja stets vorhanden ist, ganz ungeheuer erhöhen, dann kann man durch Vorsicht und sorgfältige Ueberwachung des Wagens manchen bösen Zwischenfall vermeiden. Hat man aber das Pech, daß man einmal ins Schleudern gerät, so bewahre man Ruhe! Das ist die Voraussetzung dafür, daß man zweckentsprechend handelt. Zweckentsprechend! Jeder Fall liegt anders, in jedem sind also verschiedene Maßnahmen notwendig. Welche das sind, das läßt sich generell nicht sagen. Im allgemeinen gibt es da zwei Regeln, die einander zu widersprechen scheinen, die aber, jede für sich am richtigen Ort angewendet, durchaus „zweckentsprechend" sind:

Die erste Regel heißt: Gas wegnehmen und stets nach der Mitte der Straße steuern! Hat man Pech und — etwas Glück, so gelingt es wohl, nach aufregendem Zickzack-Kurs wieder geradeaus zu fahren. Unbedingt muß man sich davor hüten, die Bremsen zu betätigen; dadurch würde das Schleudern nur verstärkt werden. Ob man die Kupplung austritt, hängt von den Umständen ab: im Gegensatz zu früher neigt man jetzt dazu zu sagen, daß man sich um die Kupplung gar nicht kümmern soll. Die zweite Regel lautet gerade umgekehrt: Vollgas geben! Das kann durchaus richtig sein, etwa so, wie es manchmal angebracht ist, vor einem Räuber nicht Fersengeld zu geben, sondern ihm blitzschnell eins auszuwischen. — Vollgas! Wenn die Räder sich dann irrsinnig schnell drehen, ist die Möglichkeit da, sie wieder fest greifen, gewissermaßen größer. Im gleichen Augenblick aber macht der Wagen auch schon einen Satz nach vorn — und dazu braucht man Platz.

Jedenfalls: nach Möglichkeit lasse man es gar nicht zum Schleudern kommen, indem man vernünftig fährt und den Wagen gut überwacht. Allerdings muß man schon beim Kauf des Wagens, bei der Probefahrt, genau darauf achten, daß das Fahrzeug eine wirklich gute Straßenlage hat. Ist das nicht der Fall, so lasse man die Finger davon.

Als der „Diesel" erstmals von alleine lief

Ein Veteran des Motorenbaus erzählt - Johann Linder, der „Dieselvater", wurde 80 Jahre alt

In Augsburg feierte Obermeister i. R. Johann Linder seinen 80. Geburtstag. Als „rechte Hand" des Konstrukteurs Rudolf Diesel war er Zeuge von dessen umwälzender Erfindung, des Dieselmotors.

Bedächtigen Schrittes, aber stolz erhobenen Hauptes, spaziert an sonnigen Nachmittagen ein Mann mit weißem aufgeweichtem Schnurrbart durch die Anlagen der Fuggerstadt Augsburg, dem man es nicht ansieht, daß er schon runde 80 Jahre auf dem Rücken trägt. „Dieselvater" rufen die Kinder, wenn sie seiner ansichtig werden, und Obermeister Johann Linder freut sich jedesmal, wenn er mit diesem Namen begrüßt wird, ist er doch die rechte Hand des Erfinders Rudolf Diesel gewesen, mit dem er in guten und schlechten Zeiten treu zusammenarbeitete. Was mag sich der immer noch recht rüstige Greis, dem zu seinem 80. Geburtstag eine Fülle von Glückwünschen zugegangen ist, denken, wenn er auf Schritt und Tritt dem unvergleichlichen Siegeszug des Dieselmotors begegnet, bei dessen schwieriger Geburt er Zeuge war. „Es ist mir unfaßlich, wie schnell die Zeit vergeht", meint Johann Linder, „ich glaube, es wäre erst gestern gewesen, als Diesel's Motor nach zahlreichen vergeblichen Versuchen endlich lief."

Dieses Gestern ist freilich schon mehr als 40 Jahre her und Linder stand im besten Mannesalter, als er 1898 von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg nach der Stadt am Lech gerufen wurde. Diesel wollte den bewährten Chefmonteur, den er schon von früher her kannte, unbedingt bei seinen Versuchen um sich haben. Der Erfinder hatte damals noch die Absicht, seinen Motor mit Kohlenstaub anzutreiben, aber auf die Einwände seines tüchtigen und erfahrenen Mitarbeiters ging er schließlich von diesem Gedanken ab und zog das Petroleumöl für seine Experimente vor. „Ja, wir rauften uns manchmal verzweifelt die Haare, wenn uns zahlreiche Versuche immer wieder mißlangen und an den ersten Motor mag ich lieber gar nicht denken, denn als dieser auf dem Probestand seine Tauglichkeit beweisen sollte, versagte er vollkommen. Diesel fluchte nicht lange daran herum, sondern machte sich sogleich an den Bau einer zweiten Maschine, die mit einer Reihe von Verbesserungen ausgestattet war. Damit hatte er schon etwas mehr Glück, sie lief wenigstens, wenn sie auch an die Kraftquelle einer Transmission angeschlossen werden mußte."

Aber dann kam wenig später doch der große Augenblick, da der erste brauchbare Dieselmotor der Welt sein mächtiges Lied singen sollte. „Diesel war gerade aus der Werkstätte gegangen", erzählt Linder weiter, „und ich kontrollierte den Gang des Motors von einem Podium herab. Da — ich traute kaum meinen Augen! — sehe ich, daß die Maschine sich unabhängig vom Treibriemen gemacht hat und von alleine lief. Ich stand fassungslos vor Freude da, und in diesem Augenblick kam auch den Lärm, den die selbständig arbeitende Maschine machte, Diesel herein. Ich den Erfolg seiner langjährigen Arbeit und schämte sich der Tränen nicht, die ihm vor Freude gerade so über die Wangen kullerten. Ich drückte ihm, ebenfalls nahe am Weinen, die Hand und sagte nur: „Gratuliere, Herr Diesel, der Motor hat sich auf seine eigenen Beine gemacht!" Schließlich lief das ganze Werk zusammen und beglückwünschte den Erfinder, während der erste Dieselmotor der Welt ununterbrochen weiterlief."

Der Achtzigjährige hält in seiner Erzählung inne. Dann sagt er: „Es sind jetzt gerade 25 Jahre her, seitdem der begnadete Erfinder im Ärmelkanal ertrunken ist. Wo das Unglück vorgekommen ist, mögen die Götter wissen, mir aber tut sein Tod heute noch in der Seele weh, hätte ich es ihm doch vergönnt, den Siegeszug seines Lebenswerkes mitzuerleben."

Hildesheim, eine Stadt in Fachwerk

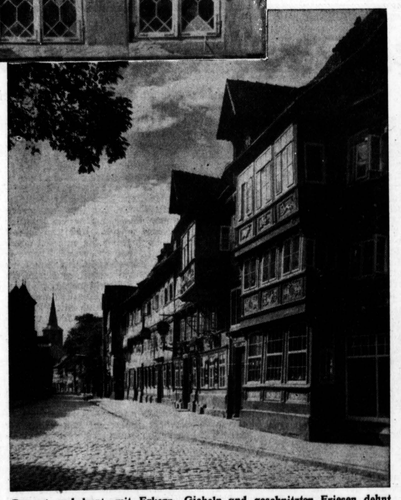
Man muß an einem sonnigen Sonntag um die Mittagsstunde aus dem Getriebe und dem Lärm der Hauptstraßen aus einer kleinen winkligen Gasse auf den Marktplatz treten, um den ganzen Zauber dieser Stadt zu empfinden. Da kann man sich auf einer schlichten Bank von Holz unter schattigen Baumkronen vor dem breit ausladenden Rathaus niederlassen und das Spiel von Licht und Farbe genießen, das jedes Auge und Herz berauscht. Man fühlte sich plötzlich wie in einer anderen Welt; die unruhige Betriebsamkeit unserer Zeit geht fern vorbei, und die majestätische Gelassenheit historischer Würde hält diesen Platz ganz in ihrem Bann. Da sprudelt das sonnblitzende Wasser des Rolandsbrunnens auf jahrhundertealten, verwitterten Stein, der Schwarm der Tauben fällt in segelndem Flug unter die jauchzenden Kinder, deren klingendes Lachen den Raum erfüllt, wenn die Tauben vertraulich aus ihren Händen die Körner picken. Und gleichmütig und gelassen wie ein Ratsherr der freien Stadt sieht das alte, aus vergangener Zeit aufbewahrt erscheint. Rund um diesen Kern laufen noch ganze Straßenzüge, in denen das herrlichste Fachwerk kaum durch einen modernen Bau unterbrochen wird. Wenn man Hildesheim das „Nürnberg des Nordens" nennt, so ist das keineswegs übertrieben. Weit ziehen sich die breiten, dunkelroten Ziegeldächer herunter, lustig belebt durch die vorspringenden Nasenfenster. Und die langen Fronten stehen bunt und bewegt, ihres Alters und ihrer nimmermüden Kraft bewußt. Die kleinen Fensterflügel fangen den kargen Sonnenschein für die niedrigen Stuben ein. Weise Sprüche leuchten in zierlicher Goldschrift von den Friesen, an denen immer eine zierfreudige Hand das Aeußerste an Schmuck und Schönheit versucht hat. Lächelnde gute Geister und die bösen auch mit verzerrten Fratzen haben die Alten heraufbeschworen, weil sie das Leben mit Glück und Unglück kannten. Selbst in den engsten Gassen, die nur durch einen schmalen, giebelgezackten Spalt das Himmelslicht einlassen, läßt die Fröhlichkeit des Fachwerks nicht nach; aus der Not des Raumes ist eine für die damaligen Verhältnisse großartige Baukunst gewachsen.

Man braucht viele Tage, um all die Schönheit in sich aufzunehmen, und hat dann doch erst einen Teil des Reichtums dieser Stadt an altem Kulturgut kennengelernt. In den vielen alten Kirchen der Stadt erlebt das Auge Wunderwerke der Architektur und der Malerei, und in den Schatzkammern liegen köstliche Stücke altdeutscher Handwerkskunst verborgen. — Man muß die Stadt schon aufsuchen und selbst schauen; unmöglich läßt sich all die Kostbarkeit beschreiben.

Josef J. Link.

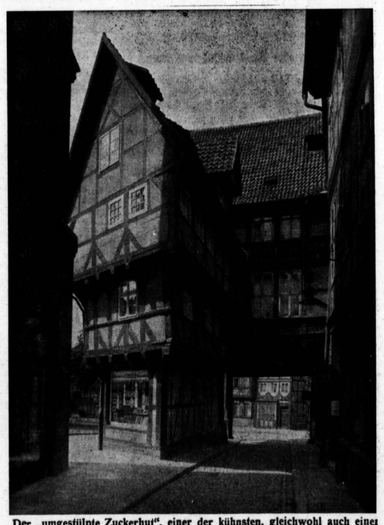
Ein ganzer Landsknechtszug mit Fahne, Pauke und Pfeife (voran der General) begegnet uns auf einem herrlichen Fries. (Foto: Wiedemann)

Der Marktplatz mit dem Knochenhauer-Amtshaus und dem Rolandsbrunnen bietet in seiner Würde und Farbigkeit ein unvergeßliches Erlebnis. (Bild: Archiv)

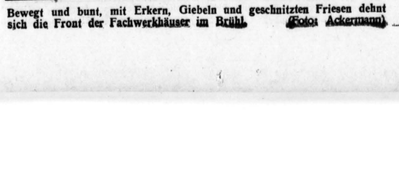


All die überschäumende Fantasie und die dennoch beherrschte Gestaltungskraft der Holzschnitzer der Renaissance offenbaren sich in den wundervollen Friesen und Trägern des Knochenhauer-Amtshauses. (Foto: Walter Lampe)

wundervolle Knochenhauer-Amtshaus mit hohem Spitzgiebel auf die fröhliche Szene nieder, durch die vorgestockten Etagen leicht vorgebeugt, wie einer, der sich herablässt, lächelnd zuzustimmen. Aber dann kann sich das Auge von diesem Haus nicht mehr lösen, das ein unvergleichliches Denkmal der Blüte und der Standesehre der alten Knochenhauerzunft ist. Hier hat die niedersächsische Fachwerkbaukunst ihren Höhepunkt gefunden. Was in den vielen Gassen wie leichter Lebensmut erscheint, wird hier Würde und Repräsentation. Man muß einmal ganz nahe herangehen, das Auge über jeden einzelnen Fries wandern lassen; jede Schnitzerei, jede Maske, jedes Figürchen erscheint als ein Meisterwerk für sich. Edelste Renaissance prägt sich hier aus. Straffstes Stilgefühl hat die Baumeister geleitet. Und eine Farbigkeit geht von dieser Fassade aus, die die ganze, pastellmatte Buntheit der Landschaft in sich aufnimmt.



Der „umgestülpte Zuckerhut", einer der kühnsten, gleichwohl auch einer der schönsten Fachwerkbauten Hildesheims.



Bewegt und bunt, mit Erkern, Giebeln und geschnitzten Friesen dehnt sich die Front der Fachwerkhäuser im Brühl. (Foto: Ackermann)

Aber es ist nicht nur dieser Platz, der wie

Im Banne der rollenden Kugel

Glücklich geworden ist keiner

Ein Tatsachenbericht von Curt Corrinth

Glück und Tragik am Spieltisch - Spieler, von denen die Welt sprach - Wie gewonnen, so zerronnen

1. Fortsetzung

Die nächsten Jahre sehen Dostojewski überall in Westeuropa, wo öffentlich gespielt wird; in Baden-Baden, in Saxons-les-bains, in Wiesbaden und vor allem in Homburg, wo er die tiefste Tiefe seiner Spielerexistenz erreicht.

1867. Homburg. Dostojewski ist völlig im Banne der Roulette. Er verzehren Wochen. Er hat den letzten Gulden verspielt. Seine Frau, die bei ihm weilt, hat keine Macht über ihn. Oh, man darf nicht verzweifeln, muß immer von neuem wagen — morgen, morgen wird der große Schlag gelingen! Der Dichter versetzt seine Uhr, seinen Ring. Spielt. Steht erneut dem Nichts gegenüber. Er rafft alle entbehrlichen Kleidungsstücke zusammen, trägt sie zum Trödler. Spielt. Verliert. Das Nichts ist da . . .

In dieser unseligen Nachtstunde irrt Dostojewski, von Höllenqualen zerrissen, durch die Kuranlagen, umstreift immer wieder das Kurhaus, daraus die Lichter zu neuem Spiel locken. Schicksal, gib eine letzte Chance! Es muß und wird doch einmal glücken! Im Morgengrauen erst wankt er ins Hotel zurück. Angstvoll wartet die Gattin auf ihn. Er wirft sich unauskleidet aufs Bett und versinkt im abgrundtiefen Schlaf der Erschöpfung. Als er erwacht, ist es Mittag. Er findet sich allein. Die Frau ist ausgegangen zu kleinen Besorgungen. Und die Roulette lockt . . . Dostojewski zerbricht sich den Kopf nach der Möglichkeit, neue Mittel für seine Leidenschaft zu erlangen. Da sieht er auf dem Toilettentisch seiner Frau ein armseliges silbernes Armband liegen. Er schleicht näher. Er zerbeißt sich die Nägel, verflucht sich, weicht vom Tisch zurück — schleicht erneut heran . . . — und verliert den Kampf . . . Ah, es wird sich zu nur um Stunden — wein, um Minuten handeln; dann ist er gerettet und kann die Entleihung ungeschehen machen — —: er steckt das Armband ein, stürzt an den Kleiderschrank seiner Frau, entnimmt ihm hastig alles an Gewändern, was irgend zu entbehren ist . . und stürzt davon, zum Trödler, versetzt Schmuck und Garderobe, die er heimlich seiner ahnungslosen Frau entwand. Zum Spielsaal, zur Roulette!

Wie er in den Saal und an den Tisch stürzt, weichen die Menschen ein wenig auseinander vor dem zerzerrten Gesicht dieses ungepflegten Russen. Der Spieleinsatz hat ihn in den Klauen!

„Mesdames, Messieurs, faites votre jeu! — Le jeu est fait, rien ne va plus!"

Dostojewski hat wahllos einen Betrag gesetzt. Gewinnt. Ah, endlich, die große Chance! Stehen lassen! — „Faites votre jeu!" — Gewinnt. Stehen lassen! Ich werde reich werden — reich, endlich reich! — „Faites votre jeu!" Wo ist Einsatz und Gewinn?! Der Rechen des Croupier zog ihn längst ein . . . Also: auf ein Neues . . .!

Nach einer knappen halben Stunde verläßt Dostojewski, leichenblaß und schwankend den Spieltisch. Er hat den letzten Gulden geopfert, den er aus den gestohlenen Wert- und Garderobenstücken seiner Frau erlöste . . . Nun ist es zuendel Aus dieser Tiefe gibt es keine Erhebung mehr! Sterben — sterben —

Da legt sich eine Hand auf seinen Arm.

„Fedor —"

Es ist Anna Grigorjewna.

„Geh, geh — — ich habe —"

Er will fliehen. Aber die Frau hält ihn, kann sogar lächeln.

„Ja, ich weiß. Daß gut sein. Vielleicht, Lieber, hast du morgen Glück, nicht wahr? Aber heut mußt du ruhn. Komm, ich bitte dich."

Sie führt den zerknirschten Mann zum Hotel. Dort weint er sich in ihrem Schoß aus; weint, wie nur ein Russe weinen kann . . .

„Ich will nach Hause!"

Es gab Monate, in denen Dostojewski geheilt schien von seiner verzehrenden Leidenschaft. Dann lehrte er nach Petersburg zurück und vergrub sich in ein monomanisches Schaffen. Aber immer wieder bekam ihn der Spieleteufel in seine Krallen. Jedesmal begab er sich dann wieder auf die Fahrt nach „Roulettenburg", nach Homburg — und verspielte sein Letztes.

1870. Der Dichter ist allein nach Homburg geeilt. Und alles ist wie immer. Gewinn — Verlust — Gewinn — und Verlust. Verlust. Wieder sieht er dem Nichts gegenüber. Mächtige Sehnsucht nach der fernen Gattin und dem reinen Milieu seines Heims packt ihn. Er drahtet an Anna nach Petersburg:

„Sende Reisegeld, ich will nach Hause!"

Anna schickt eine ausreichende Summe. Feodor hat sich bereits seinen Paß visieren lassen, steht im Begriff, abzufahren. Ein letzter Gang führt ihn in den Park. Nah und näher locken die Lichter des Spielsaals. Wieviel Zeit noch bis zur Abreise? Zwei Stunden? — O, man könnte — könnte — — es kann so viel geschehen in zwei Stunden . . . und vielleicht würde ich gerade jetzt die endgültige Gunst des Schicksals verpassen. Man muß wagen, wagen — —

Schon sitzt Dostojewski wieder an der Roulette. Und er fährt nicht in dieser Nacht. Wie der Morgen dämmert, hat er den letzten Gulden des Reisegeldes verspielt . . .

Ein neues Telegramm:

„Sende Geld. Ich will nach Hause."

Und Anna schickt noch einmal. Und noch einmal wird die Summe dem Moloch des Spiels geopfert. Fern in Petersburg wartet vergebens die Gattin.

Schließlich hat Anna Grigorjewna die weite Reise von Petersburg nach Homburg unternehmen müssen, um den Dichter abzuholen — er wäre sonst, verloren an den Spieleteufel, nie heimgekehrt . . .

„Großmütterchen mit dem Dämon"

Die tolle Gräfin

Eine der Hauptfiguren des Dostojewskischen Romans „Der Spieler" ist die Großmutter — im Film Babuschka —, jene Großmutter, auf deren Tod und Erbe alle Verwandten spekulieren, während sie plötzlich, anstatt zu sterben, in „Roulettenburg" erscheint, wie eine Tolle spielt und ihre Verwandten um ihr Erbe zittern läßt. Diese Gestalt hat wirklich gelebt; Dostojewski ist ihr jahrelang im Spielsaal zu Homburg begegnet, dieser Russin, die vor allen anderen größtes Aufsehen erregte und weithin rühmt war, weil sie geradezu wahnsinnige Geldausgaben machte und ungeheure Spielverluste erlitt. Es war, wie Conte Corti festgestellt hat, die Gräfin Sophie Kisselew, die Gattin des russischen Generals Grafen Paul Dimitrijewitsch Kisselew und Tochter der durch ihre klassische Schönheit bekannten Gräfin Sophie Potocka. Bei dieser Dame war Spiel schon zur Manie geworden, und ihr Gemahl, der spätere Botschafter Rußlands am Pariser Kaiserhof, ließ sich deswegen von ihr scheiden, denn er konnte nicht zusehen, wie sie ihr und sein Vermögen in riesenhaften Summen ihrer Spielleidenschaft opferte.

Krank und vom Alter gebeugt, kam sie nach Homburg, mietete einen Saal eines Dieners in den Spielsaal und ließ sich dort mühsam auf einen Stuhl in sorgsam vorbereitete Kissen nieder. Im Augenblick aber, als sie das Surren der verhängnisvollen Kugel vernahm, verjüngte sie sich förmlich, folgte mit glühenden Augen und verhaltenem Atem dem Wege des weißen Schicksalskügelchens, und spielte in Summen, die sich oft den Hunderttausenden näherten. Vor ihr lag ein Haufen Banknoten, Gold- und Silbermünzen und eine goldene, mit Brillanten geschmückte Schnupftabaksdose, deren sie sich in besonders aufregenden Momenten des Spiels bediente.

Hören wir, wie Dostojewski naturgetreu ihr Treiben schildert, denn auch was „Großmütterchen" anbelangt, ist „Der Spieler" ein ausgesprochener Schlüsselroman!

Raserei der Leidenschaft

„Am Spieltisch erwartete man die Tante bereits. Es wurde ihr sofort wieder derselbe Platz neben dem Croupier freigemacht. Es will mir scheinen, daß diese Croupiers, die sich immer so wohlanständig benehmen und sich als gewöhnliche Beamte geben, denen es so gut wie gleichgültig sei, ob die Bank gewinne oder verliere, es will mir scheinen, daß diese Leute gegen Versuche der Bank durchaus nicht gleichgültig sind, sondern ihre besonderen Intrigen zur Anlockung von Spielern und zur Erhöhung der Einnahmen der Bank haben und als Lohn für besondere Erfolge besondere Prämien erhalten. Wenigstens betrachteten sie die Tante bereits als ihr Schlachtopfer.

Nunmehr geschah, was die Unsrigen vorausgesagt hatten. Die Sache trug sich folgendermaßen zu.

Die Tante stürzte sich ohne weiteres wieder auf Zero und befahl mir sogleich, jedesmal zwölf Friedrichsdor darauf zu setzen. Wir setzten einmal, ein zweites Mal, ein drittes Mal — Zero kam nicht.

„Setze nur, setz!" sagte die Tante und stieß mich ungeduldig an. Ich gehorchte.

„Wieviel haben wir schon gesetzt?" fragte sie endlich mit den Zähnen vor Ungeduld knirschend.

„Ich habe schon zwölfmal gesetzt, Großmütterchen. Hundertvierundvierzig Friedrichsdor haben wir verloren. Ich sage Ihnen, Großmütterchen, es dauert vielleicht bis zum Abend . . ."

„Schweig!" unterbrach mich die Tante. „Setze auf Zero und setze gleich auch auf Rot tausend Gulden! Hier ist eine Banknote."

Rot kam, aber Zero wieder nicht. Wir verloren tausend Gulden ausbesahlt.

„Siehst du, siehst du?" flüsterte die Tante. „Wir haben beinahe alles wieder eingeholt, was wir verloren hatten. Setze wieder auf Zero; noch ein dutzendmal wollen wir darauf setzen, dann wollen wir es aufgeben."

Aber beim fünften Mal hatte sie es bereits ganz und gar satt bekommen.

„Ach dieses nichtswürdige Zero der Teufel; ich will nichts mehr davon wissen. Da, setze diese ganzen viertausend Gulden auf Rot!" befahl sie.

„Aber Großmütterchen, das ist doch eine gar zu große Summe; wenn nun Rot nicht kommt?" sagte ich im Ton dringender Bitte; aber die Tante hätte mich beinahe durchgeprügelt. (Weitläufig: sie versetzte mir immer solche Stöße, daß man sie fast schon als Schläge bezeichnen konnte.) Es war nichts zu machen; ich setzte die ganzen viertausend Gulden auf Rot. Das Rad drehte sich. Die Tante saß gerade aufgerichtet mit ruhiger stolzer Miene da, ohne im geringsten an dem bevorstehenden Gewinn zu zweifeln.

„Zero!" rief der Croupier

Zuerst begriff sie nicht, was es damit auf sich hatte; als sie sah, daß der Croupier, zusammen mit allem, was sonst auf dem Tische lag, auch ihre viertausend Gulden zu sich herumharkte, und als sie zu der Erkenntnis gelangte, daß dieses Zero, das solange nicht gekommen war, und auf das wir über zweihundert Friedrichsdor verloren hatten, wie mit Absicht nun gerade in dem Augenblick erschienen war, wo sie eben darauf geschimpft und es nicht mehr besetzt hatte, da stöhnte sie laut auf und schlug die Hände zusammen, so daß man es durch den ganzen Saal hörte. Die Leute um sie herum lachten.

„Ach, herrje, ach herrje, gerade jetzt ist dieses nichtswürdige Ding gekommen!" jammerte sie. „So ein verfluchtes Ding! Daran bist du schuld! Nur du bist daran schuld!" fuhr sie grimmig auf mich los und versetzte mir Stöße in die Seite. „Du hast mir abgeredet."

„Großmütterchen, was ich gesagt habe, war ganz vernünftig; aber wie kann ich für alle Chancen einstehen."

„Ich werde dich lehren, Chancen!" flüsterte sie wütend." Scher dich weg von mir!"

„Adieu, Großmütterchen!"

Ich drehte mich um und wollte weggehen.

„Alexei Iwanowitsch, Alexei Iwanowitsch, bleib doch hier! Wo willst du hin? Na, was ist denn? Ist der Mensch gleich ängerlich geworden. Du Dummkopf! Na, bleib nur hier, bleib nur noch, ärgere dicht nicht, ich bin selbst ein Dummkopf. Na, nun sage, was ich jetzt tun soll!"

„Nein, Großmütterchen, ich lasse mich nicht mehr darauf ein. Ihnen Rat zu geben; denn Sie schimpfen mir nachher doch wieder die Schuld heimessen. Spielen Sie selbst! Geben Sie mir Ihre Anweisungen, und ich werde sehen!"

„Nun gut, gut! Na, dann setze noch vierhundert Gulden auf Rot! Hier ist meine Brieftasche, nimm!" Sie zog sie aus der Tasche und reichte sie mir. „Na, nimm nur schnell hin; es sind zwölftausend Gulden Banzett darin."

„Großmütterchen", wandte ich stockend ein, „so große Einsätze —"

„Ich will nicht am Leben bleiben, wenn ich es nicht wiedergewinne! — Setz! Mir setzen!"

„Setze, setze; setze gleich alle achttausend Gulden!"

„Das geht nicht, Großmütterchen; der höchste Einsatz ist viertausend!"

„Na, dann setz viertausend!"

„Dieses Mal gewannen wir. Die Alte faßte wieder Mut.

„Siehst du wohl, siehst du wohl," sagte sie mit einem Puff in meine Seite. „Setze wieder viertausend!"

(Fortsetzung folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Die Leute machen Sachen, jawohl! Sehr häufig natürlich dort, wo sich reichlich Gelegenheit dazu bietet, in der Ehe. Davon können die Gerichte aller Länder ein Lied singen; ganz besonders die Gerichte im Lande „der unbegrenzten Möglichkeiten", in Amerika. Was sagen Sie zum Beispiel dazu, wenn Sie hören, daß ein erfolgreicher Bozmeister zum Gericht läuft und Scheidungsklage gegen seine Frau anstrengt, weil er . . . nun lachen Sie nicht . . . sich gegen sie nicht wehren kann. Kein anderer als Mentad Kraus ist es, der in der amerikanischen Mittelgewichtsklasse in zahlreichen Kämpfen Blitzsiege errungen hat! Er bezichtigte vor dem Richter seine Frau, daß sie ihn fortgesetzt schlage, beiße, kratze, trete und mit harten Gegenständen bewerfe. Der Richter: „Na, aber, wenn Sie diese Frau nicht bändigen können, wer soll es dann können". Darauf sieht der Boxmeister auf seine Riesenfäuste und stammelt kleinlaut „Ich wage es nicht, mich gegen ihre Mißhandlungen zu wehren, weil ich befürchten muß, sie mit einem unbeabsichtigten Faustschlag tödlich zu verletzen". Man sieht, in welche sämmerliche Lage auch ein Athlet gegenüber einer kratzwütigen Frau kommen kann und es erscheinen in solchem Falle doch die Männer die glücklicheren zu sein, die solche Bedenken wie ein Boxmeister nicht zu haben brauchen.

*

Bekanntlich machen nicht nur die großen, sondern auch die kleinen Leute Sachen. Beispielsweise die Schulkinder der Stadt Paris im amerikanischen Bundesstaat Missouri. Sie hatten soviel von Gangstern und Kidnapper gehört, daß sie diese Methoden auch gegen ihre Lehrerin, die 35jährige Miß Doulney, anwandten, als diese wurde in Anwesenheit der ganzen Klasse von einem 15jährigen Schüler, der sie mit einem Revolver bedrohte, aus einer Schule am Randolph Stadt entführt. Der hoffnungsvolle Jüngling, ein bärenstarker Farmerjunge, zwang sein Opfer, vor ihm herzugehen bis in einen nahen Wald, wo er die Unglückliche an einen Baum fesselte. Und nun kommt die Hauptsache: Er forderte sie mit vorgehaltenen Revolver auf, ihm ein gutes Abgangszeugnis zu geben. Als er schließlich, um seine Forderung noch zu unterstreichen, auch noch ein Messer zog, brach die Lehrerin ohnmächtig zusammen, so daß der junge Gangster eine Zusage auf seine Forderung auch mit Revolver und Messer nicht mehr erhalten konnte. Inzwischen war die Gefahr aber in der Stadt ruchbar geworden, und alarmierte Farmer eilten herbei, überwältigten den Knaben und befreiten Lehrerin.

*

In Edmonton in England ereignete sich kürzlich diese spleenige Angelegenheit: Mister Thomas W. Dymond, seines Leichens pensionierter Schulrebell, hatte an den Magistrat den Antrag gestellt, seinen eigenen Grabstein schon zu seinen Lebzeiten mit folgender Aufschrift auffüllen zu dürfen: „Zum liebevollen Gedächtnis an Thomas W. Dymond, der am . . . zur ewigen Ruhe einging. Er war von liebenswertem Charakter und wurde von allen, die ihn kannten geliebt." Nun galt ja von unserem Rebell noch nicht das Wort, daß man über Tote nichts Böses sagen solle, also konnten einige Mitglieder des Rates, ehemalige Schüler der Anstalt, getrost den Beweis antreten, daß die wirklichen Charaktereigenschaften des Rebells mit denen, die er sich selbst zulegte, keineswegs übereinstimmten. Demzufolge sah sich der Rat gezwungen (und er war froh, einen vernünftigen Grund zu haben) abzulehnen. Es wurde W. Dymond lediglich gestattet einen Grabstein aufstellen ohne jegliche Inschrift. Dymond hat nun, wie man mutmaßt, die oben erwähnte Inschrift in sein Testament aufgenommen und den Antritt seines Erbes (hoffentlich lohnt es sich) von der Anbringung der Inschrift abhängig gemacht. Er hofft der Rebell, wenigstens nach seinem Ableben zu seinen liebenswerten Charaktereigenschaften zu gelangen.

*

Ein Höchstmaß von Eifersucht bewies ein Angestellter in Newyork. Louis Tortle, der täglich seine Braut in seinem Auto mit sich nahm und während er in sein Büro ging, sie an das Steuer setzte. Die Gefangene brachte den Tag damit zu, daß sie Bücher las oder strickte. Das hübsche 18jährige Mädchen war jedoch mit der Behandlung ganz zufrieden und wartete auf ihren grausamen Othello geduldig, bis er am Abend kam und sie von ihren Fesseln löste. Als die Polizei auf diesen seltsamen Fall aufmerksam gemacht wurde und sie befreien wollte, wehrte sie sich sehr entschieden, und man mußte Gewalt anwenden, sie aus ihrem fahrenden Gefängnis zu befreien. Tortle mußte sich nun wegen Freiheitsberaubung vor Gericht verantworten.

Xaver Xanten.

DAS AUGE Indras

Kriminal- und Abenteurerroman
von Erich Karl

6. Fortsetzung

Der Inspektor hatte die Taube vorsichtig aus ihrem Korb, sah kurz nach, ob alles in Ordnung war, und hielt sie dann hinaus.

Die Taube wollte sich ängstlich ducken; aber der heftige Fahrtwind riß sie davon.

Nun hieß es aufpassen! Die Taube war hinter ihnen nur noch als kleiner Punkt zu erkennen.

Jetzt hatte sie sich anscheinend gefaßt. Sie zog erst einen weiten Kreis, um sich zu orientieren, und flog dann schnurgerade nach Westnordwest.

„Das ist günstig!" erklärte zufrieden der Pilot, der gleich die Verfolgung aufgenommen hatte. „Da die Sonne im Süden steht, haben wir sie bei der Fahrt seitlich im Rücken. Sie blendet uns darum nicht, und außerdem blinkt uns der Aluminiumspiegel an der Taube gerade in die Augen."

Der Flug ging an Spandau vorbei über das Havelland hinweg. Zuweilen blinkte ein kleiner See herauf, in dem sich der blaue Himmel klar und rein spiegelte. Doch die Männer im Flugzeug hatten keinen Sinn für die feinen Reize der märkischen Landschaft. Angespannt folgten ihre Augen dem kleinen glitzernden Punkt, der in einigen hundert Metern Entfernung vor ihnen her schwebte und sie führte.

„Hoffentlich bringt uns die Taube nicht zu irgendeiner Großstadt!" schrie Brandis seinen Begleitern zu. „Ein Dach im Häusermeer ist nicht leicht zu merken, und außerdem können wir dort nicht sofort landen."

Einstweilen war das jedoch nicht zu befürchten. Soweit sie sehen konnten, lag unter ihnen freies Land. Grüne Felder wechselten mit kleinen Kiefernwäldern und stattlichen Dörfern ab.

Nach einer Stunde überquerten sie das breite Band der Elbe. Unermüdlich flog ihnen die Taube voran.

Vor kurzem hatte nun ein Herr aus Berlin das Haus mit den Möbeln gemietet. Bertelsmeier hatte er sich genannt. Polizeilich hatte er sich noch nicht angemeldet, da er das Haus noch nicht sofort als dauernden Wohnsitz nahm, sondern erst Vorbereitungen für den kommenden Einzug treffen wollte. Der Herr war im Ort nicht gesehen worden, nur im Wagen war er ein paarmal durchgefahren, zuletzt vor etwa zwei Stunden.

„Haben Sie sich die Nummer des Wagens gemerkt?" fragte Degener.

„Nein," antwortete der weißhaarige Bürgermeister. „Es war ein Berliner Kennzeichen, oben I A, darunter eine sechsstellige Zahl. Mehr kann ich nicht sagen."

*

Die so vielversprechende Verfolgung der Taube war also vergeblich gewesen. Anscheinend war das Haus gar nicht in dem einsamen Landhause versteckt gewesen, und die Verbrecher waren entwischt.

Etwas beschämt erstattete Inspektor Brandis Bericht. Doch Seifert schüttelte ihm anerkennend die Hand.

„Sie haben Ihre Pflicht getan!" erklärte er. „Ein Erfolg wäre durchaus denkbar gewesen. Auf jeden Fall haben Sie keine Schuld an dem Mißlingen dieses Unternehmens. Wir haben es anscheinend mit einem ganz raffinierten Verbrecher zu tun. Allerdings haben wir nun noch eine Aussicht, ihn zu fassen!"

„Jawohl", erwiderte Brandis. „Wahrscheinlich wird er versuchen, den Schock über die dreißigtausend Mark bei der Bank einzulösen. Dabei könnten wir ihn mit Leichtigkeit verhaften!"

„So einfach wird das nicht sein", meinte Inspektor Ebersbach. „Der Mann, der das Geld abholt, wird nur eine unbedeutende Mittelsperson sein. Wenn wir den Mann tatsächlich verhaften würden, so könnte uns der gewiß nichts Wertvolles verraten. Außerdem würden die Verbrecher aus Rachsucht der kleinen Hilde ein Leid zufügen."

„Das ist wahr", stimmte Seifert zu. „Diese Doppelaufgabe, die Verbrecher zu fassen und ihnen gleichzeitig das Kind unversehrt zu entreißen, macht unsere Arbeit so schwierig. Wir werden den Mann ruhig das Geld abheben lassen und ihn dann unauffällig verfolgen. Ebersbach, Sie werden diese Aufgabe übernehmen! Ich werde Ihnen eine ausreichende Anzahl von Beamten zur Verfügung stellen."

*

Inspektor Ebersbach, natürlich in Zivil, saß im großen Kassenraum der Danat-Bank. Er studierte scheinbar äußerst interessiert die letzten Kursberichte. Dabei hielt er aber beständig den Hauptkassenschalter im Auge. Ein junger Herr neben ihm blätterte in dem umfangreichen Geschäftsbericht der Bank.

Unter den Leuten, die vor dem Schalter standen, war nichts Auffälliges zu bemerken. Die meisten waren anscheinend Kassenboten größerer und mittlerer Betriebe, die für ihre Firmen Bargeld abholen sollten. Alle trugen solide Aktentaschen.

Als der nächste der Wartenden an die Reihe kam, warf der Kassierer einen kurzen, prüfenden Blick auf den Scheck und drückte dann unauffällig auf einen Knopf. Ein rotes Lämpchen leuchtete auf.

Inspektor Ebersbach faltete den Kursbericht langsam zusammen und stand auf. Er schlenderte gemächlich auf und ab und trat wie zufällig an den Schalter heran. Der junge Herr, der neben ihm gesessen hatte, klappte den Geschäftsbericht nachlässig zu und verließ das Gebäude.

Der Mann, dem Ebersbach seine Aufmerksamkeit diskret zuwandte, war mittelgroß. Sein Anzug zeigte besonders an den Ärmeln die Spuren eines langjährigen Dienstes. Hinter seiner Brille blickten ein Paar graue Augen etwas unruhig flackernd. Er bemühte sich anscheinend, recht harmlos auszusehen.

Jetzt nannte der Kassierer seine Nummer und zählte ihm dann dreißigtausend Mark in Tausendmarkscheinen auf den Tisch.

„Geben Sie mir lieber den Betrag in kleineren Noten!" wandte der Mann ein. Seine Stimme hatte einen unsicheren Klang. Der Kassierer warf einen fragenden Blick auf Ebersbach, der einige Schritte hinter dem Verdächtigen stand. Der Beamte überlegte kurz. Es war eigentlich schade. Dreißig Tausendmarkscheine, deren Nummern notiert waren, hätten sich leicht verfolgen lassen. Wenn alles andere fehlschlug, hätte man eine Handhabe gehabt, die Verbrecher noch aufzuspüren. Aber es ging wohl nicht anders. Er nickte darum dem Kassierer zu, der darauf eine schier endlose Reihe von Hundertmarkscheinen aufzählte.

Der Mann klinkte die Scheine mit der Sorgfalt eines älteren Angestellten und schob sie in seine Ledermappe, die er in Ruhe verschloß. Als er merkte, daß man ihm den hohen Betrag anstandslos ausbezahlte, hatte er anscheinend seine Sicherheit wiedergewonnen. In offensichtlich zufriedener Stimmung ging er hinaus.

Er merkte gar nicht, daß ihm in kurzer Entfernung vier Herren folgten, die scheinbar nichts miteinander zu tun hatten und nur wie zufällig den gleichen Weg verfolgten.

Dieser Weg wurde ziemlich lang. Der Mann mit der Geldtasche führte ahnungslos seine Verfolger von der Behrenstraße durch die ganze Wilhelmstraße, über den Belle-Alliance-Platz in die Blücherstraße, von der er in die stillere Mittenwalder Straße einbog.

Da diese Straße wenig belebt war, konnten die vier Verfolger nicht so dicht hinter dem Manne gehen, da sie sonst aufgefallen wären. Aber sie würden darum auch jeden sehen, dem er die Tasche mit dem Gelde übergeben würde.

Plötzlich kam eine elegante Limousine in flotter Fahrt die Straße entlang. Mit einem Ruck hielt sie vor dem Verfolgten. Ein Mann sprang heraus. Mit der Linken hieb er ihm die Faust ins Gesicht, während seine Rechte die Tasche mit dem Gelde an sich riß. Im nächsten Augenblick war er wieder im Wagen, der ungestüm davonschoß.

Sofort waren die vier Beamten zur Stelle. Zwei von ihnen packten den Mann, der mit blutendem Gesicht am Boden lag; die beiden anderen nahmen die Verfolgung auf. Sie erreichten gerade noch die abfahrende Limousine. Aber, es war vergeblich. Die glatten Flächen der Stromlinienkarosserie boten nicht den geringsten Halt. Ohnmächtig mußten sie zusehen, wie der Wagen um die nächste Straßenecke bog.

„Die Nummer habe ich mir wenigstens gemerkt!" rief der eine der beiden Beamten. „IA · 127 685." Schnell notierte er sie. „Auf jeden Fall können wir feststellen, wem der Wagen gehört!"

„Und den Mann, der das Geld von der Bank abholte, haben wir ja auch noch!" stimmte der andere zu.

Sie winkten ein Mietsauto heran und brachten den Mann zum Polizeipräsidium.

Oberinspektor Seifert war mit dem Ergebnis äußerst unzufrieden.

„Ein Fehlschlag nach dem andern! Das wird zuviel!" murrte er. „Immerhin können wir versuchen, etwas aus dem Gefangenen herauszuholen."

Der Mann saß auf einem Stuhl. Sein Gesicht sah übel aus. Die Nase war von dem derben Faustschlag dick angeschwollen. Die Brille war verbogen.

„Wer sind Sie? Wo wohnen Sie?" fragte Oberinspektor Seifert.

„Martin Wienert. Ich bin ehemaliger Angestellter. Ich wohne Görlitzer Str. 113."

„Wieso ehemaliger Angestellter?" fragte Seifert weiter. „Warum sind Sie entlassen worden?"

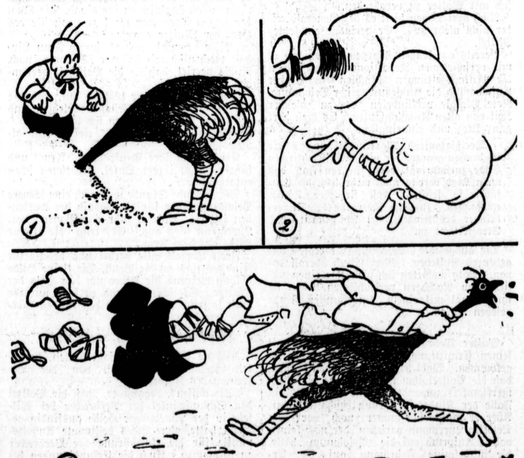
Wienert wurde unruhig. Seine Ohren, die bis dahin blaß waren, wurden feuerrot.

„Ich habe . . ." Er stockte. Doch schließlich überwand er seine Verlegenheit. „Ich habe eine kleine Unterschlagung begangen, aus Not, Herr Oberinspektor."

„So! Und darum schließen Sie sich einer Verbrecherbande an und wirken bei einer Kindesentführung mit, auf die doch Todesstrafe steht?"

Wienert sah verblüfft auf.

„Verbrecherbande? Kindesentführung?" rief er verständnislos. „Damit habe ich nichts zu tun! Ich habe doch nur den Scheck für Herrn Direktor Meier einlösen sollen!



Abenteuer einer Straußenjagd

Daß ich unterwegs überfallen wurde, ist doch nicht meine Schuld!"

„Wer ist Direktor Meier?" fragte Seifert.

„Direktor Meier von den Vereinigten Möbelfabriken! Er kam heute früh zu mir und versprach mir eine Stellung. Anscheinend kannte er meine Verhältnisse. Wenn ich diesen Auftrag zufriedenstellend ausführte, sollte ich zum Ersten nächsten Monats bei den Vereinigten Möbelfabriken als Kassenbote angestellt werden."

„Und das haben Sie geglaubt?" fragte Seifert ironisch.

„Anfangs kamen mir auch Zweifel", gestand Wienert. „Ich dachte an eine Irreführung. Aber es war ja für mich ein Versuch! Und als ich an der Bank das Geld ohne Umstände bekam, war ich meiner Sache sicher."

„Können Sie uns eine genaue Beschreibung dieses Meier geben?"

„Er war ziemlich groß, mager, sein Haar war schwarz. Mehr kann ich nicht sagen."

Alle weiteren Fragen blieben ergebnislos. Wienert konnte keine Angaben machen, die irgendeinen Anhalt für die Feststellung der Verbrecher boten. Die Vereinigten Möbelfabriken existierten natürlich ebensowenig wie dieser Direktor Meier.

„Kann ich nun nach Hause gehen?" fragte Wienert kläglich nach dem eingehenden Verhör.

„Sofort noch nicht", entschied Oberinspektor Seifert. „Wir werden Ihre Personalien erst noch einwandfrei feststellen. Wenn sich Ihre Aussagen bestätigen, haben wir keine Veranlassung, Sie hier länger festzuhalten."

„Meinen Sie nicht, daß dieser Mann doch mit den Verbrechern in Verbindung steht?" fragte Inspektor Ebersbach, als Wienert abgeführt worden war.

„Das glaube ich nicht", erklärte Seifert. „Dazu sind die Entführer viel zu schlau. Ich habe übrigens gleich damit gerechnet, daß Wienert uns nichts Wesentliches sagen könnte."

In diesem Augenblick trat ein Beamter ein und meldete:

„Der Wagen mit dem Kennzeichen IA - 127 685 gehört dem Rechtsanwalt Dr. Hornegger. Er ist heute morgen vom Parkplatz an der Hochstraße gestohlen worden."

„Wahrscheinlich wird er sich heute nachmittag irgendwo wiederfinden! Und damit sind wir am Ende unserer Kunst!" stellte Oberinspektor Seifert resigniert fest.

*

Am nächsten Tage warteten die Eltern der entführten kleinen Hilde vergeblich darauf, daß ihnen ihr Töchterchen auf irgendeine Weise zurückgebracht würde. Die Entführer hatten ja den verlangten Betrag von dreißigtausend Mark erhalten. Nun mußte es sich zeigen, ob sie ihr Wort hielten.

Doch sie hielten ihr Wort nicht! Es verstrichen zwei weitere Tage, ohne daß sie irgendein Lebenszeichen von ihrem Kinde erhielten. Generaldirektor Linholt hatte sich mit den Polizeirevieren in Verbindung gesetzt für den Fall, daß sein Kind irgendwo aufgefunden werden sollte.

Nichts geschah. Die untätige Erwartung machte die Eltern nervös. Linholt fuhr nicht mehr in sein Büro. Er saß am Telefon und wartete. Jeder belanglose Anruf regte ihn auf. In fieberiger Erregung preßte er immer wieder den Hörer an seinen Kopf, um ihn dann enttäuscht und verzweifelt wieder aufzulegen.

Erna hatte alle Hände voll zu tun. Die ganze Sorge um den großen Haushalt ruhte auf ihren Schultern. Sie hatte keine Zeit, sich mit Walter zu verabreden.

Nach drei Tagen hielt es der Generaldirektor nicht mehr aus. Er versuchte ein letztes Mittel.

Bereits am frühen Morgen telefonierte er mit verschiedenen Redaktionen, und schon die Mittagszeitungen brachten in großer Aufmachung die Aussetzung einer Belohnung. Rote Plakate verkündeten es zu gleicher Zeit von allen Anschlagsäulen. Es hieß dort ganz kurz und eindringlich:

„Dreißigtausend Mark Belohnung sichere ich demjenigen zu, der mir mein Töchterchen Hilde zurückbringt, oder, für den Fall, daß mein Kind bereits nicht mehr lebt, die Entführer so feststellt, daß sie ihre Strafe empfangen. Zugleich sichere ich dem Ueberbringer des Kindes Verschwiegenheit und Straffreiheit zu."

Die ausgesetzte Belohnung erregte ungeheures Aufsehen. Man sprach überall davon. Bald meldeten sich viele, die einen unliebsamen Nachbarn verdächtigten, wenn sie ihn einmal mit einem unbekannten Kinde gesehen hatten.

*

Walter Wehrsdorf war inzwischen mit seinen Ermittlungen keinen Schritt weitergekommen. Wohl hatte er annehmen können, daß die Polizei ihm nicht mehr so viel Aufmerksamkeit zuwandte, da sie nun mit dem Falle der Kindesentführung beschäftigt war. Aber er mußte sich immer noch vor dem Detektiv Luermann vorsehen, der noch keinen vollen Anspruch auf die Belohnung hatte, die Wilhelmine Fehrmann auf die Ergreifung des Mörders ihres Bruders ausgesetzt hatte. Es mußte den Detektiv reizen, den flüchtigen Neffen zu fassen, dem das Verbrechen doch schon halb nachgewiesen war.

Walter hatte billig ein gebrauchtes Fahrrad gekauft. Er konnte so besser verfolgen oder fliehen, wie es gerade nötig war. Auch heute war er wieder auf seinem Beobachtungsposten vor dem Büro des Detektivs, den er als seinen zähesten Feind betrachtete.

Luermanns eleganter Wagen wurde schon in aller Frühe von seinem Chauffeur vorgefahren. Gleich darauf kam Luermann in Begleitung seines Angestellten. Er stieg schnell ein und fuhr davon.

Walter hatte Mühe, auf seinem Fahrrad zu folgen. Bald kamen Kreuzungen, an denen der Wagen warten mußte, so daß Walter doch immer wieder den Vorsprung des Detektivs einholen konnte.

Wenn Luermann mich verfolgt, dachte Walter, dann ist es wahrhaft grotesk, wenn ich ihm auf den Fersen bin. Wir spielen dann gerade umgekehrte Rollen, der Verfolgte, der seinem Detektiv nachsetzt!

Das Auto Luermanns fuhr von der Leipziger Straße über die Friedrichstraße in die Neuenburger Straße. Dort hielt es vor einem hohen Mietshaus. Luermann blieb im Wagen, während sein Angestellter das Haus betrat.

Walter war etwa fünfzig Meter zurückgeblieben. Er machte sich an dem Ventil seines Vorderrades zu schaffen, um kein Aufsehen zu erregen. Dabei achtete er genau auf den Wagen. Es konnte ihm ja gleichgültig sein, was Luermann sonst zu tun hatte; aber er mußte sich davor hüten, selbst gesehen zu werden.

Es dauerte ziemlich lange, bis der Angestellte wieder aus dem Hause kam. Anscheinend trug er auf den Armen ein schweres Bündel. Ehe Walter etwas Genaueres sehen konnte, war der Mann wieder im Wagen, der gleich darauf abfuhr.

Walter folgte nur langsam. Er hatte kein Interesse an einer weiteren Verfolgung. Er wollte ja nur selbst sicher vor dem Detektiv sein. Unwillkürlich blieb er vor dem Hause stehen, in dem Luermanns Angestellter zu tun gehabt hatte. Da er nichts Besonderes sehen konnte, fuhr er weiter.

„Es wird jetzt Zeit, daß ich etwas Ernsthaftes unternehme, um der Polizei meine Schuldlosigkeit an dem Morde meines Onkels zu beweisen!" sagte er sich. „Ich werde noch heute zum Grunewald hinausfahren und sehen, ob in der Nähe der Villa etwas festzustellen ist."

*

Spät am Nachmittag dieses Tages klingelte es am Tor der Villa Linholts im Grunewald. Erna war gerade frei und ging hinaus. Ein Eilbotenbote mit Kraftrad brachte ein Telegramm für den Generaldirektor.

Erna eilte die Treppe hinauf zu ihrem Onkel und überreichte ihm das Formular. Er zerriß es in seiner Aufregung, die ihn seit den letzten Tagen bei jeder geringfügigen Kleinigkeit befiel. Er mußte die beiden Hälften auf dem Tisch nebeneinanderlegen, um zu lesen:

„Kind gefunden. Bringe es sofort. Luermann."

„Endlich!" stöhnte Linholt und sank in seinen Sessel. „Gott sei Dank!"

Erna eilte zu ihrer Tante, die teilnahmslos an dem leeren Bett ihres Kindes saß und mit starren Augen ein Bild ihres Töchterchens betrachtete.

„Tante!" flüsterte Erna. „Freue dich! Hilde kommt wieder!"

Frau Linholt blieb sitzen. Es schien, als ob der Sinn der Worte nicht zu ihr dringe.

Erna sah ängstlich zu ihr hinab. Die Qual der letzten Tage war wohl zu groß für das Herz der Mutter gewesen.

„Hilde kommt wieder! Sprach Frau Linholt mechanisch mit heiserer Stimme nach. Nichts verriet, daß sie die Botschaft verstanden hätte.

Doch dann stand sie plötzlich auf, während sich die Züge ihres Gesichtes belebten und der starre Blick der Augen sich löste.

„Ist das wirklich wahr?" rief sie und atmete schwer auf.

Erna nahm ihre Tante beim Arm und führte sie zu ihrem Onkel, der ihnen schon entgegenkam.

Die folgende Stunde war noch eine schwere Belastungsprobe für die Geduld der wartenden Eltern. Endlich fuhr ein Wagen vor. Luermann stieg aus. Er trug die kleine Hilde auf dem Arm.

Frau Linholt eilte herbei und drückte ihr Kind wortlos an die Brust. Die kleine Hilde schlang weinend die Arme um den Hals der Mutter. Sie schien gesund zu sein, nur ihr sonst so frisches Gesicht mit den runden Bäckchen war blaß geworden.

*

Als die Eltern sich gefaßt hatten, berichtete Luermann ausführlich von der Befreiung des Kindes.

„Sie wissen", begann er, „daß die Polizei den Schlupfwinkel der Verbrecher bei Wilsede in der Lüneburger Heide ausfindig gemacht hatte, ohne indes bestimmte Anhaltspunkte für die Aufspürung der Verbrecher zu bekommen. Auch die Erkundigungen bei dem Besitzer des Hauses, dem Kaufmann Helmsdorf, hatten kein Ergebnis gehabt.

Maria Cebotari

deren herrliche Stimme wir aus den Filmen „Mädchen in Weiß" und „Mutterlied" in Erinnerung haben, hat den Lesern des „7. Tag" ihr Bild mit Gruß und Namenszug geschenkt. — Schönen Dank, Frau Cebotari!

Da bin ich selbst hingefahren und habe versucht, doch ein Resultat zu erzielen; denn dieses Haus war das einzige Positive, das gegen die Verbrecher Zeugnis ablegte. Herr Helmsdorf konnte sich anfangs auch mir gegenüber auf nichts Bestimmtes besinnen. Schließlich als ich mit meinen Fragen nicht locker ließ, fiel im ein, daß er den Wagen des angeblichen Herrn Bertelsmeier der das Haus mieten wollte flüchtig angesehen hatte. Der Wagen war hellgrau hatte ein Kennzeichen mit den Buchstaben IA und eine sechsstellige Nummer, die letzte Ziffer war eine Null.

Das war nicht viel, aber immerhin etwas Bestimmtes. Ich nahm mir vor, im Polizeipräsidium die Liste der angemeldeten Wagen zu durchsuchen und alle die Kraftfahrzeuge zu überprüfen, deren Kennzeichen am Ende eine Null aufwiesen.

Doch schon nach kurzer Ueberlegung mußte ich diesen Plan aufgeben. Jeder zehnte Kraftwagen hat in seinem Kennzeichen am Ende eine Null. Ich hätte also etwa zwanzigtausend Wagen überprüfen müssen. Das erschien mir von vornherein aussichtslos.

Und dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf. Ich wußte, daß ich durch planmäßige Aufmerksamkeit — manche nennen es Zufall — zum Ziele kommen würde.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so bald das verdächtige Auto finden sollte. Heute vormittag fuhr ich mit meinem Wagen die südlichen Bezirke der Stadt ab. Auf einmal sehe ich vor mir einen hellgrauen Wagen! Sein Kennzeichen hat am Ende eine Null! Mein Verstand sagte mir, es gibt Hunderte von hellgrauen Wagen mit einem solchen Kennzeichen. Aber mein Instinkt — der richtige Detektiv braucht unbedingt etwas von diesem geheimnisvollen Spürsinn — mein Instinkt sagte mir: Das ist der gesuchte Wagen!

Mein fester Glaube wurde auf eine harte Probe gestellt. Der Wagen hielt vor einem Lebensmittelgeschäft, in dem einer der Insassen umfangreiche Einkäufe besorgte, dann vor einem Bekleidungsgeschäft. Ich mußte es ziemlich geschickt anstellen,um bei meiner Verfolgung nicht aufzufallen.

Fast wollte ich die Beobachtung schon gegen meine innere Stimme aufgeben, als ich meine Vermutung doch endlich bestätigt sah!

Der Wagen bog in eine stille Seitenstraße ein. Er fuhr jetzt ganz langsam. Plötzlich trat aus einer Haustür ein Mann, der auf seinem Arm etwas trug, das sorgfältig in Decken gehüllt war.

„Das Kind!" schoß es mir gleich durch den Sinn.

Ehe ich etwas unternehmen konnte, um den grauen Wagen anzuhalten, fuhr er auch schon mit dem Manne und seiner Last davon. Mir blieb nichts übrig, als schnellstens zu folgen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

An einer Kreuzung wäre er mir beinahe entwischt. Zum Glück wurde jedoch die Durchfahrt gerade in dem Augenblicke wieder frei, als er wie ein grauer Punkt in der Ferne verschwinden wollte.

Bald hatte ich die Stadt weit hinter mir. Es ging in ziemlich rasendem Tempo über Lichtenrade, Jossen, Golssen, Lübben und Lübbenau auf Cottbus zu. Zum Glück war mein Wagen der stärkere so daß es mir leicht fiel, jedes Tempo mitzuhalten und kleine Verzögerungen schnell wieder aufzuholen.

Kurz vor Vetschau fuhr der graue Wagen plötzlich in einen Seitenweg. Als ich in ziemlich gemessenem Tempo vorbeifuhr, sah ich, wie er etwa dreißig Meter hinter der Kreuzung stand. Zwei von den drei Männern die im Wagen gesessen hatten, waren ausgestiegen und gingen auf ein Haus zu, das in der Ferne hinter Kiefern zu sehen war. Das Kind hatten sie nicht bei sich. Wahrscheinlich wollten sie sich erst überzeugen, ob die Luft rein war.

Was sollte ich tun? Ich war allein. Zuerst kam mir der Gedanke, bis zum nächsten Ort zu fahren und die Polizei zu benachrichtigen. Doch wer bürgte dafür, daß die Leute nachher noch zu finden waren?

Also mußte ich mir selbst helfen! Etwa fünfzig Meter weiter brachte ich meinen Wagen zum Stehen. Ich ließ die Maschine gleich langsam leer weiterlaufen, um nicht nachher durch plötzliche Startschwierigkeiten alles zu verderben.

Vorsichtig schlich ich mich quer durch den Wald an das Auto der Verbrecher heran. Ich mußte immer von Baum zu Baum vorwärtseilen; denn der hohe Kiefernwald bietet freie Durchsicht.

Endlich war ich in der Nähe des wartenden Wagens. Der letzte der drei Männer saß am Steuer. Wahrscheinlich war er vom langen Sitzen etwas steif geworden. Er erhob sich schwerfällig und öffnete die Tür.

In diesem Augenblick bekam er seitlich von mir einen Kinnhaken, daß er lautlos zusammenbrach.

Jetzt mußte ich mich beeilen! Ich öffnete die Tür der anderen Seite und holte vorsichtig das Kind heraus, das noch immer in Decken gehüllt war. Nur der Kopf war frei.

Dann lief ich mit meiner Last in den Wald hinein. Es wurde auch Zeit! Einer der beiden Männer, die den Wagen verlassen hatten, mußte mich bemerkt haben. Ich hörte bald die Schritte der Verfolger hinter mir.

Ich lief um das Leben des Kindes und — ich muß das ehrlichermeise hinzufügen — um mein eigenes Leben dazu. Das Kind hinderte mich am freien Lauf. Außerdem mußte ich auf die zahlreichen Baumwurzeln achten; denn wäre ich gestolpert, hätte ich das Kind im Fallen erdrücken können.

Die Verfolger kamen schnell näher. Hätten sie geschossen, sie hätten mich auf diese kurze Entfernung bestimmt getroffen; aber vielleicht befürchteten sie, der Knall des Schusses könnte vorbeifahrende Kraftfahrer alarmieren.

Endlich hatte ich meinen Wagen erreicht. Schnell schob ich das Kind auf einen Sitz, schwang mich hinein, schaltete den ersten Gang ein, daß die mißhandelten Zähne des Getriebes kreischten und fuhr mit Vollgas los, gerade als der erste der Verfolger im Lauf den Griff der noch offenen Tür zu fassen bekam. Er lief mit und versuchte, mit einem Sprung in den Wagen zu kommen.

Ich konnte mich nicht wehren; denn ich mußte vor allen Dingen auf die Fahrbahn achten. Blitzschnell schaltete ich auf den zweiten Gang um und gab Gas das der Wagen mit einem Ruck sein Tempo beschleunigte und der Verfolger zu Boden geschleudert wurde.

(Fortsetzung folgt)

Welt der Frau

Gelb und rot - verschieden rund - wieviel Pfund?

Also, bitte, wieviel Pfund wollen Sie zum Kochen für den Winter davon haben? Ach Sie wissen gar nicht, wovon die Rede ist. Ich will Ihnen aber erzählte, daß „gelb" rieselig und leuchtend in den Gemüseauslagen liegt, sehr in die Augen fällt und Sie ein bis zwei Pfund davon kaufen können und werden, weiter, daß „rot", allerdings ein wenig schwierig, oft handig und von kleiner Kugel bis zu den grotesken Verwachsungen, die je schwerer als 200 Gramm wird, mit nehmen natürlich, so rufen Sie „ach, das ist Kürbis und rote Rüben!" Und wissen Sie auch, wie vielseitig und gutschmeckend beide zu verwenden sind?

Besonders der Kürbis wird bei unsern Hausfrauen noch viel zu wenig und zu langweilig verwertet. Abgesehen von dem aromatischen Kompott, das außerdem, wie alle Kürbisgerichte den Vorzug großer Billigkeit hat, und Sie gewiß in einer Essigzuckerlösung mit Gewürz, Zimt, Nelken und nach Belieben etwas Zitronenschale klar und glasig kochen und in Steintöpfen oder Gläsern aufbewahren, wissen Sie dem Kürbis im äußersten Fall noch Recht zu, als Gemüsekuriosum, salzig gekocht, aufzutreten. Aber die vielen schönen Kürbisgerichte, die im Gegensatz zu vielen Bereitungen sehr schmackhaft sind und in vielen Ländern, besonders auf dem Balkan (wo man übrigens die kleinen Kürbissorten bevorzugt) als eine gesuchte Delikatesse auf der Speisekarte bilden, haben bei uns leider noch nicht den wünschenswerte Verbreitung gefunden. Das ist es wirklich empfehlenswert, sich einmal in einer feinerschafte Köchin mit eigener Geschmacks-Zubereitungskunst zu erweisen und Kürbis öfter und jedesmal „neu" und besser schend auf den Tisch zu bringen. Herrlich ist ein Kürbisaufstauf! Kleine, feine Kürbisreifen werden mit gewirtelten Tomaten mit kleingeschnittenen Porreestreifen und kleinen Pilzen zu einem breiartigen Gemisch gekocht und eigenem Saft gedünstet und dann einer feuerfesten, gefetteten Form, auf eine dicht gekochte Kartoffelscheiben gegeben, nachdem man den Brei mit Salz und grünen Kräutern gewürzt hat. Eine Lage Kartoffelscheiben mit den Brei, wird mit etwas Selleriesalz gehackten Kräutern, nach Geschmack auch geriebenem Hartkäse bestreut und im Ofen Minuten goldbraun gebacken. Dazu essen eine Tomaten- oder Kräutersoße. Oder versuchen Sie eine Kürbissuppe, oder Kürbissoße oder — aber davon ein anderes Mal.

Es steht es nun aber mit den roten Rüben? Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß Sie davon Abwaschen, Abbürsten, Abschälen und in Scheiben schneiden die Roten Rüben in eine Marinade mit Zwiebelscheiben, Meerrettich, einigen Lorbeerblättern, Senf-, Piment- und Kümmelkörnern legen und als gute Beigabe zu Fleisch- und Fischgerichten reichten. Das genügt mir nämlich nicht. Ein frischer Salat aus feingeschnittenen roten Rüben, Pellkartoffelscheiben, Aepfeln und Gurken, aber sauer eingelegtem Kürbis, mit einer Soße aus Essig, verrührtem Quark, Oel und Zwiebeln begossen, ist mit einigen Schwarzbrotschnitten ein sättigendes und wohlschmeckendes Abendbrot. Und auch Gemüse aus feinen mittenen Scheiben der Roten Rüben, die nur langsam in einer hellen Tunke, mit Muskatnuß, Salz, etwas Zucker, einigen Tropfen Zitronensaft abgeschmeckt, ziehen müssen, werden Sie bald als eine Bereicherung Ihres Küchenzettels empfinden. Also, Sie sehen, daß beide bisher etwas vernachlässigten Erzeugnisse unserer Garten- und Landwirtschaft, Kürbis und Rote Rüben, Abwechslung in die Küche bringen können und ihre „geschmackvolle" Verwendung eine lohnende Aufgabe für jede zeitgemäß wirtschaftende Hausfrau sein soll.

Sybille Fritsche

Wissen Sie das?

Einen Nagel in die Wand zu schlagen, ist oft eine wahre Angstpartie, noch dazu, wenn man eine empfindliche Tapete hat. Schneidet man aber mit einem scharfen Messer ein kleines Kreuz in das Papier, löst die Ecken vorsichtig ab und treibt erst dann den Nagel ein, kann man es schon wagen, denn wenn der Nagel nicht „sitzen" sollte, weil man die Mauerfuge nicht erwischt hat, lassen sich die Tapetenecken leicht wieder ankleben und keine unschöne Stelle wird zurückbleiben.

*

Devisen sparen hilft jeder, der die leeren Tuben, die Zahnpasta, Haut- und andere kosmetische Mittel usw. enthielten, nicht wegwirft. Sie sind aus Metall, das wir dringend brauchen und zum Teil aus dem Ausland einführen müssen. Leere Tuben sind den Sammlern, die danach fragen, zu überlassen. Sie sparen dafür, daß die genannten Besätzer der Wiederverwertung zugeführt werden.

Die Reichskammer der bildenden Künste veranstaltet im Auftrage des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda eine Werbeschau für das gute deutsche Möbel. Unser Bild zeigt ein freundliches Werbeschau-Schlafzimmer für die Kleinwohnung aus Rüsternholz (Foto: RkdbK.)

Ernte und Küchenzettel

Die Erfahrungen zeigen, daß in Deutschland die unterschiedlichen Boden- und Klimabedingungen und die Mannigfaltigkeit im Landbau eine bei allen Kulturpflanzen gleichzeitig auftretende Mißernte oder Rekordernte ausschließen. Das dieses Erntejahr ist dafür wieder ein Beweis. Das Wetter hat zwar unsere Obsternte schwer geschädigt, uns aber eine Rekordernte im Getreide beschert, die übrigens leicht sucht, und eine gute Hackfruchternte in Aussicht gestellt. So schmerzlich der Mangel an Obst auch sein mag, so ist im gesamten gesehen, die Ernte dieses Jahres sehr viel günstiger als in früheren Jahren, wo wir Obst in Hülle und Fülle hatten.

Was ergeben sich nun daraus für Folgerungen für unseren Verbrauch? Zunächst müssen wir mit Obst sparen. Auch wenn es gelingt, durch unsere internationalen Beziehungen mäßige Einfuhr an Früchten zu erhalten, so können diese auch deshalb nicht den gesamten Bedarf decken, weil ja nicht nur Deutschland, sondern weite Teile Europas von einer Obstmißernte betroffen sind. Die Knappheit an Obst wird wenigstens dadurch etwas erleichtert, daß die durch die Marktordnung im vergangenen Jahre aufgespeicherten Mülpen eine erhöhte Erzeugung von verblüftete Marmelade gestatten, so daß die Obstknappheit nicht auch noch durch eine Marmeladenknappheit verstärkt wird. Die Sammlung von Wildbeeren sollte, wo sie möglich ist, zur Ergänzung herangezogen werden.

Auf der anderen Seite bietet unsere ausgezeichnete Getreideernte die Möglichkeit, den verschiedenen Geschmacksbedürfnissen der Verbraucher dadurch etwas entgegenzukommen, daß neben der bisherigen Roggenmehltype ein helleres Roggenmehl auf den Markt kommt. Das sollte den Verbrauchern weiterer Anlaß sein, den Weizenmehlverbrauch zugunsten des Roggenmehlverbrauchs einzuschränken. Im übrigen zwingt uns die vorsorgliche Politik unserer Getreidemarktordnung, den Brotverzehr über den augenblicklichen Bestand nicht auszudehnen und nach wie vor jedes Stückchen Brot vor dem Verderb zu bewahren. Nur auf dieser Grundlage war eine reibungslose Brotversorgung in den vergangenen Jahren möglich, und nur auf dieser Grundlage wird sie auch in Zukunft gesichert bleiben.

Unsere Kartoffelernte, die zwar nicht so groß wie die Rekordernte des vergangenen Jahres ist, aber immer noch als sehr günstig bezeichnet werden kann, gibt uns die Möglichkeit, auch in diesem Jahre wiederum das Augenmerk auf den Verbrauch von Kartoffeln und insbesondere auch von Kartoffelerzeugnissen, wie Sago, Deutsches Puddingmehl, Kartoffelmehl usw. zu richten. Daher ist auch eine vorsorgliche Einkellerung von Kartoffeln notwendig, die bei all denen, die gute Aufbewahrungsmöglichkeiten besitzen, sofort beginnen muß. Der Vorrat soll etwa bis Mitte März reichen, wo nach voraussichtlichem Abschluß der Frostperiode die normale Zufuhr zu den Städten wieder einsetzen kann.

Ueber die übrigen Gebiete unserer Ernährungslage ist nicht viel Neues zu sagen. Die Vorratswirtschaft hat dafür gesorgt, daß durch Einkellerung von Frischeiern auch im Winter Eier, wenn auch in dem bekannten beschränkten Umfange, zur Verfügung stehen. Was das Fleisch betrifft, so sind wir über den Tiefpunkt unserer Schweinefleischanlieferung hinweg. Mit einer ausreichenden Fleischbelieferung kann gerechnet werden. Ein Ausweichen nach der einen oder anderen Seite, z. B. von Schweinefleisch auf Rindfleisch, kann auch im kommenden Winter notwendig werden. Wenn im November die verstärkte Frischschlachtung wieder einsetzt, wird der Fischverbrauch weiter gesteigert werden müssen. Der Fettgehalt der Fische wird zweifellos eine willkommene Bereicherung unseres Mahles. Was die Herbst- und Wintergemüse anbelangt, so kommt es darauf an, gerade das zu verbrauchen, was auf dem Markt angeliefert wird. — So wird auch der Obstbau eine reibungslose Versorgung unserer Lebensmittelmärkte gewährleisten, wenn die deutsche Hausfrau bereit ist, ihren Einkauf die volkswirtschaftlichen Lage anzupassen, wie sie es im Laufe der letzten beiden Jahre in so vorbildlicher Weise getan hat. Dr. E. Rosenbrock

Pompadour - Ridicül - Handtasche

Auch ein Stück Kulturgeschichte

Als die Marquise de Pompadour das Handtäschchen erfand, den sie ihren berühmten Nasgab, war sie von der Nützlichkeit eines Dinges durchdrungen, denn es ist wirklich nicht einfach, Taschentuch, Riechfläschchen, Puder und der freien Hand zu balancieren. Daß Frau aber mit diesem Urtyp der Handtasche zufrieden war, bewies der schnelle Wechsel in Form und Handhabung.

Das Problem, alles bei sich zu führen, ohne davon beschwert zu werden, hat die Mode gelöst. Das Gretchentäschchen, das beim an die Knie schlägt und überall hängen verschwand schnell. Jahre hindurch hat Frau sich ohne jede Tasche behalfen, vielweil es nicht Mode für sie war auszuund irgendwelche Dinge zur Verschönerung sich zu führen. Alle Kosmetik könnte ja jahrzehntelang den unfolden. Heute, wo eine vervollkommte Körperpflege an der Tagesordnung ist, ist Handtasche ein unumgängliches Requisit, man oft zwar verflucht, das man aber wie Kreuz mit sich schleppt.

Auf viele Weise versuchte die Frau, das lästige Hand-in-Handtragen der Tasche zu vermeiden. Man trug sie schon kurz vor dem Kriege einer Schnur um die Schulter, früher sogar Strumpf, und um die Jahrhundertwende Geldbörse an einem Ring, den man über Finger streifte.

Die Größe war höchst wandelbar. Der „Bürofaten". Kinderspielzeug, einen zerlegbaren Schirm, am liebsten noch ein zusammenklappbares, in dem Strickstrumpf, Kaffeekuchen und Roman mitgeführt werden konnten, er war zuverlässlich und sicher sehr praktisch, wenn das Suchen in ihm äußerst umständlich war, aber man hatte ja Gott sei Dank Zeit dazumal. Er schrumpfte zu anderer Zeit in ein winziges Beutelchen aus Silbermaschen ein, das zwar sehr hübsch aussah, aber eigentlich überflüssig war.

Einmal schaukelte er an einem Lederbügel über dem Arm, groß wie ein Reisekoffer. Einmal war er kugelrund wie ein Ball mit einer Quaste am Ende und einer Schleife zum Anfassen. Er hat Bügel aus Horn, in die man hineingreift, und ist flach wie ein Bauch, um elegant unter den Arm geklemmt zu werden. Er ist bestickt, gestanzt aus Wild- und Krokodilleder, aus Samt, Metall, Seide oder eine Kombination aus allem möglichen. Er ist das veränderlichste von der Welt und ebenso launisch, wie er vielseitig ist.

Wer glaubt heute noch ohne ihn auskommen zu können der „Ridicül" ist der Dame heute ebenso unentbehrlich wie der fleißigen Frau des Biedermeier, die ihre Lebensaufgabe in der Anfertigung von Handarbeiten sah.

Es gibt ja eine Möglichkeit, der Tyrannei der Handtasche zu entgehen, die Tasche im Kleid. Aber welche Frau, die etwas auf sich hält, wird die „Linie" ihres Körpers opfern, um einer Unbequemlichkeit zu entgehen. Und wie groß müßten die Taschen sein, um all das Unentbehrliche mitzuführen, das die moderne Frau braucht. Sie hat es sich angewöhnt, ihren halben Haushalt mit sich herum zu schleppen, ein Arsenal von Toilettendingen, ihre „Büro-

Trauben

Da uns der Sommer so wenig Obst geschenkt hat und auch Aepfel und Birnen in diesem Winter voraussichtlich recht knapp sein werden, sollten wir jetzt noch nach Möglichkeit das große Angebot in preiswerten Weintrauben ausnutzen, womit wir auch unserer Gesundheit einen großen Dienst erweisen.

Die Traube ist geradezu eine kleine Apotheke, die uns wiederlei für die Erneuerung der Körperzellen wertvolle Stoffe und Heilmittel in angenehmster Form bietet. Die Traubenkur, durch die zu starke Menschen wieder auf den normalen Stand ihres Gewichtes zurückgebracht werden, ist wohl allgemein bekannt. Ihre Wirkung beruht auf der auslaugenden Wirkung der Traube, die, regelmäßig und in größerer Menge genossen, bei sonstiger entsprechender Diät eine Abmagerung bewirkt. Weniger bekannt ist aber, daß man durch den Genuß von Weintrauben in kleiner Menge bei einer sorgfältig berechneten Diätkuhrung auch eine Zunahme des Gewichtes erreichen kann. So kann man tatsächlich von den Trauben sagen, sie sind imstande, aus dick dünn und aus dünn dick zu machen.

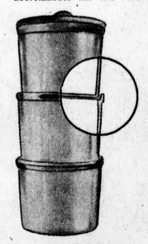
Die Gewichtszunahme des Körpers beim Verzehr kleinerer Traubenmengen und einer kurgemäßen Diät erklärt sich daraus, daß durch ihre Beimischung die sonstigen Nahrungsmittel besonders gut ausgenützt werden, wozu noch die Wirkung des Traubenzuckers kommt, der sehr schnell vom Körper aufgenommen wird, so daß dieser nun durch intensivere Ernährung imstande ist, Reserven in Fett und Eiweiß anzusammeln. Auch bei Krankheiten wie Gicht, Neuralgie, Herzleiden haben sich Traubenkuren schon bewährt. Hierbei ist jedoch selbstverständlich, daß man diese niemals von sich aus, sondern nur auf Anordnung und bei genauer Befolgung der Ernährungs- und Verhaltungsvorschriften des Arztes und unter seiner ständigen Ueberwachung vornehmen sollte. Ganz besonders gilt dieses für die Abmagerungskur, die man drei bis vier Wochen durchführt, und bei der, um zu der gewünschten Wirkung zu kommen, der mit zwei Pfund beginnende tägliche Traubengenuß oft bis zu sechs, ja acht Pfund gesteigert werden muß. Daß ein solcher Eingriff in die Ernährung des Körpers Gefahren bietet und daher ohne ärztliche Kontrolle nicht gewagt werden darf, ist klar.

Ganz abgesehen von der heilenden Wirkung der Weintraube bei krankhaften Zuständen ist sie aber auch durch ihren Gehalt an Phosophor, Kalk, Gerbstoffen, um nur einige zu nennen, die die Blutzusammensetzung und die Verdauung günstig beeinflussen, für den gesunden Körper sehr wichtig. So ist der Genuß der Weintraube niemals ein Luxus, sondern eine kluge Ausnutzung einer großen Menge stärkender und heilender Stoffe, die uns die Natur in ihr so reichlich bietet.

T. B.

Das praktische Geleeglas

Bei der Auswahl der Geleegläser wird man sich gern auf kleinere Größen mit einem Fassungsvermögen von 1/4 Liter oder noch weniger beschränken, die man auf dem Frühstückstisch verwenden kann. Wenn man etwa 10 Liter Gelee einkocht und dafür 40 1/4 Liter fassende Gläser benötigt, so macht die Aufbewahrung vielfach Schwierigkeiten, denn diese 40 Gläser verlangen einen erheblichen Raum, der in kleinen Wohnungen sicherlich nicht immer vorhanden ist. Es wird darum zweckmäßig sein, bei der Anschaffung Geleegläser auszuwählen, die man übereinander stellen kann. Jedes dieser Gläser hat einen gefalzten Rand, in den der Boden des darauf gestellten Glases genau hineinpaßt. Hat man die Gläser gefüllt, so baut man sie zu vieren oder fünfen übereinander auf und verschließt das oberste Glas mit einem passenden Deckel gegen Staub und Insekten. Man tut gut, den Inhalt der einzelnen Gläser mit einem in Alkohol getauchten Papier vor Schimmelbildung zu schützen. man kann sich aber das Zubinden mit Pergamentpapier ersparen. Auf diese Weise wird nicht nur Raum, sondern auch Zeit erspart. — Nimmt man eines der Gläser auf dem Eßtisch in Benutzung, so sieht es sauber und appetitlich aus, wenn man es auf das dazugehörige Glasteller-chen stellt, und es mit dem Glasdeckel zudeckt. - Diese Aufbauglaser werden in zwei Größen hergestellt, für 1/4 Liter und 1/8 Liter. Die beiden Größen haben aber den gleichen Durchmesser, so daß sie bunt durcheinander zusammengestellt werden können. Auch die Deckel und Unterteller passen für beide Größen.



(Deike M.)

Tierkinder
ALS HAUPTDARSTELLER

Sind wir nicht immer reicher geworden, wenn wir der Stadt einmal den Rücken gekehrt haben, um jenseits der Pflastersteine, „auf dem Land", wie wir sagen, uns wiederzufinden? War es uns nicht, als ob wir im Zeichen dieser Veränderung dem Geheimnis der Jahreszeiten, den Gesetzen der Erde und der Sonne, des Regens und des Windes inniger verwoben seien? Haben uns Falten und Fältchen, wie mit einem Griffel in die Gesichter der Bauern und Bäuerinnen eingezeichnet, haben uns ihre Arbeitshände nicht mehr vom Leben erzählt als die umfangreichsten Zeitungen, die dichtsten Bücher und die klügsten Reden? Sind uns ihre Kinder und ihre Tiere rings um den Dorfweiher — in den Höfen, im Stall, am Futtertrog, auf dem Feld und auf der Weide — nicht eine herrliche Offenbarung gewesen?

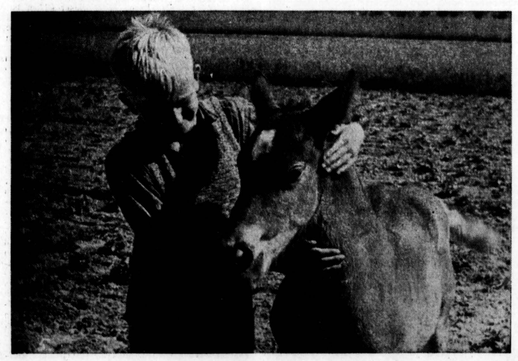
In der Mutter treuer Hut
So kann den kleinen „Pilleenten" nichts geschehen

Ein kleines Kälbchen mit der Mutterkuh
Ein Bild, das unser Auge immer wieder entzückt

Man muß das Leben lieben oder in dieser Kunst rechtzeitig unterwiesen werden — um eines Tages sinnend dabeizustehen, wenn sich Menschen- und Tierkinder in selbstverständlichem Nebeneinander lustig die Zeit vertreiben. Um dem jüngsten Schweinchen Freude abzugewinnen, wenn es aus der Nuckelflasche trinkt, gierig erst, dann satt und gleichgültig. Um ergriffen zu sein, wenn der Schäfer, auf die Frage des Kindes, warum er das kleine Lamm auf den Arm genommen, zur Antwort gibt: „Es war müde . . ." Um eine Henne und ihre Küchen, eine Ente und ihr Fohlen, eine treubesorgte Entenmutter, junge Katzen, saugende Hündchen, Kühe und Kälber, ja, sogar Familie Klapperstorch in ihrer tiefsten Wirklichkeit aufzuspüren, in des Wortes bester Bedeutung „wahr-zu-nehmen".

Es war sehr naheliegend, all diese Motive auch mit der Kamera einmal festzuhalten und den Bildstreifen gleichzeitig die charakteristischen Töne und Laute einzubauchen. Schließlich ist der Kulturfilm ja die vollkommenste Möglichkeit, die Liebe zum Leben und all seinen Erscheinungsformen leicht und immer leichter zu machen. So steht auch der Terra-Film „Tierkinder auf dem Bauernhof" (Hersteller: Landeskulturfilm Schneider unter Produktionsleitung der Ufa) dank seiner vielen „lichten Momente" und dank seiner musikalischen Illustrationen im Dienst jener Unterweisung. Schon der erste Hahnenschrei klingt wie eine Fanfare unbedingter Lebensbejahung und ländlicher Fruchtbarkeit. Das unbekannte Dorf, zwischen Felder und Wälder anmutig hingebettet, mit dem Kirchturm in der Mitte, ist zwar unbekannt und doch so

Auch dies kleine Schweinchen mag die Flasche gern



Ja, gerade die Tiere waren es, mit denen wir Städter (bis auf ein paar Hunde, Katzen oder Luxuspferde tierlos geworden) in aller Stille Brüderschaft schlossen und Zwiesprache hielten. Denen wir zusahen, wie sie dienen und gehorchen, wie sie ruhen, wie sie ihre Jungen nähren, mit ihnen spielen und sie das Leben lehren; denn auch sie sind in den ewigen Strom des Werdens und Vergehens vollgültig mit einbezogen, haben ihre Kinder, ihren „Nachwuchs" sozusagen, begabten und unbegabten. Wie wir uns beim Anblick unserer allerjüngsten Jugend bekanntlich die allertiefsten Gedanken machen, so haben für uns besonders auch die jüngsten Tiere etwas Anziehendes, Rührendes, irgendwie sogar Bezwingendes an sich.

Nicht jedem freilich ist es vergönnt, solche Begegnungen in ihrer ganzen Nachhaltigkeit zu genießen. Man muß Augen haben, die etwas sehen, Ohren, die etwas hören, und ein Herz — am rechten Fleck. allbekannt, denn es ist deutsch und du und ich, wir alle könnten dort geboren sein. Irgendwann kam ja wohl jeder von „draußen". Irgendwann holten wir uns unsere werdende Kraft, jenen Bauern und seinen kleinsten Tieren gleich, ohne viele Umstände direkt aus der Erde, sogen sie mit der Muttermilch in uns ein, pflückten sie von den Bäumen, mähten sie von den Wiesen ab und zwischen dem Morgengrauen und dem Lied von der „sinkenden Sonne" lag die Pflicht und der Segen der Arbeit. Wollen wir uns dessen stets eingedenk bleiben und dann und wann unser Bündel schnüren, um dorthin zu wandern, woher wir kamen, und wohin wir uns — Hand aufs Herz — hie und da heimlich zurücksehnen!

W. K.

Zwei vom gleichen Schlag: jung, feurig und aufgelegt zu tollen Sprüngen

Fotos 4) aus dem Kulturfilm der Terra „Tierkinder auf dem Bauernhof"

Korn und Bro

Freude und Dankbarkeit erfüllt uns heu wir im weiten Deutschen Reich das Fes Ernte begehen, die uns in diesem Jahre beglückender Fülle geschenkt ist. Groß Jubel unter dem festlichen Erntekranz;

Reiche Ernte ist gehallen
Fotos (3) W.

wird die stillere Stunde des Tages es mit bringen, daß wir dem großen und unergr lichen Geheimnis nachsinnen, das i winzigen Samenkorn beschlossen ist. Vor den erst der Erde anvertraut, brach es

Dankbare Freude herrscht unter dem festli Erntekranz

eigener Kraft durch die lastende Scholle Licht, behauptete sich gegen alle Widerst gegen Frost und Blitze und wuchs mit den anen anderen Körnern zum reifen Feld. Frucht, die glücklich eingebracht ist in unseren Scheuern liegt. Das Gesetz

Köstlich duftendes Brot . . .

Lebens wird hier unübersehbar offen das Gesetz, das tausendfach abgewandelt, immer mit dem gleichen Sinn und Endziel allem Wachstum und Werden liegt: Ueber Widerstände hinweg zur Reife, zur Vollen zu kommen, alle Kraft zum Einsatz zu brin um einem Größeren und Gemeinsamen zu nen, seinen Tod zu geben, damit neues Le gewonnen werde.

J. J. Li

Mein Freund Marzell

Von Curt Krispien

Lange haben sie sich nicht gesehen, trotzdem kommt keinen Augenblick Unsicherheit oder gar Entfremdung zwischen ihnen auf. Sie sind Jugendfreunde, sie sind einmal beide gemeinschaftlich in der Quarta sitzengeblieben, und das ist fast so bindend wie die Kameradschaft im Kriege, die sie später noch näher zueinander brachte. Da sind lange Begrüßungsreden überflüssig. Und wenn man sich auch seit acht Jahren nicht gesehen hat und nun plötzlich vor einem fremden Herrn steht und weiß, das ist der Paul, der damals im Lateinextemporale „hier" angekreuzt hat, so genügt es völlig, wenn man ihn auf die Schulter klopft und etwa sagt: „Na, alter Seeräuber, wie geht es dir denn?" Manchmal genügt es auch, wenn man ihn wortlos in die Rippen boxt.

Da stehen sie nun auf dem Bahnsteig, Ferber strahlt vor Freude, und auch Bruck zeigt mehr Wärme und Herzlichkeit, als man von ihm zu sehen gewohnt ist.

„Alles in Ordnung? Gesund? Zufrieden?", fragt Ferber, während sie sich vom Menschenstrom zum Ausgang treiben lassen.

Bruck, der von großen Reisen aus fernen Ländern wiederkehrt, nickt lächelnd.

„Danke, danke. Wie solls schon sein! Wieder ein bißchen älter, ein bißchen stärker im Kopf und ein bißchen schwächer in den Armen. Hier und da ein Rest Malaria. Aber was machst du denn?"

Da gibt es eine Menge zu erzählen. Paul Ferber ist Architekt geworden und hat im vergangenen Jahre für die Konstruktion einer neuen Schwebebrücke einen ersten Preis bekommen. Doch das scheint ihm nicht das Wichtigste. Er ist verlobt! Gedenkt demnächst zu heiraten!

„Ein Mädchen, ach, ich habe nicht geglaubt, Marzell, daß es so etwas überhaupt noch gibt! Das klingt dumm, ich weiß, und es geht ja auch nicht, daß ein erwachsener Mann wie ein Backfisch schwärmt, aber wenn du dir ein Mädchen vorstellst: schön, aber nicht langweilig, klug, aber nicht eingebildet, lustig, aber doch voll natürlicher Zurückhaltung . . . Wie kann man das beschreiben? Du mußt sie kennenlernen!"

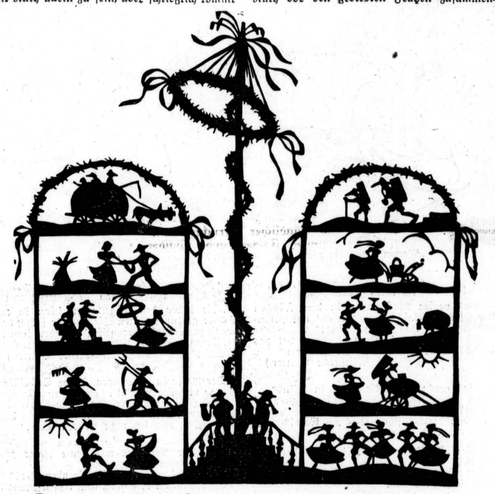
Wieder nickt Bruck. In seinen Mundwinkeln sitzt diesmal ein trübes Lächeln. Er hat mit Frauen nie viel Glück gehabt, er ist schon manchesmal gelieht und manchesmal verlassen worden. Scheinbar ohne Grund. Frauengründe sind nicht immer Männergründe. Er denkt an Namen und an Daten und ganz besonders an einen letzten Brief. „Lieber Marzell, ich weiß, daß du mich nicht verstehen wirst, wenn ich jetzt von dir gehe, trotzdem ich dich so liebe, wie ich keinen Mann mehr lieben könnte . . ." Das ist nun ungefähr drei Jahre her, und Bruck ist immer noch nicht ganz darüber weggekommen. So etwas faßt er nicht, das ist für ihn eine fremde Sprache. Frauen bewegen sich nicht selten in einer Sphäre der Wirklichkeitsfeit, voller Schatten und Halbschatten der Gefühle, mit Möglichkeiten und Hintergründen, die erschauern machen. Und Brucks Art ist einfach, klar und gerad. Da liegt eine Welt dazwischen. Hinzu kommen die langen Reisen in Länder, die für Europäerinnen des Klimas wegen verschlossen sind, und in Liebessachen gewinnt zuletzt doch stets der Mann, der gerade zur Stelle ist. Nein, das ist ein Kapitel, das Bruck beendet hat. Es interessiert ihn nicht.

Paul spürt die stille Ablehnung und gerät in Eifer.

„Du meinst, ich rede so, weil ich verliebt bin? Verliebt bin ich natürlich, aber deshalb ist nichts von dem, was ich dir von meiner Braut erzähle, übertrieben. Na, du wirst ja selber sehen!

Es vergehen ein paar Tage, für Bruck angefüllt mit den vielen Kleinigkeiten, die eine Wiederkehr nach so langer Abwesenheit notwendigerweise mit sich bringt: Wohnungsfragen, Besuche in privaten Dingen und Angelegenheiten des Berufs. Daran knüpft auch Ferber seine Pläne. Bruck will nämlich in ein paar Monaten nach Bahia fahren und bei dieser Gelegenheit für die Bauten seines Freundes den geschäftlichen und geologischen Untergrund sondieren. Darüber wird noch zu reden sein.

Endlich trifft es sich, daß Bruck die junge Dame sieht. Das geschieht unter recht alltäglichen Umständen in Ferbers Hause. Die Namen werden genannt. Bruck sagt ein paar höfliche Worte. Fräulein Weigand fragt, ob er eine gute Ueberfahrt gehabt habe — alles macht durchaus den Eindruck einer harmlosen Begegnung. Aeußerlich! Denn Bruck hat sie sofort erkannt, und merkt deutlich, daß es ihr genau so geht. Ja, es ist Ruth, die ihm vor Jahren den Abschiedsbrief geschrieben hat, der ihn in Wogenbiuse erreichte, es ist Ruth, und ihre hellen, grauen Augen mit den goldenen Pünktchen darin stürzen ihn in grausame Verlegenheit und Qual. „Mein Freund Marzell", hat Paul vorhin gesagt, als er ihn vorzustellen meinte. Das klingt ihm in den Ohren, und er beherrscht sich musterhaft. Sinnlos, Paul zu sagen, was einmal gewesen ist. Das hieße, ihn einer Hölle des Mißtrauens und der Zweifel ausliefern und — vielleicht — alles zerschlagen. Er vermeidet es nach Möglichkeit, mit Ruth allein zu sein, aber schließlich kommt



Freud' und Lust am Erntefest
Scherenschnitt von G. Meendsen-Bohlken (Deike-M)

doch der Augenblick. Paul ist aus dem Zimmer gegangen, um Pläne und Unterlagen zu holen, die er dem Freund zur Durchsicht geben will. Es sind nur wenige Minuten, doch sie scheinen Bruck entsetzlich lang. Er steht am Fenster, abgewendet, und sieht hinunter auf den Kaienplatz, auf dem ein Bogenschütze aus Bronze beharrlich in den grauen Himmel zielt. Spatzen jagen sich und tschirpen im Gebüsch, von fern her klingt das Schlagen einer Uhr. Bruck beißt die Zähne aufeinander und ballt die Hände in den Taschen. Dann sagt Ruths leise Stimme dicht hinter seinem Rücken: „Ich muß dich allein sprechen, hörst du? Unbedingt!"

Immer noch starrt Bruck hinunter. Eine alte Frau mit einem Marktnetz in der Hand überquert den Platz, ein Hündchen bellt, die Spatzen fliegen auf. Und dann kommt seine Antwort: „Ich habe morgen im Museum für Völkerkunde zu tun. Sei mittags in der afrikanischen Abteilung. . . ."

*

Sie standen zwischen Kalebassen aus bemaltem Ton. Ein Bantu-Assagai hing von der Wand herab. Noch war kein Wort gefallen, das irgendwie Bezug auf ihr Verhältis zueinander hatte. Bruck wirkte völlig anders, als am Tag zuvor. Es schien, daß er aus der eigenartigen Umgebung Kraft und Ruhe schöpfte. Mit weiter Geste streifte er die Fetische und Talismane ringsumher, Gegenstände religiösen Kults. Erklärte mit Gelassenheit die Masken der Wagenga und der Bali und lächelte sogar, als Ruth vor den grotesken Fratzen zusammenschrak. Mit langen Schritten ging er durch die mittagsleeren Räume, hier und da verweilend, schilderte zwischendurch einen Jagdausflug in die Serengeti-Steppe, sprach von dem viele hundert Jahre alten Elefantenpfad am Paradiesfee, von der Weisheit dieser Riesentiere, die, grauen Felsen gleich, durch die Bambuswälder schwanken, von rosafarbenen Flamingoschwärmen, mürrischen Büffeln und grazilen Antilopen.

Ruth lauschte schweigend. Sie spürte einen Hauch von Abenteuer und Gefahr. Ihr war, als ob an seiner Seite die fremden Steppen und Wälder näherrückten und sie umschlossen. Bruck streckte seine Hände nach ihr aus — da standen sie mit einemmale in hohen Elefantengras, ein heißer, blauer Himmel war über ihren Köpfen, der Boden dröhnte leis von dem Galopp der Zebraherden, und drüben, zwischen Schirmakazien, pendelten die langen Hälse der Giraffen. Da faßte Bruck das Mädchen an den Schultern und lüftete sie. Sie stand verwirrt und reglos.

„Ich war ein Kind, als ich dir damals schrieb, Marzell, und du warst so weit, und niemand wußte, ob du jemals wiederkommen würdest. Du selber nicht!"

Er sah umher und ging dann rasch auf eine große Signaltrommel zu, die mitten im Raum stand. Ein Prunkstück aus Uganda. Zärtlich strichen seine Hände über das blanke, braune Holz. Dann wurden seine Griffe kräftiger, und alsbald entschwirrten der Trommel dumpfe Töne, rhythmisch, unheimlich, erregend.

Ruth sah ihn ängstlich an.

„Was tust du da — ?"

„Ich sage Soronga, dem kleinen Halbbruder des Leoparden, daß ich Hochzeit machen will."

Ein Museumsdiener kam mit schrägem Blick zur Tür herein.

„Sie! Das dürfen Sie nicht! Das ist verboten!"

Bruck ließ nachdenklich die Hände sinken, ein schlaffer Zug entstellte sein Gesicht.

„Ich weiß, ich weiß", sagte er müde, „wo kämen wir auch hin, wenn jeder täte, was er wollte."

Als sie die Treppen zum Ausgang hinuntergingen, überkam ihn ein leichter Schwindel, und seine Hände zitterten. Ein Spiegel hing am Pfeiler neben der Garderobe. Mit einem Schritt trat Bruck zur Seite und sah hinein: Seine Augen glänzten, und das Weiße schimmerte verdächtig gelb. Malaria. Er kniff die Lippen ein und ging rasch weiter. Kurz vor der Tür griff Ruth nach seinem Arm.

„Willst du, daß alles fein soll, wie es war?" Ganz dicht stand sie vor ihm, und eine ungeahnte Sehnsucht trieb ihm fast die Tränen in die Augen. „Sag nur ein Wort, Marzell . . ."

Er wandte sich ruhig von ihr ab und stieß die Tür zur Straße auf. Ein harter Wind blies ihm entgegen.

„Machen Sie den Mantel zu", sagte er kurz. „Sie werden sich erkälten."

*

Zwei Wochen ließ sich Bruck nicht sehen, zwei Wochen suchte Ferber ihn vergeblich zu erreichen. Er begriff das nicht. Endlich kam ein Brief aus Genua, der nur besagte, daß Bruck am selben Tage noch mit der „Rio Bianco" nach Bahia ausgelaufen war. Im übrigen standen herzliche Grüße darin, auch für Ruth Wegand.

Als sie nachmittags kam, gab Ferber ihr den Brief.

„Hier! Lies das!", sagte er erbittert, „und sage mir, was ich davon halten soll. Ohne Abschied, ohne Erklärung, ohne Grund läßt er uns einfach sitzen. Mein Freund Marzell! Nun, wahrhaftig, man könnte noch an allen Menschen irre werden!"

Ruth strich ihm beruhigend durchs Haar.

„Sprich nicht so von ihm! Weißt du, was ihn treibt? Er ist ein tapferer und braver Mensch, dein Freund Marzell!"

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

ad — ba — bau — burg — den — diph — el — eng — fa — fu — ga — gei — gne — il — in — ktr — land — le — ler — man — neu — ol — pa — pz — ras — sen — se — stil — tel — thong — tion — tu

Aus vorstehenden Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Aufruf des WHW. ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Polen, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Kleinigkeit, 4. Doppellaut, 5. europäisches Inselreich, 6. Einrichtung, 7. schlüsselfertiges Haus, 8. Stadt im Gau Weser-Ems, 9. Vogel, 10. König von Aegypten, 11. Ort und Schloß in Oberbayern, 12. Völkermerkmal, 13. Adjet.

Wortverschiebung.

Die acht Wörter:

Tupf — Bier — Poch — Kiel — Onyx
Anis — Chef — Volk

sind untereinanderzuschen und so lange seitlich zu verschieben, bis eine Buchstabenreihe eine Mahlzeit im Freien ergibt, zu der die Teilnehmer gemeinsam beisteuern.

Kürzungsrätsel.

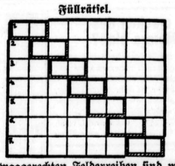
In den Wörtern:

Rosette — Zanella — Schauer — Harem — Stiefel — Spiegel — Juber — Martin — Borke — Sirene — Spann — Rangone — Fiesel — Geier — Pantine

streiche man je zwei nebeneinanderstehende Buchstaben, so daß neue Wörter, und zwar wiederum Hauptwörter, in Erscheinung treten.

Die ersten Buchstaben dieser Buchstabenpaare ergeben dann einen Zeitabschnitt im Hochsommer.

Füllrätsel.



Die waagerechten Felderreihen sind mit bekannten Wörtern zu füllen, derart, daß die umrahmten Felder stets das gleiche Buchstabenpaar enthalten:

1. Stadt in Anhalt, 2. Himmelserscheinung, 3. römischer Kaiser, 4. sommerliche Frucht, 5. Stadt in Sachsen, 6. Stallgerät, 7. Vogel.

a — a — a — b — b — b — b — b — b — b — b — c — d — b — d — e — e — e — e — e — e — e — e — e — e — f — g — g — g — h — h — i — i — i — l — l — n — n — o — r — r — r — r — r — r — s — t — t — u — u — u — w

Entnahmerätsel.

Folgenden zwölf Wörtern ist je ein Buchstabe zu entnehmen, die, nacheinander gelesen, das Kennzeichen des Hilfswerks „Mutter und Kind" in der NSV. ergeben.

Ehrlichkeit — Treue — Kraft — Wurzel — Kunst — Minne — Adel — Ewigkeit — Frohsinn — Leben — Wagnis — Ehre.

Dreifache Verwendung.

Aus fünf Zeichen bilde mir
Insel, Adjektiv und Tier.

Pyramidenrätsel.

An der Spitze beginnend, ist unter Hinzunahme je eines Buchstabens und Umordnung der vorangegangenen ein neues Wort zu bilden:

1. Vokal, 2. Fürwort 3. Naturerzeugnis, 4. Fluß zum Rhein, 5. überirdisches Wesen, 6. Teil des Hauses, 7. Bergmann.

Vorsatzaufgabe.

Durch Voransetzen je eines neuen Buchstabens bilde man aus folgenden Wörtern neue bekannte Dingwörter:

Ampfer — Heim — Reis — Ruhe — Leander — Ente — Ast — Rahn — Abel — Range — Strich — Hose — Lippe — Tat — Orden — Wald — Adler.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen einen Pionier der Luftfahrt.

Silbenwechselrätsel.

Lessing — Zadern — Gaumen — Stadttor — Gabel — Minne — Gerber — Darwin — Nachen

Von jedem der vorstehenden Wörter ist die letzte Silbe zu streichen und der übrigbleibende Stab je eine andere Silbe voranzusetzen, so daß man je einen Städtenamen erhält.

Lage der Städte: 1. in Südfrankreich, 2. an der französischen Riviera, 3. an der Elbe, 4. in Thüringen, 5. an der Düna, 6. in Pommern, 7. in Nordafrika, 8. an der Nahe, 9. in der Türkei.

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der Städtenamen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, ein Polargebiet.

Häusliches.

Gestern war der t recht lecker.
Auf dem tt steht mein Bleder.

Auflösungen aus voriger Nummer

Magische Figur: 1 Leopold. 2 Botanik. 3 Panne, 4 Donnage. 5 Flieger.

Buchstabenfüllrätsel: Greif, Rachel, Beute, Lehar, Born, Libido, Weiler, Fresko, Wunde. — Reiche Beute haben viele Freunde.

Doppelgitter: 1 Friederike. 2 Bodenstedt, 3 Gießkanne. 4 Heidenheim.

Silbenrätsel: Das Alter verklaert oder verfeinert. — 1. Dilettant. 2. Apollo. 3. Sonnabend 4. Aphrodite. 5. Deander, 6. Teleobjektiv, 7. Erinnye 8. Rhabarber 9. Venus, 10. Elefant 11. Romanze, 12. Konterfei. 13. Beinen, 14. Ariadne. 15. Elster. 16. Referat.

Bilderknotenrätsel: Geldklassette — Tasse. Selbstbinder — Beet Wittenberge — Ringe. Luftschiffe — Fuchs. Taschenmesser — Name. Fielfernrohr — Rhein.

Buchstabenrätsel: a D — Ade. l b — Elbe. n g — Enge. s p — Espe. s t — Esthe. i b — Ibee.

Einsetzrätsel: (Hand)lung. (Arm)ut, St(rippe), Sal(zunge)n. — Harz.

„Wie gefällt dir mein neuer Hut?"
„Tja, Liebling, wenn ich ganz ehrlich sein soll . . ."
„Wenn du schon so anfängst, will ich es nicht mehr wissen!"

*

„Du hast mir doch versprochen, nicht nach dem See runterzugehen?"
„Ja, Papa."
„Und ich habe dir eine Tracht Prügel versprochen, wenn du es doch tätest."
„Ja, aber ich habe mein Versprechen nicht gehalten, da brauchst du's auch nicht, Papa."

*

„Auf meinen Tisch kommt kein Tropfen Alkohol."
„Ich bin auch sehr vorsichtig beim Einschenken." (Allgemeiner Wegweiser.)

Liebe

„Sage mal, mein Liebling, woran merktest du eigentlich zum erstenmal, daß du mich liebst?"
„Das will ich dir sagen: daran, daß ich mich jedesmal furchtbar ärgerte, wenn mir jemand sagte, du seiest ein rechter Idiot."

*

Pepper ist ein Drückeberger.
Pepper hat jetzt einen Kleingarten.
„Da heißt es aber fleißig sein!" meint Hopper.
„Ja, ja", sagt Pepper, „das sage ich meiner Frau auch immer wieder!"

Kein Grund

„Ich möchte dir ja die zwanzig Mark leihen, mein Lieber, aber weißt du, ich habe Bedenken: Geldverleihen zerbricht die Freundschaft . . ."
„Ich deswegen? Nun, da gib sie schon her, wir waren ja eigentlich nie die besten Freunde."

„Könnten Sie mir meinen Wagen bis zum nächsten Sonnabend reparieren?"
(„Ric et Rac")

*

Vorsichtig

„Können Sie ein Motorrad in Gang bringen?"
„Nee, leider nicht!"
„Also gut, dann können Sie mal auf meines aufpassen!" (Lustige Blätter.)

Weidmannsheil

Frau: „Wo hast du deine Jagdbeute?"
Jäger: „Abgeliefert."
Frau: „In der Küche?"
Jäger: „Nein, im Krankenhaus."

*

Sie: „Auf meine Liebe kannst du mit aller Bestimmtheit bauen."
Er: „Ja, aber bist du auch sicher, daß dein Vater eine Hypothek darauf geben wird?"

*

Die Aufnahme des Taibethandes gestaltete sich recht schwierig. Behauptung stand gegen Behauptung, und Zeugen waren nicht vorhanden. Da wandte sich der Richter, schon halb erschöpft, nochmals an den Kläger: „Sind Sie dessen ganz sicher", drang er in ihn, daß es der Angeklagte war, der Ihnen in der Dunkelheit die Ohrfeigen gab?"
Seelenruhig erwiderte der Kläger: „Beschwören kann ich das nicht, daß gerade der Angeklagte mich geschlagen hat, aber daß ich es war, der die Ohrfeigen bekommen hat — dafür stehe ich ein!"

Das einfachste

„Was macht ein Glasermeister, wenn er kein Glas hat?"
„Na — das kann ich nicht raten!"
„Nun, er trinkt aus der Flasche!"
(Pass. Show.)

Der Erfolg war gut

„Nun, Herr Maier, haben Ihnen die Moorbäder bei Ihrem Fußleiden geholfen?"
„Ich bin sehr zufrieden! Das Moor hat seine Schuldigkeit getan, und ich kann gehen!"
(Schweizer Illustrierte.)

Auf Umwegen

Autobesitzer: „Was? Mit einem ganz zerschnittenen Pneumatik kommen Sie zurück? Wie war denn das möglich?"
Chauffeur: „Ich fuhr über eine Milchflasche, die auf der Straße lag."
„Ueber eine Milchflasche? Na, die ist doch wohl groß genug, daß man sie sehen könnte!"
„Der Junge hatte sie unter seinem Kittel."
(Philadelphia Ledger.)

So herum

„Hast du eigentlich mal gehört, wie es Pieksens geht?"
„Pieksens? — Die beiden leben wie die Tauben."
„Ach nee, sieh mal an, die beiden Alten! Daß man nach dreißig Jahren Ehe noch so verliebt ineinander sein kann."
„Verliebt? Na, sie kommen halt zusammen aus. Er hört schwer und sie ist auf einem Ohr ganz taub."

„Warum essen Sie nicht, Herr Schneider?"
„Ich bin Vegetarier — mir schmecken keine Fliegen!" (Zeichnung: Bergström)

Im tiefen Keller

„Das vorige Mal waren in dem Fäßchen Wein sechzig Flaschen und diesmal nur siebenundfünfzig! Das stimmt nicht!"
„Es wird schon stimmen: diesmal hat das Abfüllen zwei Stunden länger gedauert."
(Fliegende Blätter.)

*

„Was macht denn Ihr Sohn in Köln?"
„Er ist unter die Schriftsteller gegangen."
„So? Was schreibt er denn?"
„Wenn er mir schreibt — um Geld!"

*

„Sie: „Fühlst du, wie heiß meine Liebe zu dir ist?"
Er: „Und ob ich das merke, sogar mein Geld schmilzt davon."

Mutter: „Nun, Hilde, was hast du denn am ersten Schultag gelernt?"
Hilde: „Gar nichts, ich muß morgen wiederkommen!"

*

Der Vieharzt kommt in einen kleinen Marktflecken und beginnt mit einem Bauern ein Gespräch. „Sie haben hier ja neulich, wie ich hörte, Schützenfest gefeiert. Da haben Sie bei dem anhaltend schlechten Wetter wohl ein schönes Defizit gehabt?"
„Defizit? Im Gegenteil — draufgezahlt haben wir!" (Neue Ztg.)

Der Wink mit dem Zaunpfahl

Paul, der Sohn eines Landwirts, reist ab, um die landwirtschaftliche Schule zu besuchen. Der Vater verspricht ihm: „Ich werde dir jede Woche einen Bericht über den Stand der Ernte senden."
„Kannst du auch den Bericht so kurz abfassen, daß er auf den Abschnitt einer Postanweisung geht?"

*

Helgalein ist zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Seebad.
„Mutti, was machen die da?" deutet sie auf die am Strande liegenden Badegäste.
„Die lassen sich von der Sonne braten."
In diesem Augenblick steht ein Herr auf, zieht sich den Bademantel an und entfernt sich.
„Mutti", ruft Helgalein, „ist der Onkel schon gar?" (Neue Ztg.)

Entgleisung

Dufflemann: „Ich wollte mal wieder meinen alten Freund Emil besuchen, ist er zu Hause?"
Mädchen: „Der ruht schon sechs Wochen unter der Erde!"
Dufflemann: „So, so, da will ich ihn natürlich nicht stören!"

Immer „ohne Draht"

„Wie kommen Sie darauf, daß ich Funker bin?"
„Weil Sie immer ohne ‚Draht' sind."

„Dieses Bild ist Ihnen doch arg mißlungen, mein Lieber! Ich habe doch keine Karikatur bestellt, sondern ein richtiges Porträt."
(„Polska Zbrojna")

*

Man sprach über die rechte und die linke Hand.
Der Linkshänder sagte:
„Ich kann mit meiner linken Hand das gleiche wie mit der rechten machen!"
Der Rechtshänder meinte:
„Dann stecken Sie einmal Ihre linke Hand in die rechte Hosentasche!"
(Woche.)

*

Er: „Ich schwöre dir, daß ich dich liebe, ewig lieben muß!"
Sie: „Aber wenn ich dir sage, daß ich ganz arm bin —"
Er: „Auch dann habe ich dich geliebt!"

„So — erwarten Sie mich also pünktlich um 3 Uhr — heute in fünf Jahren."
(Life")

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige in unserer Zeitung bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Ist Schlankheit Verzicht?
Nein — aber mit 30 — 40 — 50 neigen viele zu Korpulenz. Kluge beugen vor, erhalten sich schlank und jugendfrisch durch die tägliche Tasse
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
auch als Drix-Tabletten–Drix-Dragees

Billige aber gute Uhren

m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrentaschenuhr m. gepreßt. 36 einteil. Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90
Nr. 4. Vernickelt. Ovalglas, 7 steinig. Räder. M. 2.30. Nr. 5. Bester Werk, flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 7 Dmck., vergoldet, M. 4.90 bessere Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband M. 2.60. Nr. 65. Dto., für Damen, kleine Form, mit Rippband, M. 4.—. Nr. 99. Dto., Goldrandgl., 5 Jahre Garl. Gehäuse, für Damen, mit Rippband, M. 6.90.

für Herren, viereckige Form, M. 6.90. Nr. 642. Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche poliert, M. 8.—. Nr. 140 i. Gerechtestes Küchenwecker, rötlich. Kuchuck relond, M. 2.80. Westerwälder, genau gehend, M. 1.60. Nickelhalter 25. Doppelkette, vergold. M. —.70. Kapsel M. —.25.

Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einzelne Monogramm M. 1.10

Nr. 614. Siegelring, 8 eckige Platte, M. 1.30. Nr. 2803. Siegelring, moderne Form, 1.40. Trauring, Double, M. —.90

Double-Ring mit Stein, M. —.80. — Alle Ringe, Paßstärke!, einzeln, vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren. 20 000 Ringe.
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis
Fritz Heinecke Braunschweig Abt. A9

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe u. 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einsp. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung v. Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheck-Konto: Westfäl. Volksbl. Paderb. Hannover 3504.

Verdauung in Ordnung der ganze Mensch in Ordnung.
Rondoga-Pillen bleibt, wills u. sicher Darmträgheit. Ist regelm. Verdauung und reinigen das Blut. Rondoga-Pillen sind seit Jahrzehnt. bewährt. Ist gepreßt u. gut rein. Eisenpräparat, bereitet. 50 Rondoga-Pillen nur RM. 1.— in allen Apoth. Rondoga-Pillen Wegweiser kostenlos durch Kneippmittel-Zentrale Würzburg.

Herdfeger besser denn je

Wie machen das die Meiers bloß?
Wie machen das die Meiers bloß? Die ganzen Töchter sind sie los, Gleich Fünfe nach der Reih', Die Sache ist sehr leicht erklärt, Es hat sich wiederum bewährt — Man sieht's am Resultat: im „7. Tag" das Heiratsinserat.
*Auflage zur Zeit über 37 000

Flußsandpraxis
(auch Schuppenflechte)
Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich meine ausführliche Aufklärungsschrift. Aus dieser ersehen Sie, durch welch einfach anzuwendendes Mittel mein Vater u. zahlr. andere Kranke nach jahrelangem Leiden in ganz kurzer Zeit befreit wurden.
Max Müller, Heilmittelvertrieb.
Bad Waldsee Hirsch b. Dresden-N.

Heiraten

Suche für meine Schwester, 41 J., kath., liebes, einf. Wesen, mittelgroß, blond, mit guter Allgemein- u. Herzensbildg., solide Aussteuer, einen Herrn mit etwl. Geldeinlage zwecks Heirat
Da Interesse, Witwer mit Kindern angen. Zuschr. u. Nr. 1185/4 an „Der 7. Tag", Paderborn.

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Berufstät. Fräul., 40 J., jüng. Aussehen, kaufm. ausgebild., im Haush. durchaus erf., w. Bek. eines kathol. Herrn in einwand. freiem Charakter, i. sich. Stellung zw.
Heirat
Witwer mit Kind angen. Möbel-, Wäscheausst. und einige Ersparnisse vorh. Zuschr. unt. Nr. 1143/4 an „Der 7. Tag", Paderb.

Handwerksmeister mit gut eingerichtetem Eigenheim u. gut. Einkomm., Anfang 30, kath., dunkelblond, gute Vergangenh., w. d. Bekanntsch. ein. Landwirtstochter bis zu 28 J. von gleichem Neuheren zwecks späterer
Heirat
Zuschrift. m. Lichtbild erbet. u. 1118/1 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Frau Kluge
lernt gerne zu . . so eine erfahrene Waschfrau wie die alte Krause — die wird's wohl wissen. Leitungs- und Brunnenwasser ist für die Wäsche viel zu hart. Und hartes Wasser ist bei der Wäsche sehr störend, weil es Waschwirkung und Schaumbildung hemmt. Wichtig schaumfähig und damit zum Waschen brauchbar wird Wasser durch einige Handvoll Henko-Bleichsoda . . . Aber schon eine Viertelstunde vor Vereinigung der Waschlauge im Wasser verrühren! So setzt man die weiche machende Wirkung von Henko voll aus und hat dann immer eine besonders waschkräftige und stark schäumende Lauge!

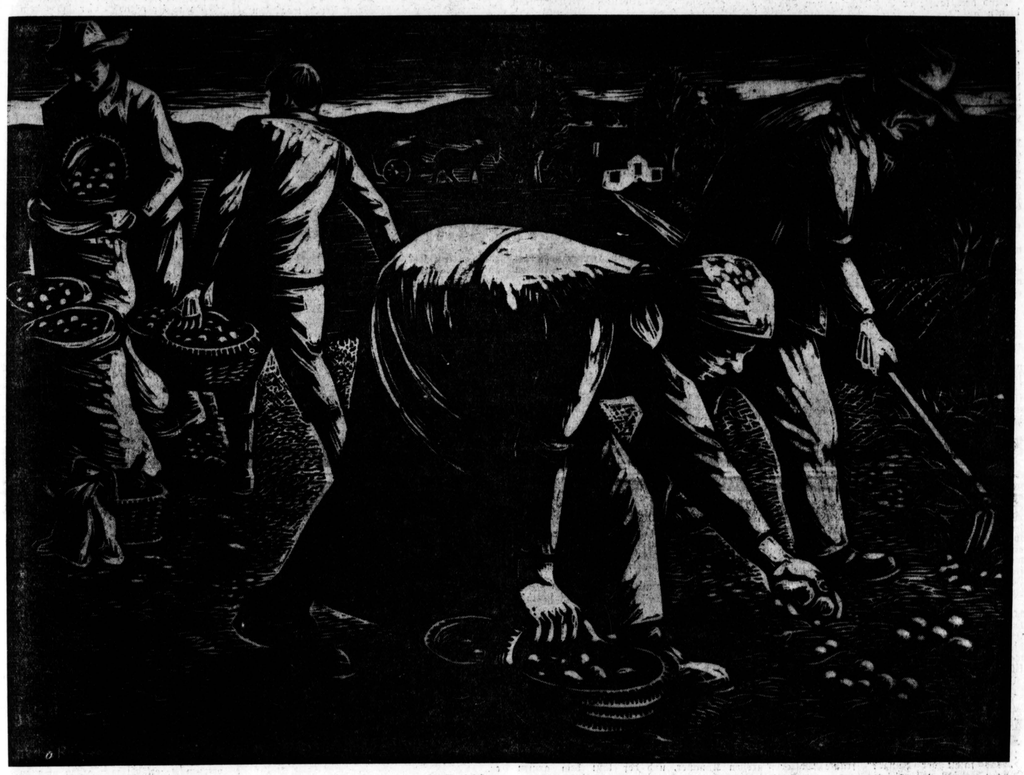
Inserieren
in unserer Zeitung führt stets zum
Erfolg!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Ottergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 2. VJ. 38: 27 653. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 41 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 9. Okt. 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



„Kartoffelernte" Orig.-Holzschnitt von R. Rhein (Linden-Verlag, München)

Erdäpfel, Grundbirnen . . . Kartoffeln!

Wissen Sie, was eine „Grundbirne" ist? Sie wissen es bestimmt! Wir wollen Sie nur auf die Spur lenken. — In der Jugendzeit war es. Da rauchten in den Tagen der ersten Oktoberhälfte wieder die Kartoffelfeuer. Bei diesen Rauchwolken, die einen Ruch von Erdhaftigkeit spüren lassen und darum nicht übend unser Riechorgan angreifen, auch nicht die Kehle rauhen, wie es sonst bei vielen Arten von Qualm zu sein pflegt, fanden sich zu allem unsrigen Tun aufgelegte Lausbuben ein. Nicht, daß sie sich an der Kartoffelfeuer beteiligen wollten, das wäre gemeinnützliges Schaffen gewesen. Sie hatten schon eine „Vor"kartoffelfeuer besorgt; sagen wir es auf gut Deutsch: sie hatten Grundbirnen geklaut. Nun, die Grundbirne ist identisch mit der Kartoffel. Und die lausbübischen Diebereien fanden ihren Sinn in der Herstellung einer ganz besonderen Sorte Bratkartoffeln. Und wie es immer ist, die Lausbuben ernteten dort, wo sie nicht gesät hatten.

Stundenlang schon hatte Nachbar Brüggemann auf seinem Acker mit dem Spaten die Erdäpfel gerodet. Am Nachmittag kamen dann Kind und Kegel der Brüggemanns angerückt, um die Kartoffeln aufzulesen und in bereitliegende Säcke zu sortieren. Bereits hatte man festgestellt, daß ein leerer Sack fehlte. Den hatten unsere Lausbuben annektiert, um ihn in seinem unteren Viertel mit frischgelesenen Grundbirnen zu füllen. Das alles war in blitzartiger Geschwindigkeit geschehen, als Vater Brüggemann und die Seinen für einige Minuten die Kartoffelfelse unterbrachen, um sich am Vesperbrot gütlich zu tun.

Auf einer nebenan liegenden Wiese, in einer Bodenvertiefung, lagen unsere Lausbuben mit ihren auf urmanierliche Art gelesenen Kartoffeln und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Sie lauerten auf das Anbrennen der Kartoffelfeuer, um die gestiebitzten Grundbirnen in Bratkartoffeln zu verwandeln. Wenn man genau hinsah, entdeckte man aber schon jetzt bläulichgrauen Dampf, der sich kringelnd aus der erwähnten Bodenvertiefung in der Luft „erzog. Unsere Lausbuben hatten nämlich bei ihrer unerlaubten Kartoffelfeuer auch einige Büschel trockenen Kartoffelkrautes mitgehen heißen. Und da sie schon einmal gehört hatten, daß trockenes Kartoffelkraut bei primitivem Rauchern als Tabakersatz nicht verpönt ist, gleich aus Vaters Bestand an Mutzpfeifen ein Exemplar zur gefälligen Benutzung mitgebracht. Doch zweien, die noch dazu als „schlappe Kerle" bezeichnet wurden, bekam dieses Kraut in der Pfeife durchaus nicht, es wurde ihnen speiübel. Diese günstige Gelegenheit benützten die anderen von der Partie, die sich dem Tabakersatz, gemeinhin Kartoffelkraut genannt, gewachsen gezeigt hatten, sich an die Kartoffelbraterei heranzumachen. Gerade hatten Brüggemanns die Kartoffelfelse beendet, da machten sich unsere Lausbuben auch schon an den in der Mitte des abgeernteten Feldes liegenden Haufen trockenen Kartoffelkrautes heran und begannen die Fabrikation von „pommes frites", wie es auf den Speisekarten heute immer noch hier und dort zu lesen ist, was auf gut Deutsch „Bratkartoffel" heißt. Sie aßen die gebratenen Grundbirnen à la main oder wie der Lateiner sagt, ex laustibus, aus der Hand oder aus den Fäusten, was so viel bedeutet, wie die Manieren eines guten Europäers verpönen. Aber was scherte unsere Lausbuben schon der gute Europäer. Sie müßten keine echten Jungens gewesen sein, wollten sie hier an der Stätte der Lese des Volksnahrungsmittels die Formen gutsituierter Bürger nicht augenscheinlich verschmähen. Aber bei dieser ersten Kostprobe des Volksnahrungsmittels Kartoffel zeigen unsere Lausbuben alljährlich ihr werbendes Element für die bahnbrechende Tat des Herrn Franz Drake, der die Kartoffel in Europa heimisch machte. Es ist ganz gut, wenn wir auch bei der Kartoffellese unsere botanischen Kenntnisse ein wenig auffrischen. Denn wenn die Wagen vollbeladen mit den gelben Erdäpfeln in die Scheunen einfahren oder die Früchte in den Markthallen unserer Großstädte oder unter dem Marktschirm unserer Bauernfrauen auf den Wochenmärkten wieder auftauchen, dann müssen wir auch die Frage nach der ursprünglichen Heimat der Kartoffeln beantworten können.

Sie ist in Peru und Chile. 1596 überaab der erwähnte Franz Drake dem Botaniker Gerard Saatkartoffeln für den Großen Garten in London. Auf deutschem Boden finden wir die ersten Kartoffeln in den Kaiserstädten Wien und Frankfurt; sie galten dort als große botanische Seltenheiten. So sonderbar es klingen mag: Volksnahrungsmittel wurde die Kartoffel erst durch die Hungersnöte des Dreißigjährigen Krieges. Besonders der Siebenjährige Krieg zeigte den Nutzen der Kartoffel Ohne sie wäre die Not im Jahr der Mißernte 1770 noch viel größer geworden. Und die Hungersnöte der Jahre 1793 und 1817 vollendeten dann ihren Anbau als Volksnahrungsmittel in Deutschland.

Aber nun, Erdäpfel, Grundbirnen, Kartoffeln, — das ist alles gleich. Wenn die Feuer auf den Aeckern wieder rauchen und die Abende kühl und windig sind, schätzen wir noch getaner Arbeit die gebratenen Knollen in der Pfanne zu Hause auch auf eine weniger romantische Weise wie die Lausbuben draußen auf dem Felde. Mit Befriedigung und Wohlgefallen nehmen wir den Duft schon auf der Treppe wahr: „Ahaaa! Mutter macht Bratkartoffeln!" Dr. G.

Die Heimat des Sohnes

Erzählung von Hans-Horst Brachvogel

Es war Abend, und der Inspektor von Stadienen nahm an, daß die Gäste das Herrenhaus verlassen hatten. Er konnte hinübergehen und Bericht erstatten über die Arbeit der Woche. Er löschte das Licht, schloß das Zimmer, das er im Erdgeschoß des Speichers bewohnte, ab und ging über den dunklen Hof.

Als er gerade um die Ecke des Herrenhauses biegen wollte, hörte er die Stimme des Besitzers des Nachbargutes sagen: „Also lassen Sie sich raten, gnädige Frau: verkaufen Sie das Gut. Sie verstehen nichts von Landwirtschaft, und Verwalter oder Inspektoren arbeiten immer in die eigene Tasche."

„Mein Inspektor ist seit zehn Jahren hier", antwortete die Gutsherrin. „Mein Mann vertraute ihm ganz und gar."

„Und doch kaufte er Schuldscheine von Stadienen auf."

„Was sagen Sie?"

„Prüfen Sie es nach!" sagte der Nachbar.

Der Inspektor war im Schatten des Hauses stehengeblieben. Er stand starr, wartete und hörte dann, wie der Sprecher in den Wagen stieg. Gleich darauf rollte der offene Landauer vorüber. Man sah die hellen Kleider der Frauen und hörte das Getrappel der Pferde. Der Inspektor wartete noch eine Weile, dann betrat er das Herrenhaus.

Martha empfing ihn im Arbeitszimmer ihres Mannes. Sie hieß ihn Platz nehmen und begann zu sprechen. Sie ließ ihn sprechen. Sie sagte nicht, wie sie es seit dem Tode ihres Mannes immer getan hatte: „Sie werden es am besten wissen, Inspektor, was zu tun ist. Ich verstehe nichts davon." Nein, diesmal hörte sie ihn an.

Nachdem er seinen Bericht beendet hatte, erklärte sie kurz:

„Ich möchte Stadienen verkaufen. Inspektor, wissen Sie einen Käufer?"

„Nein", antwortete er ebenso kurz. „Ich werde Ihnen dabei nicht helfen, das Gut zu verkaufen. Sie haben einen Sohn, dem Sie es erhalten müssen."

„Er ist drei Jahre alt."

„Er wird älter werden."

„Aber ich kann mich nicht um die Angelegenheiten des Gutes kümmern; ich verstehe zu wenig davon."

Sie maßen sich mit einem kurzen Blick. Sie mißtraut mir, dachte der Inspektor niedergeschlagen, und sie dachte: Ich habe ihm bis heute vertraut wie seinem Menschen. Ich habe ihm die Führung des Gutes anvertraut und mich um nichts gekümmert, weil ich dachte, es ist in guten Händen.

„Bringen Sie mir die Rechnungsbücher", sagte sie dann. Er hatte sie gehorsam. „Lassen Sie mich allein, sagte sie. Da ging er.

Martha blieb lange auf an diesem Abend. Sie prüfte die Bücher von dem Tage ab, da man ihren Mann nach dem Hagelsturm auf einer Bahre nach Hause gebracht hatte. Noch einmal standen jene schweren Tage und Wochen vor ihrem Auge, als sie die Ausgaben jener Zeit nachprüfte. Damals war der Inspektor ihr bester Freund gewesen, der ihr als einziger wirklich geholfen hatte. Sie prüfte weiter die Zahlungsbücher und erschrak. Bis jetzt hatte sie geglaubt, daß ihr Nachbar den Inspektor nur verleumden wollte, doch, die Zahlen hier bewiesen . . .

Martha stand auf, trat ans Fenster und blickte hinüber zur Inspektorwohnung. Es brannte noch Licht. Sie fühlte bitter, daß ihre Enttäuschung tiefer ging, als wenn es nur die durch einen unzuverlässigen Angestellten gewesen wäre. Der Zorn übermannte sie plötzlich und ließ sie hinunterstehen. Sie klopfte ans Fenster. Der Inspektor kam heraus.

„Sie haben Schuldscheine von Stadienen aufgekauft", sagte sie. „Warum sagen Sie nicht offen und ehrlich, daß Sie Stadienen an sich bringen wollen?"

Der Inspektor schwieg.

„Darf ich fragen", sagte sie, gereizt durch seine unerschütterliche Ruhe, „wobei Sie das Geld haben?"

„Das ist meine Sache", antwortete er kühl.

„Auch was ich damit tue, ist meine Sache."

Martha sah sein Gesicht im Strahl der Lampe. Es war starr und ausdruckslos. Sie konnte nicht mehr sprechen und ging zurück. Am nächsten Morgen ließ sie in aller Frühe ihr Reitpferd satteln und ritt zur Hand der kleinen Stadt, welche die Geldgeschäfte des Gutes erledigte. Der Vorsteher selbst empfing sie.

„Ich möchte das Gut verkaufen", erklärte sie gleich.

Der Vorsteher war fassungslos.

„Jetzt?" sagte er. „Jetzt, wo es so gut steht, wie noch nie?"

„Ich kann es nicht bewirtschaften, und Inspektoren sind nicht zuverlässig."

Der Bankvorsteher wurde ernst. „Hören Sie", sagte er. „Ohne Ihren Inspektor wäre Stadienen nicht mehr in Ihrem Besitz. Das Andenken Ihres Mannes in Ehren, aber er hatte sehr leichtsinnig gewirtschaftet. Das Gut war ruiniert, als er verunglückte. Eine Menge Gläubiger wollte sofort pfänden lassen, und vor allem Ihr Nachbar hätte das Gut gern an sich gebracht. Wenn damals nicht Ihr Inspektor eingegriffen und dem Gut ein Darlehen gegeben hätte . . ."

„Woher hatte er das Geld?"

„Er besaß selbst ein Gut im ehemals deutschen, jetzt polnischen Gebiet. Er wurde einige Jahre nach dem Kriege enteignet und abgefunden."

„Also bin ich seine Schuldnerin?"

Der Bankvorsteher lachte.

„Nein", sagte er. „Stadienen ist in den zwei Jahren nach dem Tode Ihres Mannes so gut geführt worden, daß Ihr Inspektor inzwischen wieder alle seine Darlehen aus dem Gut ziehen konnte. Sie schulden niemand etwas."

Martha ritt langsam den Weg zurück. Sie war sehr froh. Sie lag von der Straße ab und ritt zu den Feldern, auf denen zur Zeit gearbeitet wurde, wie sie wußte. Sie sah den Inspektor schon von weitem. Er arbeitete kurz. Sie ritt zu ihm.

„Warum", fragte sie, „haben Sie gestern abend nicht gekündigt? Ich glaube, ich habe Sie sehr beleidigt."

Er wies über die bestellten, Frucht tragenden Felder. „Um dieses Landes willen", sagte er. „Ihr Mann hat es mir sehr ans Herz gelegt. Ich sollte es hüten, bis Ihr Sohn es bebauen kann. Es ist seine Heimat.

Auch Martha sah über das Land. Die taufrisch und aber taufrisch Roggen der Felder wogten sanft im Wind. Ueber die Weide trotteten Kühe. In der Koppel galoppierten Pferde.

„Wir wollen das Land und mein Kind zusammen hüten", sagte sie und sprang aus dem Sattel. Sie reichte dem Inspektor die Hand. „Verzeihen Sie mir!"

Er blickte sie lange an. „Wenn ein Mann liebt", sagte er dann, „verzeiht er alles."

So war Silbermann!

Von O. Th. Stein

„Meinetwegen! Wenn die Herren vom Rat meinen, ich sei zu teuer — andere Leute wollen auch leben!"

„Wer nun wird Höhnel die Orgel zu bauen kriegen, nicht Ihr, Meister!"

„Was tut's, Schöne? Wird keine Freud' daran haben, der Malefizer. Und die Meißner erst recht nicht!"

„Glaub's auch, schmunzelte der erfahrene Gehilfe des späteren Fürstlich Sächsischen und Königlich Polnischen Hof- und Landorgelbauers — damals war er's noch nicht — Gottfried Silbermann. „Sparen ist schon gut, aber nicht am falschen Platz."

„Sind halt Superkluge, die Meißner! Lassen wir sie laufen!"

Und der Hoforgelbaumeister Höhnel begann wirklich den Bau. Mit rechtem Orgelbauereifer wohl am Anfang, bald aber matter und unwilliger von Tag zu Tag.

Wußte ja auch schier ein Winder sehen, daß er alles viel zu niedrig veranschlagt hatte und jetzt, nun lange nicht die Hälfte fertig war, schon aus eigener Tasche Material und Arbeit zahlen mußte. Weil er in blinder Rivalengier sich verpflichtet hatte. Hinz, Kunz und alles andere waren ja auch teuer und keiner wollte ohne Zahlung liefern.

Höhnel war aber kein Mann der Gulden und sein Beutel schlappte immer kümmerlicher von Tag zu Tag.

Und dann war er mit einem auf und davon und ließ sein halb geborenes Kindlein schmählich im Stich.

„Sieht ihm ähnlich, dem Schubiack!" knurrte Gottfried Silbermann, halb verärgert, halb ärgerlich in sich hinein, als man ihm das Absalen Postreich berichtete.

Kam nun etliche Tage später ein Bote des Meißner Rates zu Silbermann: ob der Herr Orgelbaumeister nicht einmal schauen wolle, was zu tun sei? Ob der Herr Hoforgelbaumeister nicht gehalten sein solle, das Werk zu vollenden, das er begonnen?

„Könnt' ihnen so gefallen!" raunte Silbermann. „Ob der eselsdumme Kerl an den Bettelstab dabei kommt, kümmert sie ja nichts, diese —! er drohte mit der kräftigen Faust durchs Werkstattfenster nach dem alten Meißen hinüber.

Setzte sich aber doch auf die Post und fuhr ab, den halbfertigen Orgelbau zu begutachten.

Da stand das Gebäu, schmucklos, unansehnlich, wißt, unordentlich auf der hochgewölbten Chorgalerie. Ein scheinbar wirr durcheinander geworfener Haufen von Holz- und Zinnpfeifen, Abstrakten, Drähten, Holzrasten, Hobel- und Sägespänen.

Doch scharfe Auge Silbermanns gleitet daran hinauf und herab, dringt ins Einzelne, die Hand prüft und sucht. Das dauert dem beleidigten Bürgermeister schier zu lange.

„Nun?" fragt er ungeduldig und laut in die leisen Geräusche des Prüfenden hinein.

„Warten!" fährt Silbermann schroff herum.

Der Bürgermeister schickt einen empörten Blick zum Himmel: „Seid Ihr ein Mebicus? oder ein gottgesandter Priester?"

fragt er spöttisch.

„Ein Mebicus? Ja!" knurrte Silbermann. „Ein gottbegnadeter Priester? Mache mir nicht an, müßte dazu die Rechtsweisheit studiert haben!"

Der Bürgermeister kniff ob des Hohnes scharf die dünnen Lippen, aber er hatte genug von des Orgelbaumeisters gottgesagneter Grobheit und wartete nunmehr schweigend, bis sich Silbermann endlich herumwandte, mit dem Aermel sich ein paar Mal den Staub aus dem Gesicht wischte und dann kurz losholterte:

„Gut gebaut hat der Kerl! Gebt ihm 1600 Taler über den ausgemachten Preis, den der hirnlumme Mensch selber bloß verlangt hat. Dann wird er wiederkommen und Ihr werdet zufrieden sein! Und gebt ihm das Geld gleich, denn er wird's brauchen!"

Das hatte das ehrenwerte Stadtoberhaupt nicht erwartet zu hören:

„Ja, ist denn der Höhnel nicht —?" stammte er.

„Mein schlimmster und gehässigster Rival, ganz recht!" gab Silbermann, kurz zurück, „kann aber was. Wird' er bankrott, ich macht ihn gleich zu meinem Gehilfen!"

„Aber wir wollten doch —"

„Mir zumuten, das fertig zu machen, was ein Rival weggeschmissen? Ein Narr müßt' ich sein! Braucht's auch nicht, denn der Höhnel ist ein tüchtiger Kerl, bloß rechnen kann er nicht. Und ein Meisdammel ist es obendrein. Laßt's ihn selber beenden, geb' Euch mein Wort, daß sich Meißen mit der Orgel wird können sehen lassen."

„Ihr meint wirklich?" fragte der Bürgermeister noch leise zweifelnd.

„Pfeife in solchen Dingen keinen Spaß zu treiben. Mach's, wie Ihr wollt, einen besseren Rat kann ich Euch nicht geben!" Preßte sich um und war hinaus, ohne dem Stadtoberhaupt seine Reverenz zu erweisen.

Meißen schickte einen expressen Boten an den Herrn Hofbaurotgelmeister Höhnel. Der wollte erst nicht kommen, schalt und tobte über das filzige Krämervack.

Da meinte der Abgesandte trocken: „Nu, der Silbermann will's doch, daß Ihr bauen sollt! Wird Euch so gleich das Geld vorgeschossen, wie er's gehessen!"

Der Höhnel traute seinen Ohren nicht: „Silbermann? Der wird gerade —" Brach alsogleich ab, denn der Bote fiel ihm in die Rede:

„Dem habt Ihr's allein zu danken!" Und erzählte dem Herrn Hofgrafelbaumeister von des Rivalen Gutmachen.

Höhnel wußte vor verlegener Rührung nicht, wie er stehen sollte, scheuerte sich mehrmals heftig und trat dabei immer von einem Fuß auf den anderen. Endlich brachte er heraus:

„Saperab ist er, der Silbermann, aber — sol mich der Teufel, wenn ich ihm nachmals ins Gehege fahre. Ich laß nichts mehr auf ihn kommen!"

Baute die Orgel weiter und baute sie gut. Sie steht heute noch.

Jo — Jo

Wo ist Muck?

Kindergeschichte von J. K. Hesse

„Was kreischt der Junge?" fragte Doktor Holbein. „Was will er?"

„Den Muck will er, seinen Muck!" sagte die Mutter.

„Aber wer ist denn Muck?"

„Ein kleiner Hund! Peters kleiner Hund! Peter nennt ihn Muck und liebt ihn sehr!"

Doktor Holbein lachte. „Tun wir dem Kleinen den Gefallen! Her mit dem Muck! Vielleicht beruhigt sich unser Hinrvs."

„Ich möchte ihn gern herbringen, den Hund", seufzte die Frau, „aber das Unglück will: Er ist verschwunden, der Muck! Seit gestern abend verschwunden!"

„Schade!" sagte der Doktor. „Wär' vielleicht eine Medizin gewesen, der Muck. Die Sehnsucht scheint dem Jungen im Gemüt zu sitzen!"

„Wo ist Muck?" rief ein heiseres Stimmchen. Die Hände des kleinen kranken Jungen spielten unruhig auf der Bettdecke. Die Augen glänzten fiebrig im gerötenen Kindergesicht.

„Der Muck kommt schon, mein Kerlchen", tröstete der Doktor, „der kommt ganz bestimmt, der Muck!" Und dann nahm er seinen Hut und sagte in der Tür: „Also Tabletten und Packungen! Wir müssen das Fieber drücken!"

Die Frau nickte ergeben und traurig, fuhr dem Kleinen sacht über die glühende Stirn und begab sich in die Küche, um für den heimkehrenden Mann das Abendbrot zu bereiten.

„Wie geht es?" fragte der Mann, als er die Wohnung betrat.

Die Frau hob die Schultern.

Der kleine Kranke im Nebenzimmer ließ ein leises Wimmern, ein unruhiges Weinen hören. Und dann kam es wie ein Aufschrei: „Muck! Wo ist Muck?"

„Er redet im Fieber immer nur von Muck. Er will seinen Muck!"

„Das ist schrecklich!" sagte der Mann und ging auf Zehenspitzen zum Sohn. Als er zurück kam, war sein Gesicht ganz zerquält. „Der Junge stirbt noch um den Hund!"

„Ach, Unsinn!" sagte die Frau.

„Wer kann das wissen? Er hat einen großen Kummer, und der läßt dem armen kleinen Kopf keine Ruh. Es ist schrecklich!"

Die Frau hatte ein Würgen in der Kehle, aber sie war tapfer und gab keinen Laut von sich.

Das Söhnchen entschlummerte und erwachte bald wieder mit Weinen und Wehklagen. Als es auf Mitternacht ging, saß der Kleine aufrecht in den Kissen, schlug mit den Händen um sich, zeigte große, glühende Augen und stieß laute, zornige Schreie aus.

Die Mutter preßte den kleinen zuckenden Körper an sich und sagte schmeichelnd und fröhlich: „Peter — nun lach mal! Der Muck ist wieder zu Haus! Ja, der Muck! Dein Muck! — — Hörst du ihn?"

Ein Krahen war an der Zimmertür, und Winseln und Blaffen war zu vernehmen.

„Er will zu dir, der Muck! Aber er darf noch nicht, weil du krank bist! Hör — hör nur — — der Muck!"

Als am Morgen der Doktor Holbein eintrat, stand die Frau vor einem Kindbettlich und wusch einem kleinen, struppigen Köter den verdreckten Pelz. Der Mann aber lag mit dem Kopf auf der Tischplatte und schlief.

„Wie geht's dem Jungen?" fragte der Doktor.

„Gut! Besser!" lachte die Frau. „Er glüht nicht mehr so, er ist ganz rubig und schlummert. Da hat sicher der Muck geholfen!"

„Ah — der Ausreißer!"

„Der nicht! Der ist grad vor einer Minute zurück! Seh'n Sie, wie schwarz der Räuber ist? Aber mein Mann, Herr Doktor, der hat bis zum Morgen vor der Zimmertür gesessen. Und wenn der Peter geweint hat und geklagt, dann hat mein Mann dem Jungen zum Trost gekratzt und gebellt und geblafft, als wäre er der Muck!"

Doktor Holbein räuspelte sich auf eine sonderbare, künstliche Art. Als er die Tür zum Nebenzimmer öffnete, entwischte Muck aus dem Bodefach, drängte sich durch die Spalte und legte die nassen Pfoten auf das Bett seines kleinen Herrn.

Dies nebenbei

Wünsche bewegen die Welt. Wer hätte keine Wünsche? Aber wo vielerei Wünsche die Menschen so mit sich herumtragen, erfährt man in dem englischen Seebade Eastbourne, wo ein alter Wachtturm steht, von dem die Ueberlieferung sagt, daß er die magische Kraft besäße, Wünsche, die an seine Mauern geschrieben werden, in Erfüllung gehen zu lassen. Solchen abergläubischen Spielereien geben sich die Menschen nur allzu gern hin. Und so kommt es, daß die Mauern dieses Wachturmes bis an die äußersten erreichbaren Stellen eng mit Wünschen vollgekritzelt sind. Im allgemeinen ist es so, daß die Wünsche alle fünf Jahre abgewaschen werden. Ende vorigen Jahres ist dies zum letzten Mal geschehen, und nun sind zur Zeit schon alle Stellen des Gemäuers wieder bedeckt, so daß für die Wünsche der nächsten vier Jahre kein Platz mehr ist, wenn man nicht von der Regel abgeht und den Turm vor der Zeit wieder blank wischt. Interessant ist es zu erfahren, was man da alles zu lesen bekommen kann. Von den großzügigsten, selbstlosesten und umfassendsten Wünschen bis zu den kleinsten und egoistischsten sind dort alle Wunschkategorien vertreten. Beispielsweise „Frieden auf der Welt" oder „Glück und Gesundheit"; diese Wünsche finden sich in allen Abwandlungen. Aber interessiert es die Welt, wenn man liest: „Ich wünsche, daß Fred mich nicht unterkriegt!" Ein kleiner Schuljunge schrieb: „Ich wünsche mir Windpocken, wenn die Schule wieder anfängt!" Und so geht es fort: Ein Student wünscht sich, sein Examen zu bestehen, ein junges Mädchen Schauspielerin zu werden, eine Verkäuferin „Robert wiedersehen", ein junger Mann sein Portemonnaie wiederzufinden. Niemand weiß, wie es eigentlich kommt, daß die Menschen solches Vertrauen zu dem Turm haben. Nun, hoffen wir, daß möglichst viele Wünsche auch in Erfüllung gehen. Die Menschen werden dann selbst sehen, ob sie sich das Rechte gewünscht haben.

*

Noch eine andere spleenige Geschichte ist aus England und zwar aus dem Dorf Barling in Essex zu berichten. Dort sucht man einen Geisterbanner, der aber ein guter Läufer sein muß. Um den Geist dieses Dorfes zu bannen, muß man ihn nämlich erst erscheinen lassen und das kann nur geschehen, falls es jemand fertigbringt, um Mitternacht einhundertmal um einen alten Eichbaum zu laufen. Ist das geschehen, so erscheint der Geist; es soll ein Bäcker sein, welcher Teig knetet. Tatsächlich hat sich kürzlich einer bereit gefunden, einhundertmal um den Baum zu rennen, und siehe da, es gelang ihm nicht. In der 99. Runde stolperte er und so erschien der Geist nicht. Und nun wartet das Dorf auf den nächsten Geisterbanner. Daß sie sehr selten sind, versteht sich . . . .

*

Wie kann man kochen ohne Feuer? In Europa geht das zwar nicht, umso besser aber in dem Ort Whakarewara in Neuseeland. Das Dorf liegt in einem Gebiet, in dem unterirdische Vulkane tätig sind, die heiße Quellen emporschicken. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn man dieses „kochende Dorf" betritt. In den Dampflöchern des Erdbodens kochen hier in selbstgegrabenen Flachskörben Kartoffeln, dort dampft ein Stück Schweinefleisch und wieder an anderer Stelle duftet aus Dampfwolken ein Bündel frischen Lauchs. In einem heißen Wasserloch wird Wäsche gewaschen. Daneben, in einem kühleren Bad, sitzt ein sechsjähriges Mädchen und seift sich den dunklen Kopf. Wo man geht, ist der Boden heiß, hier und dort bricht Dampf durch kleine Spalten, und das Grauenerregendste erfährt man, wenn man an eine Felsspalte geführt wird, aus der eine unterirdische Quelle unheimlich brodelt; sie wird von den Einheimischen „Das grunzende Schwein" genannt. Wer also Wert darauf legt, zu jeder Tages- und Nachtzeit warmes Wasser zu haben, begebe sich nach Whakarewara.

*

Man sagt: Ihm fiel das Glück in den Schoß. Dem Parkwächter John Cambird in der englischen Grafschaft Kent fiel das Glück buchstäblich in den Mund. Er saß bei einem prächtigen Festessen, bei dem auch Hummer aufgetragen wurde. John Cambird langte tüchtig zu; doch plötzlich entfuhr ein völlig unvorschriftsmäßiger Fluch seinen Lippen. Er hatte auf einen harten Gegenstand gebissen, daß er sich einen seiner ohnehin nicht mehr sehr zahlreichen Zähne ausgebrochen hatte. Immerhin war er ruhig genug, um den harten Gegenstand nicht gegen den ersten besten Wandspiegel zu knallen, sondern ihn zunächst einmal aufmerksam zu betrachten. Welch eine Ueberraschung: Ein erbsgroßer, kugelrunder, hellschimmernder Stein bot sich seinen Augen dar, die vor Erstaunen immer größer und größer wurden. War das wirklich eine Perle? Ein Juwelier bestätigte ihm diese Vermutung nicht nur, sondern drückte ihm zugleich auch ein nettes Päckchen Banknoten in die Hand, die den Parkwächter eine ausreichende Entschädigung für die Perle und den ausgebissenen Zahn waren. Die Sache erklärt sich nur so, daß es nicht nur unter den Menschen, sondern auch unter den Hummern Feinschmecker gibt, die den delikaten Genuß einer Auster nicht verschmähen. Ein Glück, daß der Parkwächter die Perle nicht verschluckte; sie hätte ihm sicherlich schwer im Magen gelegen.

Weltgeschichtliche Tage

Der Führer löscht eine Grenze aus

Deutsche Soldaten schützen das Sudetenland

In Asch bereitete die gequälte Bevölkerung ihrem Befreier die herzlichsten Ovationen (Weltbild, Zander-M.)

Der Führer fährt über die alte Reichsgrenze bei Wildenau (Associated Preß, Zander-M.)

← Deutsche bespannte Artillerie fährt über den Marktplatz von Rumberg. (Zander-Multiplex-K.)

← Die Uebergabe von Teschen an Polen
Auf der Brücke über die Olsa, die den polnischen und tschechischen Teil der Stadt verband, erfolgte durch einen tschechischen General die Uebergabe des bisher tschechischen Gebiets jenseits der Olsa an polnische Offiziere.

Bild links: Der Führer verabschiedet sich nach den Münchener Besprechungen von Deutschlands großem Freunde Mussolini. (Scherl Bilderdienst, Zander-M.) — Bild rechts: Konrad Henleins Heimkehr. In seiner Heimatstadt Asch wurde Konrad Henlein von seinen Landsleuten mit stürmischem Jubel empfangen. Ein kleines Mädchen aus Asch begrüßt Reichskommissar Konrad Henlein mit einem Blumenstrauß. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Adolf Hitler, dem Befreier des Sudetenlandes, gilt der jubelnde Dank der Berliner wie des ganzen deutschen Volkes
Der Führer, Generalfeldmarschall Göring und Konrad Henlein auf dem Balkon der Reichskanzlei. (Weltbild, Zander-M.)

Ehe die deutschen Truppen kamen . . . war die SDP. die Hüterin der Ordnung ←

Sudetendeutschland schmückte sich zum Empfang d. deutschen Soldaten

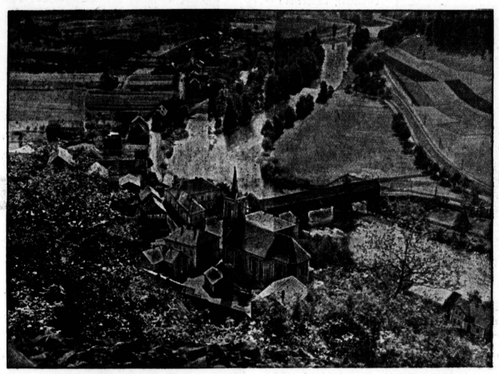
Die Bevölkerung von Rumberg beim Ausschmücken der Straßen. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.) →

Das ist unser Sudetenland

Der älteste Teil der Hohenstaufenstadt Eger, der sogenannte Stöckel

Schloß Seeberg im Egerland

Leitmeritz an der Elbe



Rodisfurth im Tal der Eger

Im Süden von Preußisch-Schlesien und Sachsen bis zur Ostgrenze Bayerns breitet sich der sudetendeutsche Raum aus, ein reiches Land mit fruchtbaren Weiden, Feldern Aeckern, bedeckt von dunklen Wäldern und durchzogen von breiten Rücken zahlreicher Gebirge. Weltbäder, Spender heilsamer Mineralquellen wechseln ab mit mächtigen Industriegebieten und romantischen mittelalterlichen Städten, eng verwachsen mit einer jahrhundertealten deutschen Kultur.

Der sudetendeutsche Menschenschlag wird vornehmlich von Bayern, Sachsen und Schlesiern gebildet. Von einem herrlichen Reiz ist diese Landschaft, die an sich gar nichts Einheitliches, sondern von einer ausgeprägten Mannigfaltigkeit ist und in Form und Charakter zu dem Deutschtum jenseits der Grenzen gehört, das hier weit in den böhmischen Kessel hineingegriffen hat.

Breitgelagert ist das Egerland, bedeckt von zahlreichen Fachwerkhöfen und gekrönt von seiner Hauptstadt, der alten Hohenstaufenstadt Eger mit der herrlichen Kaiserpfalz.

Im Böhmerwald, dem europäischen Urwald, sind Adalbert Stifters unvergeßliche Werke entstanden. Im Tiefland liegt das herrliche Krummau, und bis weit hinauf in die Höhen der Einöde erstrecken sich die Höfe.

Im Ostböhmen beginnt die eigentliche schlesische Landschaft mit ihren Städten Reichenberg, Gablonz und Troppau. Deutscher Fleiß hat sie aufgebaut und zu hoher Blüte gebracht.

Nachdem 20 Jahre lang tschechische Unterdrückungsluft und blutiger Terror ein beispielloses Elend über das Sudetenland brachten, ist nun auch für dieses deutsche Land die Stunde der Befreiung angebrochen. Deutsche Truppen haben es unter ihren Schutz genommen; die Sehnsucht aller Sudetendeutschen, zurück zum Reich zu kommen, hat sich durch den Führer erfüllt. Als Glieder eines 80-Millionen-Volkes werden sie einer neuen, glücklichen Zukunft entgegengehen.

(Sudetendeutscher Bilderdienst, Zander-K.)

Iglau, die deutsche Sprachinsel in Mähren

Aussig in Ostböhmen, in dessen Nähe sich die bekannte Talsperre befindet. Im Hintergrund der Schreckenstein. (Presse-Hoffmann, Zander-Muliplex-K.)

Ein glücklicher Griff

Meine Freundin war fortgegangen und hatte mich mit meinem Kummer allein gelassen. Da saß ich nun, ihre letzten Worte noch immer im Ohr. „Du bist dumm", hatte sie gesagt, „möchtest hübsch sein, gefallen und tust nichts dazu. Von nichts kommt nichts. Jammere nicht, sondern tue etwas."

Ja, sie konnte gut reden, sie war wirklich ein hübsches Mädel mit einer Haut wie Milch und Blut. Ich dagegen — ja eigentlich sehe ich auch ganz gut aus. Wenn bloß die Haut besser wäre! Die entstellt mich ganz und gar. Jeden Tag sagt es mir der Spiegel. ich kann schon nicht mehr hinsehen.

Ob man etwas machen kann? Ich beschloß zu einem Drogisten zu gehen. Auf meine Bitte um ein wirkliches Schönheitsmittel, zeigte er mir eine Menge verschiedener Sachen. Was sollte ich wählen? Ich hatte doch keine Ahnung. So griff ich nach einer Packung, die mir am nächsten lag und eilte nach Hause.

Aufmerksam las ich das Büchlein, das der Packung beigegeben war. Ob es wirklich so einfach war, eine reine, schöne Haut zu bekommen? Versuchen wollte ich es auf jeden Fall. So begann ich meine Haut täglich mit der duftenden Creme zu behandeln. Nach einiger Zeit bemerkte ich eine Besserung, die von Tag zu Tag sichtbarer wurde. Ich war selig. Das war ja viel mehr, als ich in meinen kühnsten Träumen gehofft hatte. Sammetweich, rein und fehlerlos, eine Haut, wie ich sie ersehnte, hatte ich auf ganz einfache Weise bekommen. Kurze Zeit darauf traf ich meine Freundin. Aufmerksam musterte sie mich und fragte dann, ob ich jetzt Marylan-Creme für meine Haut nehme. Ich war ganz verblüfft, denn es war tatsächlich Marylan-Creme. „Woher weißt Du denn das?", fragte ich erstaunt. „Ja", sagte sie lachend, „erstens nehme ich sie selbst und weiß also, wie sie die Haut verschönt. Verraten aber — hat Dich der Duft!"

Ich bin so glücklich über den großen Erfolg, daß ich allen, die ihre Haut pflegen oder verschönern wollen, nur raten kann, einmal Marylan-Creme zu versuchen. Eine große Anzahl von Dankschreiben aus allen Kreisen, selbst von Aerzten, bestätigen auch, daß Marylan-Creme die Haut einwandfrei pflegt und verschönt. Jeder kann und sollte sich kostenlos selbst davon überzeugen. Man schneidet den Gratisbezugsschein aus, legt ihn in einen offenen Umschlag, auf dessen Rückseite Name und Adresse angegeben wird, 3 Pfg. Porto aufkleben und gleich absenden. Der Marylan-Vertrieb schickt dann kostenlos und portofrei eine kleine Probe und — das wichtige Büchlein über eine erfolgreiche Schönheitspflege. Auch ein reizendes Heft mit wundervollen Aufnahmen berühmter Filmkünstler liegt der kostenlosen Sendung bei.

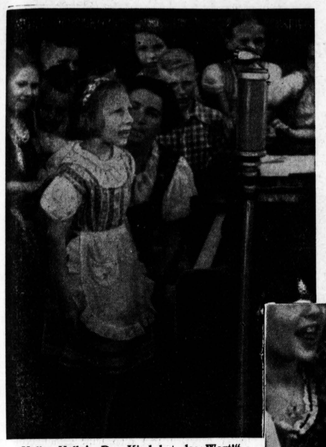
Beachten Sie bitte auch die anderen kosmetischen Artikel des Marylan-Vertriebs: Marylan-Zahnpasta „Myrrhengold", ein besonders wirksames Mittel zur Pflege von Zähnen und Zahnfleisch, und Marylan-Schönheitsseife, eine hochwertige und milde Seife von zartem Duft. — Meine Erzeugnisse sind in den einschlägigen Geschäften zu haben.

Freibezugsschein: Marylan-Vertrieb, Berlin 134, Blücherstr. 22. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme, das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen und Drucksachen über Seife und Zahnpasta.

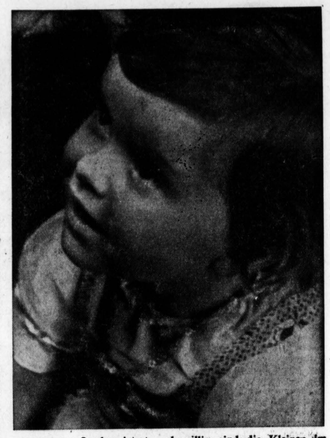
Kinderstimmen im Rundfunk:

Ringelreihen über Aetherwellen

Ein Besuch im Büro des Kinderrundfunks - Freude und Begeisterung bei den Kleinen



„Hallo, Hallo! Das Kind hat das Wort!"



So begeistert und willig sind die Kleinen im Senderaum bei der Sache

„O Mutter, zwei viele Kinder!" jauchzt der oder die Kleine, wenn „er" oder „sie" auf der Straße einmal sehr vielen Kindern begegnet. Dann hat die Mutter ihre liebe Last, ihr Kind mit nach Hause zu bekommen; denn der schönste Traum eines jeden Kleinen ist es, zwischen möglichst vielen gleichaltrigen Kindern zu sein und zu spielen. Ach, es können deren garnicht genug sein! Wie schön ist es, wenn Hänschen oder Elschen schon viele Geschwister hat, wenn in der Nachbarschaft dazu noch recht viele gleichaltrige Kinder sind. Aber wofür haben wir denn den Rundfunk? Der hat die Möglichkeit, den schönsten Traum der Kleinen zu erfüllen und Tausende von Kindern in Lied und Spiel fröhlich zu vereinen. Die Kleinen „Ofenmütze" brauchen dafür nicht weit zu laufen, etwa zu einem riesengroßen Platz; nein, man kann dabei schön in seiner Stube sitzen bleiben. Und wenn es regnet und stürmt draußen, wenn schon die kleinen Häuschen feiern, dann gerade ist es erst recht gemütlich, vor dem Rundfunkgerät zu sitzen und in der Schar so vieler Kinder zu sein.

Das Wichtigste ist natürlich: Die Kinder bleiben unter sich! Obwohl, da ist die Stimme einer lieben, gütigen Tante. Aber die ist da gewissermaßen nur im Hintergrund. Sie wacht darüber, daß alles seinen Gang geht; sie stellt freundliche Fragen, die die Plappermäuler stürmisch beantworten, sie hilft ihnen auf die Sprünge, wenn es einmal nicht weitergeht. Sonst aber hat das Kind selbst das Wort! Da werden fröhliche Lieder gesungen, die man noch garnicht kennt, feine Spiele gemacht, bei denen es lustig und unterhaltsam zugeht. Gibt es einen andächtigeren und dankbareren Zuhörer als das Kind, wenn ihm aus seiner kindlichen Erlebniswelt etwas geboten wird?! Welch ein Jubel, wenn die Mutter die Lieder mitsingt oder wenn gar die Mutter erst die Worte von Hänschen oder Elschen lernen muß. „O Mutter, bist du aber dumm", heißt es dann, wenn die Mutter nicht gleich alles ganz genau weiß, und die Kleinen machen sich dann gern zum Lehrmeister und bringen der Mutter Wort für Wort bei, was sie am Rundfunk in der Kinderstunde gelernt haben. Es sind ja immer dieselben alten kindlichen Reime und Weisen:

„Ich freue mich, daß ich geboren bin und hab' Geburtstag heut!" oder:

„Alle meine Entchen schwimmen auf der See" oder:

„Bunte Muh heißt meine Kuh". Mit welcher Liebe und Begeisterung die Kleinen an diesen Rundfunk-Kinderstunden hängen, zeigt uns ein Besuch im Büro des Kinderrundfunks, den uns der Kulturfilm der Terra-Filmkunst „Hier spricht das Kind" vermittelt. Denn hier gehen die vielen Wunschzettel und kleinen Briefe alle ein, die aus den Kinderstuben von vielen tausend Familien und aus den Kindergärten an den Rundfunk gelangen. Da machen sich die Muttis und „Tanten" zum Dolmetsch der kindlichen Dankesbezeugungen, Wünsche und Grüße

Und was die Kleinen alles schon lernen! Was sie unter richtiger und geschickter Anleitung auch schon alles vollbringen können! Kleine wundervolle Bastelein aus Buntpapier, Streichholzschachteln, Garnrollen und so vielen anderen Dingen, von denen die Erwachsenen glauben, daß sie wertlos seien. Und hier gewinnen sie plötzlich eine neue, schöne Bedeutung. Das Kind lernt von vornherein flug und praktisch denken, was ihm im späteren Leben sicherlich zugute kommen wird.

Kleine Talente kommen da zum Vorschein, denen man die Anerkennung nicht versagen kann. Bald ist ja das Ungewohnliche des Mikrophons und des Senderaumes überwunden. Da sprechen und singen die Kinder ohne alle Scheu und Verlegenheit; sie wissen, daß sie von unvorstellbar vielen Kindern in anderen Städten, auf den Dörfern gehört werden. Sie können Märchen erzählen und von kleinen Erlebnissen plaudern. Sie können Theater spielen und im Chor singen. Und auch musizieren können sie auf ihren Instrumenten, daß man seine helle Freude daran hat.

Das Wertvollste dieser Kinderstunden aber ist das starke Gemeinschaftsgefühl, das in den Kleinen auf diese schöne Weise wachgerufen wird. Sie wissen ja nun, daß es über die begrenzte Welt ihres Spielzimmers und „ihrer Straße" noch eine weitere gibt, in der noch viele Kinder leben, die die gleichen Spiele treiben und die gleichen Wünsche haben. Sie werden leichter begreifen, daß sich nicht die ganze Welt um sie allein drehen kann, und wenn sie größer werden, wird ihnen die größere Gemeinschaft beglückend und selbstverständlich erscheinen.

J. J. L.

Beim Volksliedersingen begleitet den Kinderchor sogar ein kleiner Bub am Flügel.

Links: Paula Knüpfer, die Leiterin der Sendungen „Kunterbunt" mit ihren Kleinen vor dem Mikrophon. Rechts: Elschen hat Geburtstag. Durch den Rundfunk läßt sie sich das Geburtstagslied vorsingen.

Links: Im „Fröhlichen Kindergarten" treibt Klein-Traudel ihr Spiel mit ihren Holzschäfchen. Rechts: „Mutti, wir wollen die Kinderstunde hören!" Fotos: Terra / Walter Türck

Im Banne der rollenden Kugel

Ein Tatsachenbericht von Curt Corrinth

Glücklich geworden ist keiner

Glück und Tragik am Spieltisch - Spieler, von denen die Welt sprach - Wie gewonnen, so zerronnen

2. Fortsetzung

Wir setzten und verloren; darauf verloren wir noch einmal und noch einmal.

„Großmütterchen, die ganzen zwölftausend Gulden sind hin", stammelte ich ihr.

„Das sehe ich, daß sie alle hin sind", erwiderte sie mit einer Art von ruhiger Wut, wenn man sich so ausdrücken kann. „Das sehe ich, mein Lieber, das sehe ich," murmelte sie vor sich hin, ohne sich zu rühren und we in Gedanken versunken. „Ach was, ich will nicht am Leben bleiben — — setze noch einmal viertausend Gulden!"

„Aber es ist kein Geld mehr da, Großmütterchen. Hier in der Brieftasche sind nur noch russische fünfprozentige Staatsschuldscheine und außerdem einige Dokumente; Geld ist nicht mehr da."

„Und in der Börse?"

„Es ist nur noch Kleingeld darin übrig, Großmütterchen."

„Gibt es hier ein Wechselgeschäft? Ich habe mir sagen lassen, hier könne ich alle unsere Papiere umwechseln," fragte die Tante in entschlossenem Ton.

„Oh, Papiere können Sie hier umwechseln, so viele Sie nur wollen! Aber was Sie beim Umwechseln verlieren werden — da würde selbst der Wechseljude einen Schreck bekommen."

„Unsinn, das gewinne ich alles wieder! Bring mich hin! Rufe diese Tölpel, die Dienstmänner, her!"

Sie spielte nur einmal am Tag . . .!

Die tolle Gräfin Kisselew, Dostojewskis „Großmütterchen", spielte fast täglich von dem Augenblick der Eröffnung der Bank bis zum späten Abend. Dann erhob sich die alte Dame, ließ sich in ihre Wohnung bringen, um dort im Kreis einiger Bekannten das Spiel bis in die Frühstunden fortzusetzen. Am nächsten Morgen aber war sie pünktlich wieder an ihrem Platz. Man sagte scherzweis von ihr, sie spiele nur einmal am Tage, da allerdings von elf Uhr vormittags bis zwölf Uhr nachts . . .

Auf und ab gingen die Schicksale der Summen, die sie wagte, und sie war eine der Wenigen, der die Bank von Homburg zuweilen auch Geld ließ, weil sie wußte, daß sie es wiedererhalten werde . . . Im Verlauf ihres Lebens ist es der Gräfin, die später ihr Schlachtfeld von Homburg nach Monte Carlo verlegte, nicht gelungen, sich gänzlich zu ruinieren . . .

„Großmütterchen" an der Roulette — Foto: Tobis

Rings um die Gräfin Kisselew

Ein Spielsaal zu „Großmütterchens" Zeiten

Dostojewskij hat ihn aus eigener Anschauung lebendig gezeichnet:

„Um die Roulettetische und den Tisch mit Trente et quarante, der am anderen Ende des Saales aufgestellt war, drängten sich vielleicht hundertfünfzig bis zweihundert Spieler in mehreren Reihen hintereinander. Diejenigen, denen es gelungen war, sich bis unmittelbar an einen Tisch durchzudrängen, behaupteten ihre Plätze mit zäher Energie und gaben sie nicht früher auf, bis sie alles verspielt hatten; denn nur so als bloße Zuschauer dazustehen und nutzlos einen Platz innezuhaben, an dem gespielt werden konnte, war nicht gestattet. Wiewohl um den Tisch herum Stühle aufgestellt sind, setzen sich doch nur wenige Spieler hin, besonders bei starkem Andrang des Publikums. Denn im Stehen nimmt man weniger Raum ein und kann darum leichter einen Platz ergattern; auch seine Einsätze macht man mit mehr Bequemlichkeit, wenn man steht. Gegen die erste Reihe drückt von hinten eine zweite und dritte, in der die Menschen darauf lauerten, wann sie selbst herankommen würden; aber mitunter schob sich auch der zweiten Reihe unaufhaltsam eine Hand durch die erste hindurch, um einen Einsatz zu machen. Sogar aus der dritten Reihe praktizierte der eine oder andere auf diese Weise mit besonderer Geschicklichkeit seinen Einsatz auf den Tisch; die Reihen waren zwar, daß keine zehn oder auch nur fünf Minuten vergingen, ohne daß es an einem der Tische zu Standalszenen wegen frittiger Einsätze gekommen wäre.

Uebrigens ist die Polizei des Kasinos sehr gut. Gegen das Gedränge läßt sich natürlich nichts tun; im Gegenteil freut man sich über den Andrang des Publikums wegen des damit verbundenen Vorteils; aber die Croupiers, die an den Tischen sitzen, lassen mit unvergleichlicher Aufmerksamkeit auf die Einsätze auf: sie sind es auch, die die Gewinne auszahlen und, falls Streitigkeiten entstehen, diese entscheiden. Schlimmstenfalls rufen sie die Polizei herbei, und denn wird die Sache im Umsehen erledigt."

Der Schweif des Kometen

Bis 1914 stellte die russische Aristokratie den Größtteil der wildesten Spieler der Welt. Das beweist allein das Beispiel der alten Gräfin Kisselew. War sie damals der Komet an der Spielbank zu Homburg, so zog sie alsbald einen ganzen Schweif nach sich. Schon 1848 hatte sie für sich, aber auch für eine russische Verwandte Willen gesagt, und heute noch weist eine Straße „Roulettenstraße", die nach ihr benannt ist, von dieser Zeit. Es war kein Wunder, daß der Schwiegersohn der alten Gräfin, ein Graf Branicki, auch einer der eifrigsten Spieler wurde.

Dabei war die sehr abergläubische alte Dame stets von Magnetiseuren, Spiritisten und Systemspielern, sowie sonstigen Scharlatans umgeben, die ihr einredeten, sie könnten den Lauf der Roulette vorbestimmen. Man nannte diese Leute zu Homburg allgemein Spielprofessoren; sie nützten die Leichtgläubigkeit der greisen Gräfin aus, bis ihre Mamazen allmählich zu Ende gingen und sie sie mit Schimpf und Schande fortjagte. Im Kurze ließ sich die unverbesserliche alte Dame wieder von andern hinters Licht führen.

Sie war das Zentrum der russischen Spielgesellschaft; die Kolonie aus dem Zarenreich mästete sich, und man konnte in der Kurliste neben Großfürsten die Namen der ersten Familien des Landes, so Stolypin, Obolenisky, Galizin finden.

Die Monstrepartie des Fürsten Galizin

Dieser Fürst Galizin war, was die Spielleidenschaft anbelangte, erblich schwer belastet; sein Vater mußte noch kleine dem Kreis der weltberühmten Spieler zugezählt werden — vor allem dank jener Monstrepartie am Kartentisch, die er sich 1814 während des Wiener Kongresses leistete.

Es war im Palais Schwarzenberg. Eine Anzahl von russischen und österreichischen „Gdel"haizdeuren hatte sich zusammengefunden. Mit verhältnismäßig niedrigen Points begann man im Pharao. Dann stiegen die Einsätze schnell aufs Grotteske. Und Fürst Galizin hatte ausgesprochenes Pech — aber auch den Willen, sich nicht entmutigen zu lassen. Er verspielte zunächst sein Bargeld, dann seine Staatspapiere — danach seine gesamten Ländereien, seine Güter mit Schlössern, sein Stadthaus, seine Bergwerke, Ziegeleien, seine Bilder, Möbel, seine Diamanten. Und mit unbewegter Miene spielte er weiter. Schließlich war ihm nichts geblieben als ein Wagen, der ihn draußen vor dem Palais Schwarzenberg erwartete. Der Fürst setzte ihn — und verlor auch ihn, mitsamt den Pferden, dem leibeigenen Kutscher und den begleitenden Lakaien . . .

„Bist damit!" erklärte der Fürst gelassen, „ein letztes Spiel! Ich besitze noch ein silberbeschlagenes Geschirr, das sich derzeitig zur Ausbesserung beim Sattler befindet. Mein letzter Einsatz!"

Man spielte um das Geschirr. Der Fürst gewann. Man schuldete ihm herrschliche Revanche und durfte das Spiel nicht abbrechen. Der Morgen dämmerte — man spielte weiter. Und als die Stadt Wien erwachte, hatte Fürst Galizin bereits seinen Wagen und die Pferde, den Kutscher und die Lakaien sowie seine Diamanten zurückgewonnen. Noch eine Stunde später gehörten ihm auch seine Stadtpaläste, seine Möbel und Bilder wieder. Und als man um Mittag den Spieltisch verließ, war der fanatische und eiserne Spieler nicht mir nicht ärmer als zu der Zeit, da er das Monstrespiel begannen, sondern sogar noch im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Bargewinnes. Alles dank des letzten Einsatzes, des silberbeschlagenen Pferdegeschirrs . . .

Prinzessin Souwaroff

Die Gräfin Kisselew hat später, nachdem die Spielbank zu Homburg durch Staatsgesetz geschlossen wurde, ihr Schlachtfeld nach Monte Carlo verlegt. Mit ihr fand sich die gesamte russische Spieleraristokratie ein. Darunter auch die anmutige, unermeßlich reiche Prinzessin Souwaroff, die der dortigen Bank wahre Schlachten, noch heute unvergessen, lieferte. Sie war eine unerhört wagemutige Spielerin. Die „Isdres du jeu", die Spielbücher, weisen noch heute bezeichnende Daten auf:

Im April 1909 verlor die Prinzessin an einem Nachmittag zuerst dreihunderttausend Franken, um dann langsam siebenhunderttausend zu gewinnen. Die Bank schloß damals mit einem Tagesverlust von dreihunderttausend Franken — ein erschreckendes Ereignis für die Unternehmer!

(Forts. folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Da war erstens Er. Und da war zweitens Sie. Zwei nette Menschen übrigens, die wohl für einander bestimmt waren. Jedoch gab es da allerlei Schwierigkeiten zu überwinden, wenn man sich treffen wollte. So zum Beispiel die nicht unbeträchtliche Entfernung und eben . . . Dollars hatte der junge Mann auch nicht allzu viel. Also mußte man auf einen Ausweg sinnen. Und was tat der jugendliche Liebhaber? Er schlich sich auf einen Güterbahnhof und entdeckte hier einen abfahrtbereiten Güterzug. Das Bedienungspersonal machte gerade eine Frühstückspause. Flugs kletterte er auf die Maschine und fingerte an den vielen Hebeln herum, bis sich der Zug plötzlich in Bewegung setzte. Mit Höchstgeschwindigkeit fuhr er davon. Die zurückgebliebenen Eisenbahner sahen voller Schrecken, wie ihr Zug ohne sie abbrauste. Sie glaubten es mit einer Bande von Gangstern zu tun zu haben. Die hier einen ganz neuen Trick ausprobierten. Schnell alarmierten sie die Polizei und ehe der verliebte Eisenbahnräuber noch sein Ziel erreicht hatte, sah er, wie hinter ihm ein Personenzug dergefahrt kam. Da half nun alles nichts, er mußte das Rennen aufgeben, zumal die Polizisten gleich in höchst unliebsamer Weise das Feuer eröffneten. Wie erstaunten sie aber, als aus der Lokomotive keine bewaffneten Banditen, sondern ein völlig harmloser, verlassen dreinschauender Jüngling ausstieg. Natürlich wurde er sogleich in Gewahrsam genommen und wird nun bei Wasser und Brot Gott Amor die schwersten Vorwürfe machen.

*

Um der Mode der überschlanken Figuren den Krieg zu erklären, haben einige junge Amerikanerinnen, die alle im Besitz von entzückenden kleinen Grübchen sind, beschlossen, einen Verein zu gründen. Sie behaupten, daß bis zu diesem Tage jedes junge Mädchen die Grübchen verschäme zu verstecken suchte, indem es möglichst wenig lächelte. Und zwar deshalb wenig lächelte, weil in Amerika Grübchen als Zeichen eines dicken Gesichtes verpönt waren. Der neue Verein hat es nun unternommen, drei mit besonders netten Grübchen ausgestattete Angehörige in alle großen Städte der Vereinigten Staaten zu senden, um ihrer Sache beizutreten zu gründen. Sachen machen die Leute, Sachen . . . Um den Klub besonders zugkräftig zu machen, wurde sodann in die Satzungen die Bestimmung aufgenommen, daß alljährlich eine Schönheitskönigin gewählt werden sollte. Aber damit nicht genug. Der Grübchenverein glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, sich gleichsam staatlich konzessionieren zu lassen. Man wandte sich daher in einem Telegramm an den Präsidenten Roosevelt, just als wenn er gar nichts anderes zu tun hätte. Die Antwort Roosevelts ist charakteristisch: „Kinder, zeigt Eure Grübchen, und die ganze Depression, unter der Ihr zu leiden hattet, ist futsch."

*

Eine Mrs. Doyle hatte ihre Ersparnisse nicht der Bank von England, sondern ihrem Kopfkissen anvertraut. Im Laufe der Jahre hatte sie ihre Pension sorgsam gehütet, diese in Schillinge umgewechselt und die letzteren in Pfundnoten, bis sie schließlich ein Kapital von 400 Pfund besaß. Das Geld bestand aus vier Einhundertpfundnoten. Neben Abend legte sie ihr müdes Haupt auf das weiche Kissen, in dem sie ihre Schätze aufbewahrte. Wenn der Bezug einmal gewechselt werden mußte, so wanderten die Banknoten sofort in den frischen Bezug. Aber eines Tages beraubt sie das Geld, oder sie glaubte, daß sie es beim Umwechseln des Bezuges mit herausgenommen und in den frischen Bezug getan hatte. Sie war daher masslos entsetzt, als das Waschmädchen ihr mit Tage jedes junge Mädchen die Grübchen verschwunden brachte. Diese waren mit dem Kopfbezug zusammen durch die Waschmaschine gegangen und unwiederbringlich verloren. Als erst hatte die Waschfrau sie gefunden. Da es eine ehrliche Waschfrau war, so trocknete sie das Kapital von Mrs. Doyle und bügelte die Banknoten dann aus. Sie sehen heute etwas lädiert aus, aber der Bannte am Schalter der Sparbank hat sie doch angenommen und Mrs. Doyle eine Quittung dafür ausgeschrieben. Mrs. Doyle fürchtete nämlich, daß das Gericht ihres Reichtums Spitzbuben veranlassen würde, ihrem bescheidenen Heim einen Besuch abzustatten. Sie hat daher das Geld zur Bank gebracht.

*

Eine ältere Dame, Vorsteherin eines Mütterheims in Glasgow, klagte über Schmerzen in der Brust. Man schlug ihr vor, sich in die Glasgower Königliche Klinik zu begeben, um sich dort auskurieren zu lassen. Der behandelnde Arzt schrieb einen Aufnahmeschein aus, in dem er erwähnte, daß die alte Dame an rheumatischen Beschwerden leide. Als sie in die Klinik kam, las der aufsichtführende Arzt den Brief durch, vergaß aber anzuordnen, in welcher Station die alte Dame Aufnahme finden sollte. Ein Assistenzarzt, dem die Dame in die chirurgische Abteilung überführen. Dort erklärte er dem Stationsarzt, daß die alte Dame an einem Unterleidsleiden erkrankt sei. Der Arzt ordnete eine sofortige Operation an. Unter dem Messer des Chirurgen verstarb die Dame. Eine Sektion der Leiche ergab, daß kein Grund für die Operation vorgelegen habe. Wäre die Dame nicht in die falsche Station gekommen, so wäre sie heute noch am Leben. Das Gericht sprach die Aerzte von aller Schuld frei. Nur der Klinik wurde angeraten, in Zukunft vorsichtiger zu sein bei der Ueberweisung von Patienten an die einzelnen Stationen.

Xaver Xanten

2. Fortsetzung

DAS AUGE Inras

Kriminal- und Abenteuerroman

von Erich Karl

Wie ich im Rückspiegel sah, wälzte er sich auf der Erde. Nun kam der andere Verfolger heran. Als er sah, daß er mich doch nicht einholen konnte, schoß er seinen Revolver auf mich ab. Die meisten Kugeln gingen vorbei. Nur eine durchlöcherte einen Kotflügel meines schönen neuen Wagens.

In Betschau schrieb ich eilig eine kurze Mitteilung an die Gendarmerie und außerdem den Text des Telegrammes für Sie auf ein Blatt Papier und gab es zusammen mit einem Zehnmarkschein einem jungen Manne zur Besorgung. Dann fuhr ich sofort über Calau und Luckau zurück, um Ihnen Ihr Kind so schnell wie möglich zu bringen."

Frau Linholt trat zu Luermann und streckte ihm ihre Hand entgegen.

„Wir danken Ihnen so sehr von Herzen, Herr Luermann, daß Sie unser Kind gerettet haben! Sie haben Ihr Leben dafür gewagt. Wir können Ihnen nicht dankbar genug sein!"

„Nehmen Sie einstweilen diesen Scheck auf dreißigtausend Mark, wie sie als Belohnung dem Befreier unseres Kindes zugesichert waren!" bat Generaldirektor Linholt.

„Selbstverständlich werde ich auch alle Schäden an Ihrem Wagen übernehmen!"

Luermann nahm den Scheck, besah ihn einen Augenblick prüfend und steckte ihn dann sorgfältig ein.

„Nur der Ordnung halber nehme ich das Geld, Herr Linholt!" erklärte er. „Ein viel höherer Lohn ist mir das Bewußtsein, wieder einmal ruchlosen Verbrechern ihre Beute abgejagt und Ihnen — er verneigte sich in höflicher Dankbarkeit — die Freude Ihres Lebens wiedergegeben zu haben!"

Er küßte Frau Linholt galant die Hand, streichelte freundlich die noch etwas blassen Wangen der kleinen Hilde, die sich eng an die Mutter schmiegte und verneigte sich respektvoll vor Linholt. Dann verließ er die Villa, um noch der Polizei Bericht zu erstatten.

*

Die Zeitungen des nächsten Tages berichteten auf der ersten Seite von der kühnen Tat Luermanns. Einige brachten sogar eine Photographie des Wagens, auf der deutlich die Beschädigung durch die Kugel des Verbrechers zu sehen war.

Allgemein wurde bedauert, daß die Entführer noch nicht gefaßt waren. Die Gendarmerie von Betschau war zwar sofort an die bezeichnete Stelle geeilt, hatte aber von den Verbrechern nichts mehr gesehen. Natürlich waren sie längst fortgefahren! Es wurden lediglich einige leere Patronenhülsen gefunden und die Wagenspuren auf dem Seitenwege festgestellt.

Der Besitzer des einsamen Hauses gab zu, zwei Männer gesehen zu haben; aber er leugnete einstweilen jede Beziehung zu ihnen. Auf jeden Fall würde die Spur gründlich verfolgt werden.

Kopfschüttelnd las Walter Wehrsdorf diese Berichte.

„Irgend etwas stimmt da nicht!" sagte er sich. Er dachte daran, wie am Morgen des vergangenen Tages Luermanns Wagen in der Neuenburger Straße gehalten hatte. Ein Angestellter des Detektivs war in das Haus gegangen und nach einer Weile mit einem Bündel auf dem Arm zurückgekommen. In seiner Aufsage vor der Polizei behauptete Luermann dagegen, in einem der südlichen Stadtteile gesehen zu haben, wie ein Mann mit einer ähnlichen Last auf den Armen in das graue Auto der Verbrecher gestiegen war.

Das war ein Widerspruch, der geklärt werden mußte! Eigentlich konnte es ja nicht in seinen Plänen liegen, dem Detektiv nachzuspüren; aber er hatte diesen Mann, der die Polizei auf ihn gehetzt hatte. Kurz entschlossen nahm er sein Fahrrad und fuhr zur Neuenburger Straße.

Das Haus, vor dem Luermanns Wagen am Vortage gestanden hatte, war bald festgestellt. Jetzt begann die eigentliche Schwierigkeit!

Walter klingelte an der Wohnungstür des unteren Stockwerks. Eine behäbige Frau öffnete.

Gestatten Sie, mein Name ist Niemander! Ich bin Vertreter der Unitas-Versicherungsgesellschaft. Unsere Spezialität ist die Ausfeuer- und Studium-Versicherung. Ich habe gehört, daß Sie ein kleines Mädchen haben, und möchte Sie auf die besonderen Vorzüge unseres Tarifes aufmerksam machen."

Die Frau schlug belustigt die Hände zusammen.

„Ich ein kleines Mädchen, junger Mann? Nee, da muß ich lachen! Meine Töchter sind schon selbst verheiratet! Versuchen Sie es mal bei denen!"

Doch Walter ließ sich so schnell nicht abweisen.

„Sollte ich mich vielleicht in der Tür geirrt haben?" meinte er zweifelnd. „Mir wurde ganz ernsthaft erzählt, hier im Hause wäre ein kleines Mädchen!"

„Nee, junger Mann, da sind Sie beschwindelt worden. Ich wohne schon zwanzig Jahre in diesem Hause, da müßte ich's ja wissen! Aber halt! Warten Sie mal! Vor ein paar Tagen hat die alte Woitschek ein kleines Mädel gehabt. Es sollte wohl nur zu Besuch sein. Sie können ja mal nachfragen, oben im vierten Stock."

Walter bedankte sich für die Auskunft und stieg die Treppe empor. Oben klingelte er bei Woitschek.

Eine alte Frau mit faltigem Gesicht und blinzelnden Augen öffnete. Walter leierte mit liebenswürdigem Lächeln seine Versicherungsrede daher.

Frau Woitschek verstand ihn zuerst nicht. Walter mußte beinahe schreien, bis sie begriff, was er wollte. Dann wurde sie gesprächig.

„So so! Versichern wollen Sie! Nee, junger Mann, da ist nichts zu machen. Das kleine Mädchen, das Sie da meinen, gehört mir nicht. Das hab' ich nur ein paar Tage hier verpflegt. Für Herrn Müller, der ein Freund von einem Bekannten ist. Der Herr mußte dringend verreisen und wußte nicht, wohin mit dem kleinen Ding. Ich bin ja nun schon alt und werde nicht mehr so recht mit allem fertig; aber er meinte, er wüßte niemand anders, und da mußte es eben gehen! Das kleine Mädel war ja wirklich nett. Bloß Heimweh hat es immer gehabt und nach Vati und Mutti gejammert. Und müde ist sie viel gewesen. Aber sonst war sie sehr brav. Gestern hat der Herr Müller sie wieder abgeholt. Zwanzig Mark hat er mir gegeben, und dabei hat das kleine Mädel kaum etwas gegessen! Also wenn Sie so etwas wie eine Versicherung machen wollen für kleine Mädel, dann müssen Sie zu Herrn Müller gehen! Er wohnt — warten Sie, ich habe es mir aufschreiben lassen: denn ich wollte doch wissen, wohin das Kind gehört. Wo ist der Zettel. Vielleicht können Sie's selber lesen, ich sehe nicht gut, und meine Brille kann ich nicht finden."

Walter nahm den Zettel. In großer, hastiger Schrift stand darauf: „Wilhelm Müller, Berlin-Schöneberg, Tarnauer Straße 36."

„Ich danke Ihnen, Frau Woitschek, für Ihre freundliche Auskunft!" erklärte er erfreut. „Ich will mal sehen, ob ich bei Herrn Müller etwas ausrichte."

Als er wieder unten vor dem Hause stand, war er sehr zufrieden mit seinen Ergebnissen.

„Jetzt noch zu Herrn Müller in der Tarnauer Straße!" sagte er sich. „Dann werde ich vielleicht eine kleine Enttäuschung erleben, oder ein großes Geheimnis wird sich langsam enträtseln!"

*

Das Flugzeug beschrieb noch eine Kurve und setzte dann zur Landung an. Trotzdem das Fahrgestell der Maschine gut gefedert war, erschütterte der Aufprall doch das Flugzeug in allen seinen Teilen. Aber das machte der kräftig gebauten Schulmaschine nichts aus.

Fluglehrer Rönert half seinem Schüler aus dem Sitz.

„Beinahe hätten Sie noch Bruch gemacht, Herr Luermann! Start und Flug gingen tadellos; aber zur Landung müssen Sie noch etwas flacher ansetzen. Es gehört etwas technisches Feingefühl dazu."

„Das werde ich gewiß morgen noch lernen!" erklärte Luermann zuversichtlich. „Auf jeden Fall liegt mir daran, daß ich die Flugpapiere sobald wie möglich in Händen habe. Ich würde mich sehr erkenntlich zeigen, wenn Sie die Sache beschleunigen könnten!"

Rönert überlegte. Die Vorschriften durfte er nicht verletzen, und doch konnte er eine Extravergütung sehr gut brauchen.

„Ich werde Sie also jetzt gleich zur Prüfung melden", erklärte er schließlich. „Ich setze jedoch voraus, daß Sie in den zwei Tagen, die Sie bis zur Prüfung noch Zeit haben werden, fleißig üben."

„Wird gemacht! Es soll mich freuen, wenn alles klappt. Und noch etwas! Ich will mir ein Flugzeug kaufen, eine gut erhaltene Maschine. Sie braucht nicht zu schnell zu sein, ich lege mehr Wert auf Zuverlässigkeit und Dauerflug. Außer zwei Personen müßte sie noch etwa 100 Kilo Last tragen können."

„Das trifft sich gut!" antwortete Rönert lebhaft. „Herr von Bernhagen hat eine tadellose Maschine drüben im Schwanen stehen, die richtige für Sie. Bei zwei Personen und 100 Kilo Gepäck hat sie einen Aktionsradius von etwa 1200 Kilometer. Sie können sie für vierzehntausend Mark haben!"

Rönert war eifrig geworden. Er hatte zwar grundsätzlich ein unbestimmtes Widerstreben gegen seinen Schüler, aber hier war vielleicht eine hübsche Provision zu verdienen. Herr von Bernhagen hatte ihm bei der Erziehung eines anständigen Preises bis zu 10 Prozent versprochen. Die beiden Männer hatten den Schuppen erreicht. Rönert öffnete das große Schiebetor.

Luermann trat an die Maschine heran. Verständnislos beklopfte er die dickvultigen Reifen des Fahrgestells.

„Ist das Flugzeug vollkommen in Ordnung?" fragte er, während er interessiert die beiden Sitze und den Gepäckraum bemusterte. „Ich würde es in nächster Zeit beruflich in einem besonderen Falle brauchen."

„Jawohl, vollkommen in Ordnung!" bestätigte Rönert überzeugt. „Ich habe die Maschine mehrmals geflogen. Selbstverständlich werde ich vor Abschluß einen Probeflug mit Ihnen machen!"

„Also, wir wollen nicht lange handeln!" erklärte Luermann. „Zwölftausend zahle ich für die Maschine, und fünfhundert bekommen Sie extra, wenn Sie mich vollkommen vertraut mit ihr gemacht haben. Wenn Herr von Bernhagen einverstanden ist, mag er mich in meinem Büro anrufen."

*

„Du bist doch ein Teufelskerl, Brom!" erklärte Luermann anerkennend. „Ich hätte nicht geglaubt, daß du noch neunzig Kilogramm Gold zusammengekratzt hättest!"

Luermann klappte den Deckel einer der beiden soliden Kisten auf und griff hinein in das glänzende Gold. Man sah, daß es wahllos zusammengeramscht war, Goldmünzen aus aller Welt und allen Zeitaltern, Ringe, Becher, kleine Stangen und Barren. Mit zufriedener Gier wühlten seine Hände in dem kostbaren Metall.

Sein Gesicht mit der gelblichen Haut glänzte vor Freude über sein Geschäftsgenie . . . Behaglich rieb er seine Hände.

„Und hier sind für gut hunderttausend Mark ausländische Wertpapiere, Kanadische Eisenbahnen, Londoner Gas, Südafrikanische Kupferminen und so weiter. Die hab ich fast alle unter Kurs gekauft."

„Du bist wirklich ein großartiges Genie, Brom!" lobte Luermann. „Wenn ich dich nicht gehabt hätte, ich glaube, ich wäre heute ein schäbiger, kleiner Privatdetektiv in einem elenden Zimmer im Norden Berlins. Ich könnte dann immer noch nach entlaufenen Hunden suchen, wie ich es damals tatsächlich schließlich gemacht habe. Alle großen Ideen, die ich ausgeführt habe und die uns einen Haufen Geld gebracht haben, stammen von dir. Das muß ich anerkennen!"

„Dafür teilen wir auch brüderlich, wenn wir drüben sind!" erklärte Bromberger kauernd, wobei seine Augen mißtrauisch schielten.

„Das ist klar!" versicherte Luermann. „Und wenn wir eine Anstandspause eingelegt haben, werden wir in Paris oder an der Riviera unseren Laden wieder aufmachen. Die Gegend von Nizza und Monte Carlo denke ich mir herrlich für unser Detektivinstitut. Dort ist der Boden viel fruchtbarer und sicherer für uns beide."

„Gewiß, fruchtbarer und vor allen Dingen sicherer!" stimmte Bromberger zu. „Hier habe ich das Gefühl, daß wir noch einen argen Fehlschlag erleiden werden. Die Polizei mag uns nicht gern, und außerdem macht uns dieser junge Mann, dieser Wehrsdorf, mehr Schwierigkeiten, als ich gedacht hätte. Wir müssen hier liquidieren, ehe es vielleicht zu spät ist!"

„Aber die Belohnung von fünfundzwanzigtausend Mark für die volle Ueberführung Wehrsdorfs nehmen wir auf jeden Fall noch mit!" erklärte Luermann mit Bestimmtheit. „Dadurch werden unsere Reisespesen wenigstens gedeckt. Außerdem macht es einen günstigen Eindruck, Brom, wenn du bei deinen Freunden in Paris die Genehmigung für den dauernden Aufenthalt und zur Ausübung unserer Praxis einholst."

*

Am gleichen Morgen hatte Erna Linholt zu ihrer Ueberraschung einen Brief von Luermann mit folgendem Wortlaut erhalten:

„Detektiv-Institut Luermann
Ermittlungen — Beobachtungen — Schutz
Gnädiges Fräulein!

Der Unterzeichnete gibt sich die Ehre, Sie zu einer Unterredung in den oben bezeichneten Geschäftsräumen des Instituts, möglichst gegen 11 Uhr, zu bitten. Wir haben Ihnen eine Mitteilung zu machen, die Sie außerordentlich interessieren wird und für die Sie uns bestimmt dankbar sein werden.

Ihr sehr ergebener
Luermann."

Erna war verblüfft. Sie hatte, ebenso wie Walter, Luermann immer als Gegner

1000 mal Frank Normann

Frank Normann, der berühmte Star der Metropolitan-Opern, hatte die Nase reichlich voll von seiner Berühmtheit! Die Bittgesuche, Liebesbriefe, Autogrammanfragen, die täglich eintrafen, machten ihn rasend.

Sollte es im 20. Jahrhundert nicht möglich sein, in aller Zurückgezogenheit nur der Kunst zu leben?

Er hatte einen Sekretär angestellt, der ihm das alles vom Leibe halten und in verbindlicher Form erledigen mußte; denn das konnte Normann natürlich auch nicht riskieren, seine zahllosen Bewunderer und Verehrer vor den Kopf zu stoßen. Die öffentliche Meinung ist eine Großmacht, mit der man in Amerika besonders zu rechnen hat.

Aber auch Sekretäre sind Menschen und verlangen ihren freien Tag pro Woche, und so geschah es, daß sich Frank Normann an jedem Dienstag hilflos diesem Wust Post gegenüber sah, um den er sonst einen Bogen zu machen pflegte. Er machte sich die Arbeit leicht. Da waren zunächst die zartfarbenen, heftig, aber parfümierten Briefe. Die wurden zur Seite auf einen Haufen gelegt, die hatten Zeit bis morgen. Dann kamen die Kritiken. Die packte er zu einem Bündel zusammen, um sie beim Frühstück zu lesen. Uebrig blieben dann die Rechnungen, die an jedem Ersten bezahlt wurden, die Schreiben der Konzertagenturen und der andere Krimskram, der einem vielbeschäftigten Mann so ins Haus flattert.

An einem dieser Dienstage geschah es nun, daß Normann einem unauffälligen weißen Umschlag einen engbeschriebenen Bogen entnahm, der seine Aufmerksamkeit in hohem Maße erregte. Irgend ein Mädel hatte da — nicht weniger als tausendmal auf die vier Seiten geschrieben: Frank Normann, Frank Normann, Frank Normann . . .

Frank versank in Nachdenken. Was für eine Heidenarbeit steckte doch in diesen vier Seiten! Was für eine originelle Idee, auf diese Weise seine Aufmerksamkeit zu erregen — wie mußte sie ihn doch lieben, diese — wie hieß sie doch gleich — diese Gaby Nichols! Keine Bitte um ein Autogramm, keine Aufforderung zu einem Rendezvous — ganz einfach nur: Frank Normann — Frank Normann . . . .

Es war ein Ruf! Frank zögerte nicht lange. Er stopfte den Brief in die Tasche, telefonierte nach seinem Wagen und stand eine Viertelstunde später vor dem Haus, in dem diese Gaby Nichols wohnen mußte.

Eine streng blickende Dame mittleren Alters hörte seine Bitte an, Miß Nichols seine Aufwartung zu machen, schien aber durchaus abgeneigt zu sein, sie zu erfüllen. „Bevor Sie mir nicht den Grund Ihres Kommens sagen, Mr . . . Normann, kann ich mein Tochter nicht rufen!"

Frank überwand seine Scheu und begann von dem Brief zu reden, der einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, von der Originalität des Einfalls, ihm tausendmal seinen Namen — —

„Tausendmal Ihren Namen?" Frau Nichols hob die Augenbrauen. „Sollte das nicht ein Irrtum . . .

„Nein, Madam", versicherte Frank, „sehen Sie bitte . . .

Die Dame stand auf und ging wortlos zur Tür. „Gaby — komm bitte mal her!"

„Ein kleines Mädel, es mochte etwa zehn Jahre alt sein, mit blonden Hängelocken, trat zaghaft über die Schwelle.

„Gaby, sag mir mal die Strafarbeit, die ich dir gestern aufgegeben habe. Du solltest doch tausendmal schreiben: ich war ungezogen!"

Gaby sah den Corpus delicti in der Hand ihrer Mutter, steckte den Finger in den Mund und fing an zu heulen . . . .

„Entschuldigen Sie bitte, Mr. Normann, einer der üblichen Streiche meiner Tochter . . .

Frank Normann beschloß, in Zukunft lieber sonst was zu tun, als sich selbst um seine Post zu kümmern.

Reni

betrachtet. Sollte er vielleicht doch einen Weg zur Auffindung des wirklich Schuldigen in der Mordsache Fehrmann zeigen können? Auf jeden Fall beschloß Sie, sofort hinzugehen. Das schien ihr ganz unverbindlich. Sie machte sich fertig und ging zu Fuß zur nächsten Omnibus-Haltestelle.

Als sie sich wie zufällig umwandte, sah sie zwei Herren, die ihr in kurzem Abstande folgten. Sie kannte die beiden bereits, es waren dieselben, die ihr immer auf allen Wegen treu und anhänglich folgten. Wahrscheinlich hofften sie, Erna hätte eine Verabredung mit Walter Wehrsdorf, dann brauchten sie nur dem jungen Mädchen zu folgen, um den so lange Gesuchten zu finden.

Erna lächelte nur. Die beiden durften einstweilen wissen, wohin sie wollte. Als sie sich in der Leipziger Straße umsah, konnte sie zufrieden feststellen, daß ihre Beobachter ihr mit der harmlosesten Miene folgten.

Sie betrat das große Gebäude, in dem zahllose Büros untergebracht waren. Die beiden Beamten blieben vor dem Eingang stehen.

„Wir können hier ruhig warten", meinte Kriminalassistent Behrisch zu seinem Kollegen Scholz. „Das Gebäude hat nur den einen Eingang. Uebrigens hat hier auch Luermann seine Büroräume."

„Ich wundere mich", entgegnete Scholz, „daß der Detektiv seine Räume in diesem Bürogebäude hat, wo es zugeht wie in einem Bienenkorb. Ein Mann mit seinem Einkommen könnte sich doch ein eigenes vornehmes Haus leisten."

„Alles Berechnung!" versetzte Behrisch. „Luermann hat viel Zulauf von Leuten, die einen Grund haben, sich darüber zu schämen, daß sie diesen Weg gehen. Wenn zum Beispiel irgend jemand seiner Frau überdrüssig ist, geht er zu Luermann und läßt seine Frau beobachten. Einmal wurde mir erzählt, Luermann hätte in einem solchen Falle auch noch einen kauflichen jungen Mann besorgt, der die ahnungslose Frau verführte, um sich dann mit ihr unter kritischen Umständen photographieren zu lassen. Viel widerlicher Schlamm wird hier aufgewühlt. Die Kunden lieben es darum nicht, wenn man merkt, daß sie zu Luermann wollen. Solch ein Bürohaus ist wie geschaffen dafür. Wer dies Gebäude betritt, braucht ja nicht gerade zu Luermann zu gehen, er kann ja ebensogut eine Elektrofirma oder eine Versicherungsagentur besuchen wollen."

Inzwischen war Erna im Fahrstuhl zum dritten Stockwerk gelangt, in dem die Geschäftsräume des Detektivs lagen. Der Flur machte einen ziemlich nüchternen Eindruck. Als Erna jedoch die Schwelle überschritt, war sie sofort von gediegenem Luxus umgeben.

Ein sehr formeller Diener, der nur zuviel Goldplomben auf seinen gelben Zähnen trug, sagte mit herablassender und übertriebener Höflichkeit:

„Gnädiges Fräulein sind verabredet? Ah, tatsächlich! Gnädiges Fräulein stehen auf der Liste der angemeldeten Besucher! Herr Luermann hat die Ehre, das gnädige Fräulein zu erwarten. Wenn das gnädige Fräulein eintreten wollen? Hier, bitte!"

Das große Arbeitszimmer hatte drei Fenster und war in demonstrativ schwerer und prunkvoller Weise möbliert, die der Kundschaft Vertrauen einflößen sollte. Ein dicker Teppich und eine weiche Wandbekleidung erstickten jeden Laut.

„Wenn das gnädige Fräulein vielleicht Platz nehmen wollen? Herr Luermann wird sofort kommen."

Erna empfand einen Widerwillen gegen diesen Menschen mit den lächerlichen Höflichkeiten. Sie war froh, als er ging.

Nun saß sie allein in dem großen Zimmer. Ihr Blick glitt über die kostbaren Gemälde und blieb an einem Florettdegen haften, der schräg aufwärts an der Wand befestigt war. Der zweite Degen, der den ersten gekreuzt hatte, war anscheinend vor kurzer Zeit entfernt worden. Ganz zart sah man noch sein Schattenbild etwas dunkler auf der vom Sonnenlicht kaum merklich gebleichten schweren Tapete.

Luermann trat ein. Die tadellose Falte seiner hellgrauen Hose fiel in eleganter Linie zu den modischen Schuhen herab. Auf seiner dunkelroten Krawatte blitzte ein Brillant.

Er lächelte, er strahlte vor Wohlwollen.

„Gnädiges Fräulein, ich habe Sie gebeten, sich zu mir zu bemühen, um Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Ich habe das als meine Pflicht betrachtet. Sie werden schändlich behandelt, gnädiges Fräulein!"

„Ich? Nicht, daß ich wüßte, Herr Luermann!"

„Jawohl! Die Polizei kommt in ihrer Verlegenheit auf ganz absonderliche Ideen. Also, um es kurz zu sagen: Sie werden verfolgt! Die Polizei stellt Ihnen nach!"

Erna spielte die Verblüffte.

„Ich verfolgt, Herr Luermann? Was Sie nicht sagen! Das finde ich ja lächerlich! Komisch, daß ich noch gar nichts davon gemerkt habe!"

„Die Leute verstehen eben ihr Handwerk! Als ich das erfuhr, war ich sofort entrüstet. Sie verfolgen zu lassen! Ist das etwa eine Art, ein junges Mädchen aus bestem Hause wie eine Verbrecherin zu behandeln! Ich habe es für richtig gehalten, Sie gleich davon in Kenntnis zu setzen!"

Erna blickte starr auf die Wand, um sich nicht durch ein Lächeln zu verraten. Erst nach einigen Sekunden antwortete sie in verwundertem Ton:

„Ich bin Ihnen unendlich zu Dank verpflichtet, Herr Luermann! Das ist wirklich nicht nett von der Polizei! Ich verstehe nur nicht, daß mir das nicht aufgefallen ist. Die Idee ist ja eigentlich lächerlich! Ich frage mich nur, warum man mir überhaupt nachspioniert. Ich habe doch nichts zu verbergen, gar nichts, und mein Privatleben geht niemand etwas an."

Luermann lächelte diskret.

„Nichts zu verbergen? Es gibt doch kaum ein junges Mädchen, das nicht ein kleines Geheimnis hätte. Könnte es nicht zum Beispiel möglich sein, daß Sie einen gewissen Eindruck auf Herrn Wehrsdorf gemacht haben? Ist es nicht denkbar, daß der junge Mann versucht hat, sich Ihnen zu nähern? Ich könnte mir vorstellen, daß Ihnen Walter Wehrsdorf nicht unsympathisch ist. Wahrscheinlich befürchtet oder hofft das die Polizei!"

Erna machte ein ungerührtes Gesicht.

„Zu mir können Sie Vertrauen haben, Fräulein Linholt", fuhr Luermann fort. „Ich gebe Ihnen die ehrenwörtliche Versicherung, daß Sie nie, in keiner Weise, in die Sache verwickelt werden sollen, was Sie mir auch sagen! Ich verdanke meine zahlreichen Erfolge zum großen Teil der Tatsache, daß ich nie den Namen eines Menschen verrate, der mir durch irgendwelche Angaben vorwärts hilft. Haben Sie mir nicht etwas mitzuteilen?"

Erna schien untröstlich.

„Leider nein! Ich würde Ihnen ja gern helfen, um Ihnen für Ihre Freundlichkeit zu danken, mit der Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben, daß die Polizei mich verfolgt. Das war sehr nett von Ihnen. Jedoch Ihre Anspielungen auf Herrn Wehrsdorf haben mich etwas eigenartig berührt. Haben Sie der Polizei nicht Angaben gemacht, nach denen Herr Wehrsdorf als der Mörder seines Onkels erscheint? Wie könnte ich da . . .!"

„Gewiß, gewiß, Fräulein Linholt!" versetzte Luermann eifrig. „Ich meinte nur, sagen wir mal ganz einfach, Herr Wehrsdorf hätte sich in Sie verliebt und Sie hätten diese Tatsache zunächst nicht unfreundlich aufgenommen. Als sich nachher herausstellte, daß Wehrsdorf seinen Onkel ermordet und beraubt hat, haben Sie sich natürlich sofort innerlich von ihm zurückgezogen. Auf keinen Fall wollte ich behaupten, daß Sie auf seiten eines Verbrechers fänden; das lag mir vollkommen fern! Aber vielleicht haben Sie rein äußerlich noch nicht jede Verbindung mit ihm abgebrochen, einfach aus Gutmütigkeit! Sie würden mir und der Gerechtigkeit einen großen Gefallen tun, wenn Sie uns den Aufenthaltsort Wehrsdorfs angäben."

„Herr Luermann", entgegnete Erna entrüstet, „Ihre Mutmaßungen gehen zu weit! Ich bitte Sie, machen Sie sich keine Hoffnung, daß ich Ihnen irgend etwas sagen könnte, was Ihnen dienlich wäre. Ich . . ."

In diesem Augenblick trat ein hagerer, kalkköpfiger Mann mit gebeugtem Oberkörper herein. Sein Gesicht war von fahler Blässe. Anscheinend war er ein Bürovorsteher. Er rieb sich dauernd die Hände, wobei er die Ellbogen auseinander gespreizt nach oben hielt. Diese unwillkürliche Bewegung hatte er sich in seiner Jugend angewöhnt, da er als unteilbarer Bengel häufig die Ohrfeigen seiner Eltern, Lehrer und Schulkameraden abzuwehren hatte.

„Ah, Fräulein Linholt, ich darf Ihnen wohl Herrn Bromberger, meinen ersten Sekretär, vorstellen! Denke dir nur, Bromberger, das Fräulein weigert sich ganz entschieden, mir zu sagen, wo Walter Wehrsdorf sich versteckt! Und ich bin sicher, daß sie es weiß!"

Bromberger lächelte, wobei er seine langen und gelben Zähne entblößte.

„Wenn Sie uns helfen wollen, mein Fräulein", sagte er mit sanfter und gezierter Stimme, „so bin ich gewiß, daß Herr Luermann Ihre Bereitwilligkeit gern und gut belohnen wird. Für tausend Mark tut man schon etwas! Wie wir erfahren haben, verfügen Sie zu unserem Bedauern nicht über zu reichliche Mittel. Da wäre eine solche Summe sicherlich sehr erwünscht."

„Sie haben recht", erwiderte Erna scheinbar überzeugt. „Tausend Mark, sagten Sie! Ein schönes Stück Geld! Das wäre immerhin zu überlegen! Man sagt wohl, Geld wäre eine gemeine Sache; aber man kann es immer brauchen. Ich will mal sehen, was ich tun kann; denn ich bin ja selbst sehr daran interessiert, den Mörder des Herrn Fehrmann seiner Strafe zuzuführen."

Luermann und Bromberger verabschiedeten sie äußerst liebenswürdig. Als sie allein waren, meinte der Detektiv:

„Sie weiß es! Sie weiß es ganz bestimmt! Aber sie hält dicht, die Range!"

„Wir werden sie schon bekommen!" erwiderte Bromberger. „Darauf kannst du dich verlassen! Wenn es nicht anders geht, dann eben mit Gewalt!" Seine Stimme war durchaus nicht mehr sanft und geziert, sie klang heiser und brutal, und seine Augen blickten dabei merkwürdig schielend.

Als Erna das Bürohaus verließ, stellte sie mit kaum merklichem Lächeln fest, daß die beiden Beamten ihr wieder getreulich folgten. Sie mußte sie jetzt endlich „abhängen", wenn sie Walter ungefährdet sprechen wollte.

Sie ging ganz harmlos weiter, ohne sich umzusehen und ohne Eile. Als aber in einer ruhigen Straße ein freies Mietauto vorbeikam, hielt sie es an und stieg schnell ein.

„Zum Lehrter Bahnhof!" rief sie recht laut dem Chauffeur zu.

Die beiden Kriminalbeamten blickten sich nach allen Seiten um. Kein Auto war zu sehen. Sie liefen bis zur nächsten größeren Querstraße, wo sie bald ein freies Auto fanden. Nun riefen sie dem Chauffeur zu: „Zum Lehrter Bahnhof!"

Aber Erna war unterwegs schon ausgestiegen. Am Lehrter Bahnhof war sie nicht zu finden. In aller Ruhe fuhr sie mit der Stadtbahn zum Zoo, wo sie sich mit Walter verabredet hatte.

Er saß bereits an einem der Tische des Restaurants und überdachte die Ergebnisse des Tages.

Die Frau Wolffchek in der Neuenburger Straße hatte ein kleines Mädchen für ein paar Tage bei sich aufgenommen, genau in der Zeit, in der die kleine Hilde Linholt entführt worden war. Das Kind war ihr von einem Angestellten Luermanns übergeben worden, der sich fälschlich als Direktor Müller, wohnhaft Tarnauer Straße, bezeichnet hatte. Die Angabe war falsch; denn es gab keine Tarnauer Straße, wie Walter im Adreßbuch festgestellt hatte. Gestern morgen nun hatte derselbe Angestellte das Kind abgeholt und zu Luermann in den Wagen gebracht. Und am Abend erscheint dann Luermann bei den Eltern und bringt ihnen das entführte Kind zurück! Er erzählt dabei eine Räubergeschichte, in der er eine vorteilhafte Heldenrolle spielt, und kassiert zum Schluß eine Belohnung von dreißigtausend Mark ein. Da war bestimmt etwas faul im Detektivbüro Luermann!

Er war so in Gedanken, daß Erna ihn anrufen mußte. Erschreckt fuhr er auf. Einen Augenblick wurde er blaß, doch dann griff er freudig nach ihrer Hand, während in seinen Augen das Glück leuchtete.

„Ach, Erna, ich bin so froh, daß du da bist!" rief er. „Ich habe eine Hoffnung! Bald brauche ich nicht mehr vor Schreck blaß zu werden, wenn mich jemand anruft oder wenn ich von weitem einen Polizeibeamten sehe!"

Dann erzählte er ihr von seinen Feststellungen in der Neuenburger Straße. Erna berichtete von dem Briefe Lüermanns und von ihrem Besuch bei dem Detektiv.

„Wir müssen uns von nun an mehr als sonst vor ihm in acht nehmen!" schloß sie. „Er wird uns bestimmt verfolgen, bis er dich gefaßt hat."

„Wenn wir ihm nicht zuvorkommen!" entgegnete Walter zuversichtlich.

„Wir kommt jetzt erst etwas klar zum Bewußtsein!" erklärte Erna nachdenklich. „Ich habe dir bereits erzählt, daß mein Vater Fechtlehrer war und durch einen Unfall beim Unterricht tödlich verletzt wurde. Ich muß jetzt daran denken. Vielleicht ist uns das ein wichtiger Fingerzeig zur Aufklärung des Mordes. Die Florettdegen sind in der Nähe des Griffes ziemlich stark und werden zur Spitze hin immer dünner, damit sie elastisch durchbiegen, wenn sie auftreffen. Damit die Spitze niemand verletzen kann, wird sie mit Nechbindfaden umwickelt, so daß eine kleine Kugel oder ein Knopf entsteht.

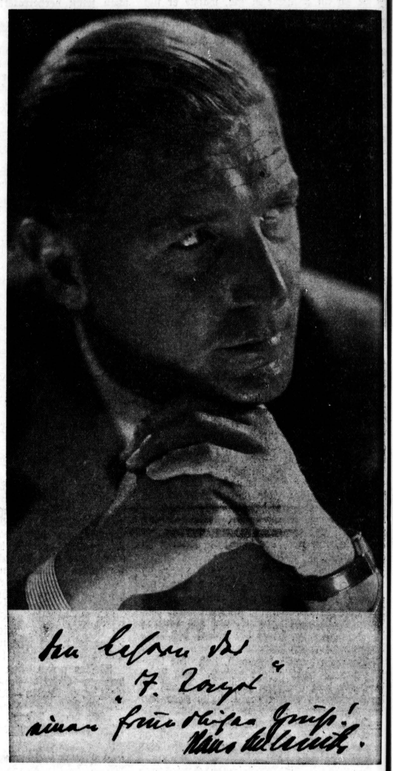
Einst übte mein Vater mit einem seiner Schüler, einem großen, kräftigen Menschen. Dieser Schüler stieß plötzlich heftig zu. Die Klinge des Degens bog sich stark durch und zerbrach in der Mitte. Da der Fechtschüler seinen ganzen Körper weit vorgeworfen hatte, stürzte er nun haltlos nach vorn und stieß dabei das scharfkantige und starre Restück der Klinge meinem Vater in die ungeschützte Brust. Die Wunde war tief und breit. Der Tod trat auf der Stelle ein."

Sie mußte sich unterbrechen; die Erinnerung an den plötzlichen Tod des Vaters hatte sie ergriffen.

„Ich mußte jetzt an diesen traurigen Unfall denken; denn ich sah vorhin im Arbeitszimmer Luermanns einen Florettdegen an der Wand hängen. Ein zweiter, der kreuzweise über dem einen gehangen hatte, ist vor kurzer Zeit entfernt worden. Wozu hat Leuermann diesen Degen gebraucht?"

„Die Todeswunde meines Onkels war tief und von fast quadratischem Querschnitt!" warf Walter ein. „Willst du sagen, daß die Wunde durch einen zerbrochenen Florettdegen verursacht worden wäre? Luermanns Florettdegen?"

(Fortsetzung folgt)



Generalintendant
Hans Schlenck
der als Bühnen- und Filmschauspieler („Heideschulmeister Uwe Karsten") mit zu den besten der Gegenwart gehört, bedachte den „7. Tag" freundlicherweise mit nebenstehender Kartengruß!

Weiß man denn, wie's Wetter wird?

Ein Besuch im Bergobservatorium Kahler Asten

Haben Sie schon einmal — Hand auf's Herz — etwas von synoptischem Wetterdienst gehört? Na, und einig es ebenso, und wir müssen gestehen, daß uns auch herzlich wenig meteorologische Probleme beschäftigen, als wir durch einen wundervollen Frühherbsttag dem Königinter den Sauerländer Bergen, dem Kahlen Asten, zustrebten. Bis auf seine runde Kuppe brachte uns das Auto — tatsächlich, bequemer kann man es nicht haben.

Aber ist es nicht köstlich, durch einen solchen Tag und durch eine solche Landschaft zu fahren, und in schneller Folge immer neue Bilder. Täler, Höhe, Wiese, Bach und Dörfer am Auge vorüberziehen zu lassen. Wer mag da an Wissenschaft denken? Ach, ist das Leben und die Erde schön . . .

Aber da ist wieder der synoptische Wetterdienst! Wir kamen diesmal nämlich nicht zum Kahlen Asten als fröhliche, unbeschwerte Wanderer, die weiter nichts wollen, als sich hier oben ein Stündchen ausruruhen und bei einer Tasse Kaffee vom Fenster der Turmwirtschaft ins gesegnete Wittgensteiner Land zu schauen.

Unser Besuch galt der Wetterwarte, die sich hier oben auf Westfalens höchstem Berge in 842 Meter Höhe über dem Meeresspiegel befindet und zu den wenigen Bergobservatorien Deutschlands gehört. Sie ist damit ein wichtiges Glied in der Kette Wetterbeobachtungsstationen, deren Zusammenarbeit es ermöglicht, die Wetterkarten herzustellen und die so wichtigen Wettervorhersagen zu machen.

Aber das Observatorium Kahler Asten dient nicht allein dem synoptischen Wetterdienst, d. h. dem Wetterdienst, der auf gleichzeitigen Beobachtungen vieler Stationen aufgebaut ist, sondern auch dem Klimadienst, also der Ermittlung des örtlichen Klimas. Es müssen hier also durch sorgfältige Beobachtungen und Messungen die Mittelwerte der einzelnen, stets veränderlichen Witterungselemente wie Niederschläge, Luft- und Bodentemperatur usw. gebildet und zu einem einheitlichen Bilde zusammengefaßt werden.

Da ist zunächst einmal der Wesenschreiber, der selbsttätig Windstärke und Windrichtung registriert und schließlich auch die mittlere Windgeschwindigkeit aufzeichnet. Die Empfangsapparate dafür stehen auf der Plattform des Turmes: Windfahne und Schalenkreuz, die im Winter elektrisch geheizt werden, um nicht durch Rauhreif unbrauchbar zu werden. Und man kann am Kahlen Asten wahrhaftig wohl von einem Winter sprechen . . .

Im gleichen Zimmer befindet sich noch das Stationsbarometer und ein Barograph, also ein Barometer, das selbsttätig aufzeichnet und zur stündlichen Auswertung der Messungen dient. Weiter ist noch eine elektrische Fernmeßanlage vorhanden, die im Zimmer die Temperatur und die Feuchtigkeit der Außenluft anzeigt. Die Empfangsinstrumente für diese Anlage sind ebenfalls auf der Plattform des Außenturmes angebracht, die dem Publikum im allgemeinen aus verständlichen Gründen nicht zugänglich ist.

Aber was für ein Blick bietet sich von hier oben! Tatsächlich, wer auf dieser Plattform nicht gestanden hat, der darf eigentlich nicht sagen, daß er den Kahlen Asten kennt, zum mindesten nicht den einzigartigen Rundblick, den Westfalens höchster Berg zu verschenken hat. In wahlbiven Wellen schwingen ringsum die Sauerländer Berge bis in den Horizont, ein Erlebnis von seltener Schönheit und Größe. Das ist wahrhaftig nicht zuviel gesagt . . .!

Aber zurück zur Meteorologie. Von der Windfahne und dem Schalenkreuz sprachen wir schon, die hier fest gegen Wind und Wetter auf den Eisenmasten verstrebt sind. Verbunden damit ist eine Hindernisbeleuchtung, die den Fliegern nachts anzeigt, daß auf dieser Bergkuppe ein hoher Turm im Wege steht.

Dann sind auf der Plattform noch ein Sonnenscheinautomat, der die Sonnenscheindauer, und ein Aktinograph, der die Intensität der Sonnenstrahlung registriert, aufgestellt.

Die Fachausdrücke umschwirrten hier unseren Kopf wie ein Bienenschwarm, denn Meteorologie ist wahrlich eine Wissenschaft für sich. Man spricht in solchem Falle wohl von höhnischen Dörfern. Das Wort „Aspirationspsychrometer" war bestimmt ein solches Dorf für uns und nahm etwas Sinn an, als wir uns erklären ließen, daß trockenes und feuchtes Thermometer zusammen mit dem Aspirator solch ein Aspirationspsychrometer bilden. Völlig klar wurde uns die Sache aber erst nach folgender Definition:

„An das feuchte Thermometer, ein normales Thermometer, dessen Quecksilbergefäß mit angefeuchtetem Mull umgeben ist, setzt der Beobachter einen durch ein Uhrwerk angetriebenen Aspirator (Ventilator), der die Außenluft intensiv mit dem Thermometer in Berührung bringt. Nach genügender Ventilation des feuchten Thermometers erfolgt dann die Ablesung. Aus dem durch Verdunstung hervorgerufenen Temperaturunterschied des trockenen und feuchten Thermometers ergibt sich Feuchtigkeit und Dampfdruck der Luft."

Kapiert . . .?

Alle diese Beobachtungen und Feststellungen sind nun weiß Gott keine wissenschaftliche Spielerei, sondern dienen durchaus praktischen Zwecken, nämlich dem Flugdienst und der Wettervorhersage. Von welch' eminenter wirtschaftlicher Bedeutung Wettervorhersagen sind, braucht wohl nicht mehr erläutert zu werden, ist doch z. B. die Ausführung landwirtschaftlicher Arbeiten im hohen Maße von der Witterung abhängig. Und daß die außerordentlich rasche Entwicklung des Flugwesens in den letzten Jahren eine entsprechende Erweiterung und Vervollkommnung des meteorologischen Beobachtungsdienstes und der Wettervorhersage notwendig machte, liegt klar auf der Hand.

So werden in Tag- und Nachtdienst, in den sich die drei Männer von der Wetterwarte teilen, auf der Station Kahler Asten etwa zweistündlich Wetterbeobachtungen für den Flugdienst gemacht und nach Essen zur Wetterwarte im Flughafen weitergegeben. Bei besonders ungünstigem Wetter werden auch Gefahrenmeldungen nach Essen durchgegeben, z. B. wenn die Sicht unter 1 Kilometer beträgt, bei Ferngewittern oder bei unterkühlten Regen. d. h. in dem Falle, wenn bei Niederschlägen die oberen Luftschichten wärmer als die unteren sind, die Niederschläge in den unteren Luftschichten dem Gefrieren und die Flugzeuge damit der Gefahr der Vereisung ausgesetzt sind.

Und im Winter horcht jeder künftige Wintersportler in Westfalen auf die Meldungen vom Kahlen Asten, die durch den Reichssender Köln kommen und von der Schneehöhe auf dem Winterberger Plateau und den Sportmöglichkeiten für Ski und Rodel künden. Und heute hat ja jeder Volksgenosse mit „Kraft durch Freude" die Möglichkeit, übers Wochenende in dieses weißfälische Skiparadies fahren zu können.

Als wir zum Klimagarten gingen, wies der Stationsleiter auf ein kleines Gärtchen hin, das sich in unmittelbarer Nähe des „Klimagartens" befindet und üppigen Kartoffelwuchs aufwies. „Mein Erdhof", meinte der Wetterwart schmunzelnd — und unser Kameramann fügte treffend hinzu: „Der höchste Kartoffelgarten Westfalens!" Auch etwas, was nicht jeder weiß im Land der roten Erde . . .

Hier im „Klimagarten" sind nun alle Instrumente angebracht, die der Klimabeobachtung dienen: zunächst eine Thermometerhütte mit der gleichen Instrumentenaufstellung wie diejenige auf dem Turm, allerdings zusätzlich mit einem Thermohygographen versehen, der die Temperaturen und die relative Luftfeuchtigkeit aufzeichnet. Alle diese Instrumente stehen, einer allgemeinen Vereinbarung gemäß und um eine gleichmäßige Beobachtungsgrundlage zu schaffen, zwei Meter über dem Erdboden.

Weiter enthält der „Klimagarten" ein Bodenthermometer (Minimumthermometer), das — wie auf allen Stationen — fünf Zentimeter über dem Erdboden angebracht ist und im Winter auf die Schneedecke gelegt wird. Es dient zur Messung der Bodentemperatur.

Selbstverständlich werden auch die Niederschläge gemessen und zwar einmal durch einen registrierenden Niederschlagsmesser, der die Niederschlagsmengen sogar in Zehntelmillimetern aufschreibt. Neuerdings ist dieser Messer auch mit einer automatischen Heizung verbunden, die sich bei einer bestimmten Temperatur einschaltet und etwa als Schnee fallende Niederschläge einschmilzt.

Außerdem ist noch ein Gebirgsregenmesser vorhanden, der auf 2 m hohen Füßen steht, um vor Einschneien im Winter geschützt zu sein.

Alle diese klimatischen Beobachtungen gehen in monatlichen Tabellen nach Berlin und werden wissenschaftlich ausgewertet, z. B. für Klimakarten, gerichtliche Feststellungen usw.

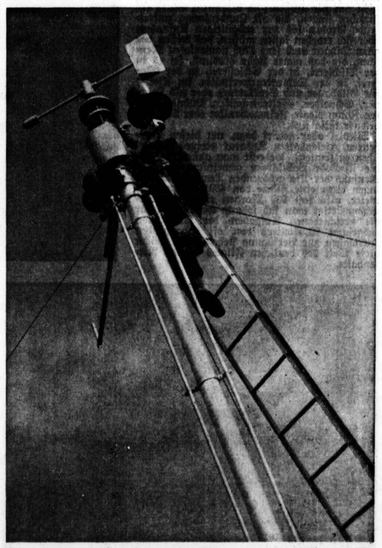
So werden hier oben im Observatorium auf dem Kahlen Asten alle Witterungselemente in peinlich genauer Arbeit beobachtet und festgelegt von den drei Männern, die unbemerkt von der großen Oeffentlichkeit stille und wertvolle Arbeit leisten im Dienste der Wissenschaft, im Dienste der deutschen Wirtschaft und nicht zuletzt im Dienste der deutschen Fliegerei.

Gustav Meyer

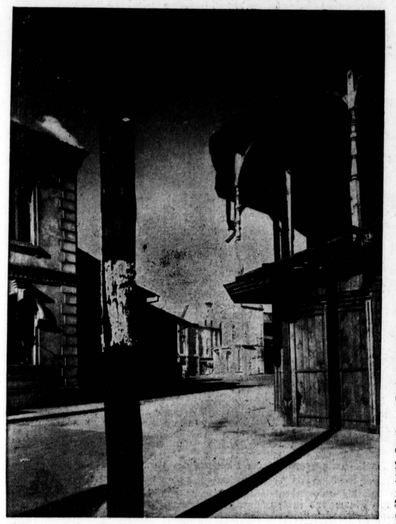
Sonnenschein-Autograph und -Aktinograph auf der Plattform des Turmes Fotos: M. Fenske

Thermometerhütte mit wertvollen Meßgeräten

Registrierender Regenmesser im Klimagarten



Schalenkreuz, Windfahne und Hindernisbeleuchtung bedürfen der sorgfältigen Ueberwachung



Das ist eine der Filmstraßen aus dem Ufa-Freigelände in Babelsberg. Man beachte die betörende Fülle der Baustile.

„Mal eben einen Bahnhof bauen!" Drehscheibe

Die Stadt auf der

Babelsberg ist die größte Filmproduktionsstätte Europas

Sonderbericht für den „7. Tag" von unserem nach der Filmstadt entsandten Kunstschriftleiter

10 000 Möbelstücke, 8000 Kostüme, 2000 Perücken, 800 Paar Stiefel, ganze Serien von Telefonapparaten der verschiedensten Gattungen, tausende von Vasen, Schüsseln, Gläsern, Tellern, Bestecken, eine umfassende Sammlung von Waffen aller Art, von Lampen, Leuchtern, Wandbehängen, Klavieren und Flügeln, das ist so einiges aus dem gewaltigen Fundus, den die Ufa für ihre Filme bereit hält. Aber damit nicht genug! Man findet außerdem ganze Eisenbahnabteile, Schiffseinrichtungen, Fahrzeuge von Anno dazumal und heute; es ist sozusagen alles vertreten, was es auf dieser weiten Welt gibt. Ja selbst wenn man nach einer altgriechischen Zither oder nach sonst einem ausgefallenen Gegenstand suchen würde, auch das ist zur Stelle! Ganz bestimmt!

Schon diese wenigen Angaben genügen, um dem Außenstehenden einen Begriff davon zu geben, wie umfangreich das Material ist, das in dieser Ufastadt auf Abruf bereitsteht.

Nimmt man hinzu, daß allein hier in Babelsberg jährlich 110 000 kg Farben und Lacke, 115 000 Quadratmeter Bretter (die die Welt bedeuten), 880 000 Latten und Leisten, 60 000 Kilogramm Nägel, 16 000 Zentner Gips, 65 000 Quadratmeter Glas und 26 800 Quadratmeter Sperrholz verbraucht werden, dann ergibt es sich, daß ein solcher Fundus selbst manchor Kleinstädte um vieles übertrifft. Gleichzeitig vermögen aber diese Zahlen zu beweisen, daß der Film, so romantisch und so märchenhaft uns dann seine Welt anmutet, wenn wir im Lichtspielhaus den Vorgängen auf der Leinwand folgen, in Wahrheit zähe und nimmermüde, nüchterne Arbeit ist. Davon können nicht nur die großen und bekannten Stars ein Liedchen singen, die oft stundenlange, aufreibende Proben bis zur endgültigen Aufnahme über sich ergehen lassen müssen, das wissen vor allen Dingen auch jene 1700 namenlosen Menschen, die das ganze Jahr hindurch, sei es in der Tischlerei, in der Schlosserei, in der Glaserei, in der Dekorateurwerkstätte, im Atelier für Bildhauer und Stukkateure oder als Zeichner, Schneider, Elektrotechniker, Bühnenarbeiter, Zimmerleute, Feinmechaniker oder Maskenbildner tätig sind.

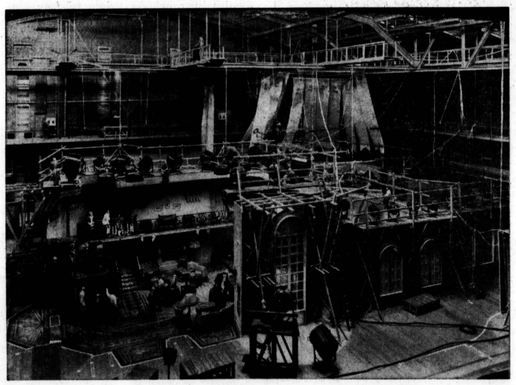
Wieviel aber gehört dazu, um diesen ungeheuren, riesenhaften Apparat virtuos beherrschen zu können! Bedenkt man außerdem, daß die Ufastadt Babelsberg gemeinsam mit den ebenfalls der Ufa gehörenden Tempelhofer Anlagen eine eine Fläche von 480 000 Quadratmeter, also fast 200 Morgen einnimmt, vergegenwärtigt man sich sodann weiter, daß für die verschiedenen Aufgaben der Produktion insgesamt 92 Ateliers von oft erstaunlichen Ausmaßen zur Verfügung stehen, dann wächst diese Welt des deutschen Filmes in das Riesenhafte.

Wir haben unterdessen unseren Rundgang durch das Filmgelände angetreten. Es ist, wie wenn man die Welt im Fluge durchquert. Und nicht selten stoßen sich die Dinge hart im Raum. Kraum, daß man nämlich einen ungarischen Marktplatz überquert hat, befindet man sich in einem Straßenzuge, der ausgesprochen orientalischen, speziell chinesischen Charakter trägt. Und jeden Augenblick glaubt man, es müßte ein Ritschaskuli mit seinen klappernden Holzpantinen um die Ecke biegen. Nicht weit davon entfernt aber hat man als Kuriosum auf diesem zwischen Illusion und Wirklichkeit so eigenartig schwebenden Gelände einen Lichtspielpalast mit scheinender, greller Reklame aufgebaut. Wer eifriger Filmbesucher ist, wird selbstverständlich manchen „Bekannten" dort finden, so z. B. steht heute noch das riesige Tor aus dem Film „Flüchtlinge" und auch das Frontitheater, das bekanntlich in dem Film „Verräter" eine große Rolle spielt, ist noch zu sehen. Möglich, daß es auf einen Umbau wartet, um demnächst mit leicht veränderter Fassade wieder auf der Leinwand zu erscheinen.

All die kleinen Bauten, Kaffeehäuser, Bahnhöfe, Villen und Ecken aufzuzählen, die in dieser Stadt des Filmes von Meisterhand geformt wurden, ist eine Unmöglichkeit. Wir möchten nur noch erwähnen, daß sich aus den festabgeschlossenen Baukomplexen die „Wiener Straße" mit ihren 85 Meter Länge, ihren 14 Meter Breite und ihren bis zu 15 Meter hohen Häusern besonders heraushebt. Auch eine moderne Großstadtstraße, 90 Meter lang und 22 Meter breit, hat man hier in Babelsberg getreulich nachgebildet.

Mitten auf dem Filmgelände wartet sodann auf die Besucher eine besondere Sehenswürdigkeit. Wir meinen den Horizonthügel, eine mehr als 50 Meter ansteigende, 45 Meter breite und 170 Meter lange Fläche. Wie man uns mitteilte, sind an dieser Stelle schon Szenen gedreht, die einen Aufwand von nicht weniger als 1000 Komparsen notwendig machten. Wenn man auf diesem Hügel steht und seine Blicke ringsum schweifen läßt, dann kann man sich nur schwerlich vorstellen, daß alle Bauten dieser Filmstadt — die Ateliers natürlich ausgenommen! — Attrappen sind. Nicht anders auch ist dies mit dem „Palais Malm" der Fall, jenem Palast, der schon in vielen Filmen die Kulisse für ein reizvolles Geschehen abgegeben hat. Sollte aber noch jemand daran zweifeln, daß auf diesem Filmgelände etwas nicht nachgeahmt werden kann, der braucht nur hinüberzuschauen zu dem

Hier entsteht die Pariser Oper in Babelsberg. Und es fehlt nichts dran!

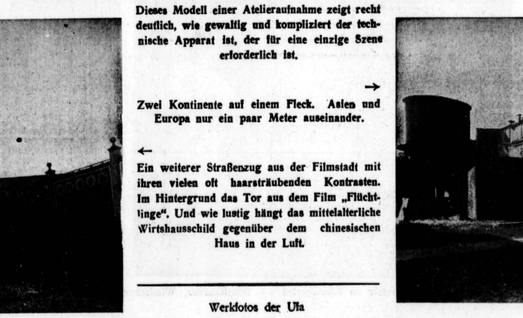


künstlichen Urwald mit seinen tausend Jahre alten Bäumen. Ein Wald, so echt wie in Afrika. Und noch immer wollen die Ueberraschungen kein Ende nehmen!

Geht man ein paar Schritte weiter, dann hört man das Rammen mächtiger Dampfhämmer. Aber das sind keine Attrappen! In der Ufastadt Babelsberg wird nämlich gerade nach Grundwasser gebohrt. Eine solche Szene war nötig für den im Entstehen begriffenen Film „Mann für Mann", über den wir in einer der nächsten Ausgabe berichten werden.

Man sieht: Babelsberg ist das Gelände der ungeahnten Möglichkeiten. Sei es nun, daß man in eine elektrisch betriebene Hobelmaschine viereckige Eisenstangen hineinpraktiziert, um auf diese Weise mittels eines Explosivstoffes ein ebenso heftiges wie echtes Schneetreiben hervorzuzaubern, oder sei es, daß man in der Vergrößerungsanstalt fotografische Negative von 18×18 oder 18×24 bis sag' und schreibe 8000 (in Buchstaben: Dreitausend) Quadratmeter vergrößert oder sei es, daß einer der Kameramänner an einem Atelierkran emporklettert, um eine der gewagtesten Ausflüge in die Wolken zu unternehmen . . . alles das trifft in den Dienst des deutschen Filmes gestellt, der nicht mit Unrecht als wegweisend für die Zukunft bezeichnet ist. Wer aber in dieser Ufastadt weilte, die in ihrem mannigfachen, oft blitzartigen Wechsel der Szene einer sich rasch drehenden Scheibe ähnelt, der wird fortan nur mit Hochachtung von diesen Männern des Filmes sprechen! Teufelskerle sind das! Tauberer der Technik!

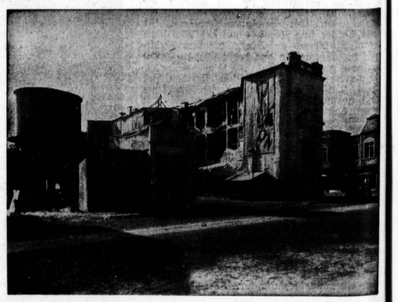
Dr. Gustav Rötiger



Dieses Modell einer Atelieraufnahme zeigt recht deutlich, wie gewaltig und kompliziert der technische Apparat ist, der für eine einzige Szene erforderlich ist.

→ Zwei Kontinente auf einem Fleck. Asien und Europa nur ein paar Meter auseinander.

← Ein weiterer Straßenzug aus der Filmstadt mit ihren vielen oft haarsträubenden Kontrasten. Im Hintergrund das Tor aus dem Film „Flüchtlinge". Und wie lustig hängt das mittelalterliche Wirtshausschild gegenüber dem chinesischen Haus in der Luft.



Werkfotos der Ufa

Haus, Hof und Garten

Rübenernte leichter und wirtschaftlich zugleich

Von Heinz Dick, Charlottenburg

Wenn die Zeit der Rübenernte näher rückt, wird immer wieder die Frage besprochen, auf welche Weise die Arbeiten am leichtesten und schnellsten durchgeführt werden können. Vielerorts klebt man an alten Methoden, die man aus jahrelanger Gewohnheit beibehält, ohne sich überhaupt Gedanken darüber zu machen, ob es nicht wirtschaftlichere Verfahren gibt. die die Ernte wesentlich einfacher gestalten. Diesen Zweckmäßigkeitserwägungen muß man besondere Beachtung schenken, weil der schon seit einigen Jahren in der Landwirtschaft sich bemerkbar machende Mangel an Arbeitskräften heute keineswegs behoben, vielmehr noch größer geworden ist. Eine weitere Ueberlegung zwingt noch, die alten Verfahren bei der Rübenernte zu überprüfen. Wir wissen bereits, daß die diesjährige Betriebeernte den Eigenverbrauch des Landes überschritten hat, während das Ziel der Erzeugungsschlacht uns auch in der Futtermittelbeschaffung vom Ausland unabhängig zu machen, noch nicht erreicht ist. Die größtmögliche Verwertung aller zur Verfütterung dienenden Abfallprodukte muß deshalb mit in den Vordergrund gestellt werden. Auf die Rübenernte übertragen bedeutet dies, das Land in möglichst sauberem Zustand von den Rüben zu trennen und zur Verfütterung in den Stall zu bringen. Es ist ja bekannt, daß frisch und sauber verfüttertes Rübenblatt ein sehr wertvolles Futtermittel darstellt. Auch richtig eingesäuerte Rübenblätter stehen an Nährwert der Frischfütterung nicht nach. Es kommt also darauf an, das Rübenblatt sauber zu gewinnen, um auch auf diese Weise die Futterbasis zu vergrößern.

Mit Köpfschippe, Rodepflug und Rübenerntemaschinen

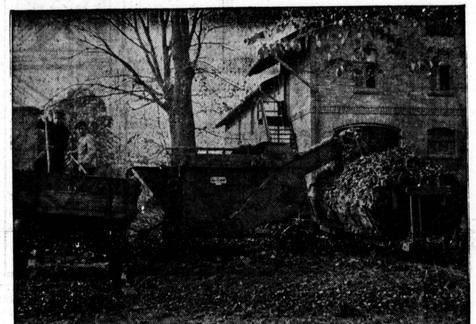
Bei der Ernte von Zuckerrüben hat sich das von der Versuchsanstalt für bäuerliche Werkarbeit in Pommritz entwickelte Rübenerneverfahren gut bewährt. Dieses Verfahren gibt Hilfsmittel an die Hand, die Erntearbeit in jeder Hinsicht wirtschaftlich zu gestalten. Das Pommritzer Rübenerntenverfahren empfiehlt die Verwendung der Köpfschippe, mit der die Zuckerrüben zunächst geköpft und dann geerntet werden. Das Köpfen läßt sich um so leichter und sauberer durchführen, je dünner das Stahlblatt der Köpfschippe ist. Das Blatt soll eine gerade Schneide haben und so an einem oben leicht gekrümmten Stiel angebracht sein, daß das Messer bei bequemer Handlage horizontal steht. Es erfordert zunächst einige Uebung, beim Köpfen die richtige Stelle zu treffen. Köpft man zu hoch, so zwiel man bei der Verrechnung in der Fabrik Schaden erleiden, weil die Fabrik die zuviel an der Rübe gebliebene, zuckerarme Scheibe dem Schmutzanteil zurechnet. Durch zu hohes Köpfen geht außerdem wertvolles Futter verloren. Man wird immer dann die Zuckerrüben richtig geköpft haben, wenn man an der Schnittfläche die regelmäßig übereinander liegenden Ringe sieht. Zu tief geköpfte Zuckerrüben entwerten die Rübe, weil der höchste Zuckergehalt, der im oberen Drittel der Rübe enthalten ist, verloren geht. Die größte Leistung bei der Köpfarbeit wird dadurch erreicht, daß jeweils nur eine Reihe vorgenommen wird. Durch den Stoßschwung wird das Rübenblatt auf Schwadenlage gebracht, die vor dem Roden der Rüben gewonnen, die vor dem Roden abgefahren werden. Beim Roden der Zuckerrüben verwendet man den Rodepflug, der die Ernte bei einer Anbaufläche bis zu 20 Hektar bewältigt. Bei ordentlichen Geschirrführern bedarf das Herausfahren der Rüben keiner besonderen Uebung. Der Heber bringt selbst auf festem Boden die Rüben restlos heraus. Die Anwendung dieses Rübenerntverfahrens erleichtert nicht nur die Arbeit der Frauen sie verhindert auch, daß die Kleider durchnäßt werden. Bei kaltem Wetter werden auch die Hände geschont. Für Großbetriebe kommen Rübenerntemaschinen, von Schleppern gezogen, in Betracht.

So erntet man die Futterrüben

Das Pommritzer Ernteverfahren läßt sich auch bei Futterrüben durchführen. Wenn einen Schwad gestoßen. Die Arbeit in kleineren Betrieben wird dadurch noch erleichtert, daß man den mittelsten von fünf Blattschwaden auf einen benachbarten Schwad wirft, um die Abfahrt, die vor dem Roden der Rüben geschieht, zu erleichtern. Zu beiden Seiten der Reihe, auf der der Blattschwad lag, beginnt man zu roden. Man hebt soviel Rübenreihen durch eine zweiklingige Hacke aus, daß der Wagen bequem hindurchfahren kann. Bei der Blatternte kommt es nicht nur darauf an, sauber zu köpfen, die Blätter müssen auch möglichst frisch verwerter werden. Was nicht zur Frischfütterung in Frage kommt, soll man auf schnellstem Wege einsäuern. Dem Pommritzer Ernteverfahren schenkt man heute in diesen Betrieben große Beachtung, und da es sich leicht auch in kleineren Betrieben einführen läßt, sollte man dort auch nur nach der erprobten Methode Rüben ernten.

Blattwaschen schützen die Tiere vor Erkrankung

Auch dem Waschen der Rübenblätter in geeigneten Waschanlagen kommt eine große Bedeutung zu. Mit den Waschanlagen hat man schon bemerkenswerte Erfolge erzielt, so daß das Blattwaschen immer mehr Anhänger gefunden hat. Die Aufklärungsarbeit des Reichsnährstandes ist auf diesem Gebiet in weite Kreise gedrungen. Die Rübenblattwäschen sind heute bereits so weit technisch durchgebildet,



Rübenblattwäsche im Betrieb. Links Anfahrt auf gummibereiftem Wagen. Rechts fallen die gewaschenen Blätter auf einen Feldbahnwagen. („Landw. Bilderdienst" M.)

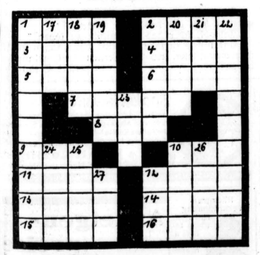
daß die Blätter nicht nur gewaschen, sondern im gleichen Arbeitsgang auch zerkleinert werden.

Will man die Blätter einsäuern, dann ist das Waschen ebenfalls von Wichtigkeit. Die Bildung von Essig- und Buttersäurebakterien tritt bei gewaschenem Futter nicht auf. Das Futter wird bekömmlicher und gern gefressen. Man hat übrigens ausgerechnet, daß die Kosten für das Blattwaschen ziemlich gering sind; sie schwanken für 50 Kilogramm zwischen 4 und 9 Pf. Die gemeinschaftliche oder genossenschaftliche Verwendung von Rübenblattwäschen ist auch unter diesen Gesichtspunkten bedeutungsvoll, zumal sie sich in der Praxis bewährt haben. Die Anschaffung solcher Maschinen ist aber für Kleinbetriebe nicht tragbar so daß bei der Verwirklichung der auch vom Reichsnährstand geförderten genossenschaftlichen Maschinenverwendung Rübenblattwäschen nicht außer acht bleiben sollten. Im Zusammenhang mit der Wäsche der Rübenblätter ist es interessant, einmal aufzuzeigen, welche Schäden an der Verdaulichkeit der Nahrungsfähigkeit der Rübe eintreten können, wenn zu stark eiweißhaltige Zuckerrübenblätter verfüttert werden. Auf einem Hektar erntet man 900 bis 800 Doppelzentner Blatt und Köpfe. In dieser Menge sind etwa 4.5 Doppelzentner verdauliches Eiweiß enthalten. Das entspricht einem verdaulichen Eiweißgehalt, den auch die gleiche Flächeneinheit einer mittelguten Wiese liefert. Das verdauliche Eiweiß von Blatt und Kopf der Zuckerrübe wird aber beim Verfüttern in ungewaschenem Zustand nicht genügend ausgenutzt. Eine ungewaschene Frischblattfuttermenge von 70 bis 80 Kilogramm, also der Menge, die etwa eine Kuh am Tage aufnimmt, weist durchschnittlich 15 Kilogramm Erdegehalt auf. Diese großen Mengen schaden dem Organismus, die Tiere bekommen Durchfall und ihre Leistungsfähigkeit geht deshalb zurück. Es ist eine erwiesene Tatsache, daß der Durchfall bei Verfütterung von Rübenblättern nicht auf den Oxalgehalt der Blätter, sondern einzig und allein auf den zu großen Erdegehalt zurückzuführen ist. Es ist weiter erwiesen, daß bei Verfütterung von gewaschenen Blättern mit einem Mehrertrag von 1 Kilogramm Milch je Tier und Tag gerechnet werden kann.

Mit Knüppeln auf der Mäusejagd

Unter den Feldschädlingen stehen hinsichtlich des Schadenumfanges die Mäuse wohl an erster Stelle. Ihnen mit vollem Erfolg den Garaus zu machen, hat schon viel Kopfzerbrechen verursacht. Bei dem märchenhaft hohen Vermehrungsvermögen der Mäuse macht die Gefährdung der Körnerfrüchte, Kartoffeln, Rüben und anderer Feldfrüchte ins Unermeßliche, wenn nicht wenigstens einmal im Jahr jeder Bauer und Landwirt erfolgversprechende Bekämpfungsmittel anwendet. Man stelle sich nur vor, daß ein Mäusepaar imstande ist, in einem Jahr mehrere hundert Nachkommen zu haben, die eine erstaunliche Menge Körnerfrüchte vertilgen. Es gibt mancherlei Möglichkeiten, im Kampf gegen die Mäuseplage Nützliches zu tun. Die früher öfter angewandten Bakterienkulturen, die übrigens heute auch nicht mehr gestattet sind, die unter günstigen Verhältnissen zwar eine Seuche unter den Mäusen hervorrufen können, haben nach neueren Erfahrungen nur bedingte Möglichkeiten. Das Auslegen von giftigen Ködern ist am sichersten. Unter diesen zeichnen sich die geruch- und geschmacklosen besonders aus. Phosphor- Arsen- und Strychninpräparate tun natürlich auch ihre Wirkung, doch ist der Erfolg dadurch infrage gestellt, daß die auf diese Weise vergifteten Mäuse unter großen Schmerzen verenden und dadurch die anderen Schädlinge gewarnt werden. Am sichersten wirkt das Auslegen von vergifteten Ködern in Kombination mit Knüppeln durchgeführt. In der Dunkelheit bewaffnen sich viele Personen mit Knüppeln. Im Scheinwerfer der Taschenlampen bleiben die Schädlinge, geblendet, auf dem Fleck sitzen, sie können mit Leichtigkeit getötet werden.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. sauerstoffhaltiges Gas, 2. Fortpflanzungsgebilde, 3. Börsenausdruck, 4. weiblicher Personennname, 5. Ort in der Schweiz, 6. Stadt im Rheinland, 7. anderes Wort für Weltmeer, 8. männlicher Personenname, 9. Zeiteinteilung, 10. Gebirgsschlucht, 11. arabisches geistliches Oberhaupt, 12. Verpackungsgewicht, 13. Nebenfluß der Warthe, 14. Stadt in Jugoslawien, 15. Wasserstrudel, 16. Ort in Togo. — Senkrecht: 1. ärztlicher Eingriff, 2. Glaubensbuch der Mohammedaner, 12. Erdkante, 17. Herrschertitel, 18. Ort und Fluß in Spanien, 19. Kurort an der französischen Riviera, 20. Paarzeher, 21. Ort in Frankreich, 22. Mummenschanz, 23. physikalische Arbeitseinheit, 24. Treffer im Lottospiel, 25. Gerbflüssigkeit, 26. Roman von Bulwer, 27. englisch-indischer Staat.

Rösselsprung.

Sprachrätsel.

26—	24—	35—	45—	8—	40—	39—	29— 41—
22—	38—	32—	2—	9—	15—	37—	25— 43—
30—	28—	11—	4—	10—	5—	23—	27— 19—
31—	21—	16—	3—	1—	6—	33—	16— 42—
33—	20—	12—	13—	14—	7—	34—	17— 44—

Hinter jede Zahl ist ein Buchstabe zu setzen. Die Buchstaben ergeben, in der durch die davorstehenden Ziffern gekennzeichneten Reihenfolge hintereinander gelesen, eine Kette von Wörtern der angegebenen Bedeutung. Bei richtiger Lösung ergeben die senkrechten Reihen ein altes Sprichwort.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1—7 Vertreter eines Minderjährigen, 8—11 Stadt in Belgien, 12—19 Frühlingsblume, 20—24 Kleidungsstück, 25—30 männliches Kerbtier, 31 bis 35 Papierformat, 36—40 Turnübung, 41 bis 45 Kinderbett.

Silbenrätsel.

bal — be — burg — de — de — dif — ei — ein — ein — ein — elms — en — er — fahrt — fer — fel — feu — ga — ge — gels — gnei — hei — il — kir — kum — le — lei — lei — lon — luft — lung — mit — nacht — nanz — nau — nau — nör — sche — se — sel — sie — so — spitz — spruch — sucht — ter — tiß — toll — un — ur — weg — ze.

Aus vorstehenden 52 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Ovid ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Gemütsbewegung, 2. kleines Raubtier, 3. Ausdruck kleinlicher Unzufriedenheit, 4. Widerrede, 5. Mißklang, 6. deutsch-ungarischer Dichter, 7. elektrische Lichterscheinung, 8. deutscher Maler im vorigen Jahrhundert, 9 preußischer General in den Befreiungskriegen, 10. Gesuch, 11. Tageswende, 12 altes Gewicht, 13. Bauwerk in Rom 14. giftige Waldpflanze, 15. militärische Beobachtungseinrichtung, 16. Schriftstück, 17. weiterne Behausung, 18. günstiger Krankheitsverlauf, 19. Verkehrszweig.

Er schätzte Vitamine.

Der Dieb stahl Wort, Wort dann (verrückt), Davon — und ward nie mehr erblickt. Noch heute Wort der Handelsmann (Verstellt) sich über diesen Mann.

Verdrehungskünste.

Den Geiz verdreh', die Urne auch! Ein braver Kerl liegt unterm Strauch.

Bilder-Rätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Bilderrätsel: Der Jugend soll das Beste nur geboten werden.

Silbenrätsel: 1. Gnesen, 2. Iller, 3. Bagatelle, 4. Diphthong, 5. England, 6. Institution, 7. Neubau, 8. Oldenburg, 9. Wagner, 10. Fluch, 11. Elmau, 12. Maße, 13. Fakir. — Gib dein Opfer freudig und gern!

Wortverschiebung: Picknick.

Kürzungsrätsel: se, an, ne, re, ef, ge, ub, rt, ke en, nn, so, es, ie, ti. — Saure-gurkenzeit.

Füllrätsel: 1. Bernburg, 2. Abendrot, 3. Tiberius, 4. Erdbeere, 5. Freiberg, 6. Heugabel, 7. Schwalbe.

Entnahmerätsel: Ehrlichkeit, Treue, Kraft, Wurzel, Kunst Minne, Adel, Ewigkeit, Frohsinn, Leben, Wagnis, Ehre. — Herz und Wiege.

Dreifache Verwendung: Kreta — Karte — Kater.

Pyramidenrätsel: E, es, Eis, Sieg, Geist, Stiege, Steiger.

Vorsatzaufgabe: Doktor Hugo Eckener.

Silbenwechselrätsel: 1. Arles, 2. Riaza, 3. Torgau, 4. Arnstadt, 5. Riga, 6. Kamin, 7. Langer, 8. Idar, 9. Smyrna. — Unartig.

Häusliches: Nach(t)tisch.

Er schafft's noch

Der verunglückte Rennfahrer kommt im Krankenhaus wieder zur Besinnung. Die Schwester meint:

„Jetzt sind Sie über den Berg."

„Talfahrt? Dann schafft ich es doch noch", seufzt er beglückt.

*

„Artur, ich habe eben eine Abhandlung gelesen, daß man große Füße bekommt, wenn man Holzpantoffel trägt. Hola ist zu hart und gibt nicht nach . . ."

„Verstehe! Ich weiß nur nicht, warum man noch Stühle mit Holzsitz anfertigt!"

Vorahnung

Sie: „Was hast du dir nur gedacht, als du dich so vollgetrunken hast?"

Er: „Das gibt aber wieder einmal einen Mordskater ab!"

*

A.: „Seitdem ich keine Zigarren mehr rauche, fühle ich mich viel wohler."

B.: „Das glaube ich sehr gern; nach deinen Zigarren ist mir auch immer ganz schlecht geworden."

*

Kurt: „Mutti, darf ich auf dem Hofe spielen?"

Mutter: „Doch nicht etwa mit der zerrissenen Hose?"

Kurt: „Nein, mit dem Fritz vom Quergebäude!"

*

A.: „Mein Freund hat ein Gedächtnis! Ich sage dir: fürchterlich!"

B.: „Er vergißt wohl alles?"

A.: „Nein, er merkt sich alles."

Zeitgemäß

„Selten, was?" fragt Briefsekang und zeigt ein Gelbstück.

„Wieso selten? Das ist doch ein ganz gewöhnliches Fünfmarkstück!"

„Na ja, eben, ist das vielleicht bei mir nicht selten?"

*

Müller reist mit einem Fremden in der Eisenbahn. Die beiden kommen ins Gespräch. Der andere bietet nach einiger Zeit dem Müller eine Zigarre an.

„Haben Sie etwas Feuer?" fragt er dann Müller.

„Hab' ich mir doch gleich gedacht", murrt Müller, „daß Ihre Freigebigkeit einen Haken haben müßte . . ."

Ausrede

„Vor der Heirat hast du mir immer gesagt, du würdest mich auf Händen tragen, und nun willst du mir nicht einmal das neue lange Kleid kaufen."

„Aber, Schatz, ich kann dich doch auch in deinem jetzigen Kostüm auf Händen tragen."

Nicht so bös gemeint

Krause ist in Fräulein Hilde verliebt.

„Gelichtes Fräulein Hilde", sagte er, „ich möchte Ihnen einen Kuß geben!"

„Daß Sie sich nicht unterstehen", rächtet sich Hilde auf. „Ich schreie!"

Krause prallt entsetzt zurück.

„Aber", lenkt da Fräulein Hilde ein, „ganz leise!" (Schweizer Illustrierte.)

Verkannt

In einem Kurhaus hielt man den talentreichen musikalischen Scherz Handns, die Abschiedssinfonie, bei der ein Musiker nach dem andern sein Instrument niederlegt und verschwindet. Als der achte Musiker sich eben hinausschleicht, sagt eine Dame: „Na, ja — der Brunnen hat's in sich!" (Kloralle.)

Der Gassparer

„Wie verbringen Sie eigentlich so Ihre Abende?"

„Ganz einfach! Um Gas zu sparen, gehe ich in ein Wirtshaus, bleibe dort bis 10 oder 11 Uhr auf und trinke Bier dazu."

Verarbeitet

„Sie wollten Ihren Garten diesmal mit Weißkohl bepflanzen! Was ist daraus geworden?"

„Sauerkraut!"

Die Mutter

Die besorgte Mutter rief: „Christine, wo ist dein kleiner Bruder?"

„Im Garten, Mama."

„Dann geh hinunter, sieh nach, was er treibt, und sag' ihm, daß er das nicht darf."

Versicherung

Zwei Autos begegneten sich auf der Landstraße. Sie hätten sich lieber nicht begegnen sollen. Plötzlich bingen sie zusammen. Und was in Trümmer gehen konnte, ging in Trümmer. Der Chauffeur sprang heraus:

„Hoffentlich sind Sie versichert, Herr?"

Der Herrenfahrer stöhnte: „Na, aber nur gegen Hagel!" (Fliegende Blätter.)

*

Hans hat keine Zeit, seinen Onkel von der Bahn abzuholen. Er schickt eine hübsche Bekannte, die den Onkel auch sofort erkennt.

„So, so", meint der Onkel, „Sie haben mich ja gleich erkannt. Da muß mich mein Neffe wohl sehr genau beschrieben haben."

„Absolut nicht, er sagte, Sie würden schmunzeln, wenn Sie mich sehen, und daran habe ich Sie sofort erkannt."

*

Der Lehrer fragte: „Nun, Kurt, wie hast du denn deine Ferien verlebt?"

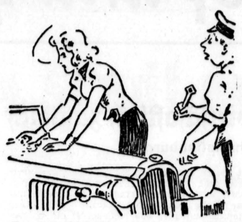
„Ach", meinte Kurt vorsichtig, „für einen Aufsatz reicht es nicht!" (Lustige Blätter.)

Lachen ist gesund...

„Ganz schön, der Altwagen, aber ehe ich ihn kaufe: wie fährt er in den Bergen?"

„In den Bergen fabelhaft, runter wie ein geölter Blitz!"

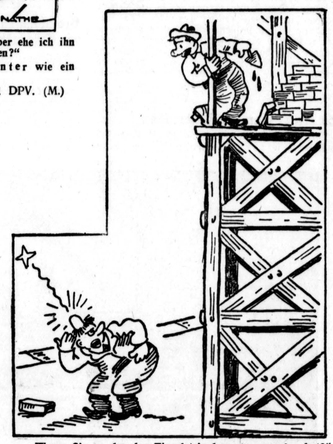
Zeichnungen: 1 Hannesen, 1 DPV. (M.)



Er: „Du willst schon wieder eine Fahrerprüfung machen? Wie oft bist du dabei denn schon durchgefallen?"

Sie: „Morgen dürfte es das fünfte Mal sein." („Daily Sketch.")

Je länger je lieber



„Waren Sie es, der den Ziegelstein heruntergeworfen hat?"

„Ja doch, lassen Sie ihn ruhig liegen, ich brauch ihn nicht hier oben." („Sondagsnisse Strix.")

Humor des Auslandes

So, so!

„Also, Anna", fragte die Hausfrau ihr neues Mädchen, „einen Bräutigam haben Sie auch? Was ist er denn?"

„Am liebsten Rührei und Schinken"; antwortete Anna. (Schweizer Illustrierte.)

*

„Angeklagter, warum haben Sie das Geld unterschlagen?"

„Entschuldigen Sie, Herr Richter, ich konnte eine Anstellung als Kassierer bekommen, mußte aber eine Kaution stellen!" (Answers.)

Sich selbst überführt

„Also, Angeklagter", ermahnte der Richter, „jetzt sagen Sie einmal die Wahrheit, haben Sie den Krause geschlagen oder nicht?"

„Niemals, Herr Richter!"

„Er lügt, Herr Richter!" rief da Krause dazwischen.

„Halt's Maul du Esel", erboste sich der Angeklagte, „sonst bekommst du noch eins!" (Schweizer Illustrierte.)

*

„Sind Sie mit meinem Jungen zufrieden, Herr Lehrer?"

„Nun, in der Stunde ist er ja ziemlich still, weil er oft einnickt! Aber sobald es läutet, ist er sehr aufgeweckt!" (Humorist.)

Der Unterschied

„Schildkrötensuppe", so belehrt der Kellner einen Gast, „führen wir in zwei Qualitäten, echte Schildkrötensuppe und künstliche!"

„Worin unterscheiden sie sich?" forschte der Gast.

„Die künstliche", erwiderte der Kellner, „machen wir aus einem Schildkrötensuppenwürfel, für die echte nehmen wir zwei!" (Wara Mösen.)

*

Max schreibt Gedichte. Berta muß sie lesen. „Was sagen Sie zu meinen Gedichten, Berta?"

Da antwortet das Mädchen: „Jetzt weiß ich, daß es nicht immer ein Kompliment ist, wenn man mir sagt, ich sähe wie ein Gedicht aus!" (Schweizer Illustrierte.)

*

„Frauen sind viel mutiger als Männer!"

„Wieso?"

„Na, traust du dir zu, in ein großes Geschäft zu gehen, zwanzig verschiedene Kleider zu probieren, zehn Mäntel und zwei Dutzend Hüte dazu, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben?"

*

Das ältere Mädchen zum Polisissten: „Halten Sie sofort den Mann dort auf — er wollte mich küssen!"

Der Schutzmann: „Aber, aber! Es wird schon noch ein anderer kommen!"

*

Der Gangster: „Wenn Sie sich bewegen, sind Sie ein toter Mann!"

Professor: „Unsinn, wenn ich mich bewege, ist das doch gerade der Beweis dafür, daß ich lebe!"

*

Ein Junge kam in einen Laden und bat, das Telephon benutzen zu dürfen.

„Hallo! Ist dort Busse & Co.? Sie haben vorige Woche einen Laufburschen gesucht? — So, Sie haben schon einen? — Sind Sie zufrieden mit ihm? — So, Sie wollen also nicht wechseln? — So, danke!"

Er legte den Hörer hin, und der Ladeninhaber sagte: „Na, junger Freund, diesmal hast du wohl kein Glück gehabt?"

„Doch. Ich bin nämlich selber der Laufbursche bei Busse; ich wollte bloß wissen, ob man mit mir zufrieden ist."

*

„Denken Sie sich, seit meine Armbanduhr in eine Tasse Kaffee gefallen ist, geht sie immer etwas vor!"

„Aber das ist doch nicht verwunderlich, Kaffee regt doch an!" (Answers.)

*

„Sind Sie der Mann, der meinen Sohn gerettet hat, als das Boot kenterte?"

„Jawohl, aber das hat nichts zu sagen!"

„Hat nichts zu sagen? Nun, dann sagen Sie mir wenigstens, wo Sie seinen Hut gelassen haben?" (Tit Bits.)

Damenbart Sichere Entfernung lässt Haare d. d. weibl. Gesicht. **Helwakakur.** Sehr bewährt u. a. von versch. Aerzten erprobt. Gold. Medaille. Groß. Preis Brüssel Sept. 32, London März 33. Dankerklärungen, Zuschriften z. T. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). **Marke Helwaka** m. Stern, reichspatent. Wz. 469509 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, 1. großer Flasche 5.50 u. 6.50. Nachn. **Helwaka-Köln** 114

Neue Geschäftsverbindungen vermittelt erfolgreich die Anzeige in unserer Zeitung!

Ein schönes Kleid wirkt erst an guter Figur. Sorgen Sie deshalb für gesunde Schlankheit und bekämpfen Sie das überschüssige Fett durch den weltberühmten **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskrautertee** auch als Drix-Tabletten — Drix-Dragees

Der fortschrittliche Kaufmann bedient sich zu seiner Werbung in allererster Linie der **Zeitungsanzeige!**

Herdfeger besser denn je

Bei Müllers liegt der Fall jetzt klar! Nicht, daß Herr Müller seine Arbeitsanzüge weniger schmutzig macht als sonst, nein — nur Frau Müller hat jetzt eine neue und praktischere Methode, die Sachen zu säubern. Sie nimmt jetzt, wie es so viele Handwerkerfrauen tun, 1941. • Was sie leistet, muß man selbst einmal an stark verschmutzten Sachen ausprobieren.

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

Ohrenleiden Ueb. sich vermeiden und alten mindestens lindern durch: **Akustikon** „Akustikon" ist ein wirklich hilfreiches Ohrenleiden. Wohltat bei Taubheit, Ohrgeräusch. Prospekt frei. Zuschrift erbeten. Akustikon, Berlin W 30, Motzstr. 7. Sprechst. 10—12 u. 3—5 Uhr. Sonntags 10—12 Uhr. **AKUSTIKA-SPANDAU**

Landsäger! Büchs., Perlguns., Kal., Luftgew., Lichtspielapp. f. Tonfilm. **Hofmann & Schmidt** Lindenstraße 11 (Fabr.)

Arterienverkalkung? Benutzen Sie statt Knoblauchpillen die Verdauungsfrucht Zirkulin. Bringen Sie Ihre Gesundheit wieder in Ordnung! **Zirkulin** Knoblauch-Tropfen

1. Monats-Pckg. 1 RM. ● 14-Wochen-Pckg. mit Taschendose 3 RM. ● Broschüre mit Gratisprobe in Apotheken u. Drogerien.

RM-Preis-Betten Bekannte Qualitäten u. Auslagen **Matratzen** Neue gute Qualität. Tausende freiw. Anerkennungen. Verkauf an alle. Katal. fr. Riesenbettfabrik Saal Th.

Wer hätte früher wohl gedacht

Daß einem hätt' das Glück gelacht,
Wenn öffentlich er angezeigt,
Daß er zur Heirat ist geneigt.
Viel Hunderttausend sind es schon,
Die heute mittels Insertion
Den Lebenskameraden finden,
Mit dem sie ihren Hausstand gründen.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

300 km im Auto Tag für Tag, das macht unsicher, nervös und abgespannt. Erneuern Sie verbrauchte Kräfte — gegen Müdigkeit und Schwäche hilft der Kraft- u. Aufbautrunk **Quick** mit Lezithin für Herz und Nerven

Pckg. RM 0.30 u. 1.15, Kurpck. 4.- in Apotheken u. Drogerien

Rückgratverkrümmung Hervorragende Erfolge! Lasse mir gerne mein Buch kostenlos zusenden. Buch kostenlos! -interessantes Buch- auf 8 Tage zur Ansicht. **F. Menzel, Berlin SW 11** Hauptstrasse. 21

Gute Musik Instrumente von Hugo Spetzler **HEROLD & Co.** Klingenthal Nr. 15 Musikinstrumenten-Fabrik SONDERHEFT VERLANGEN

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn. Hannover 3504

Selbständ. Schuhmachermeist. kath., 29 Jahre, wünscht die Bekanntschaft einer lieb., netten Mädels zw. spät. **Heirat** Zuschrift m. Bildn. u. Nr. 1186/5 „Der 7. Tag", Paderb.

31jähriges Mädel sucht ein treu. kath. **Lebensgefährten** es wird Einheirat in kl. Landwirtsch. geb. Zuschrift mit Bild u. Nr. 1188/8 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 320. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

1. Jahrg. – Nr. 42 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 16. Oktober 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Leckermäuler des Lebens

Leckermäuler? Aha! Das geht auf die Kleinen, die Kinder! Aber Moment mal! Warum reden wir immer nur von den kleinen Leckermäulern? Sie sehen noch keinen Grund, warum sie die Erbsensuppe mit derselben Begeisterung löffeln sollen wie Obst mit Reis. Mutti verlangt das so. Und warum ist sie mit den leckeren Pflaumen so geizig? Das erfährt Hänschen erst, wenn er in einem unbewachten Augenblick über die Pflaumen gegangen ist, sich Magen und Tasche vollgepropft hat und die Folgen hinterher selber tragen muß . . .

Natürlich, wir haben an den kleinen Leckermäulern unsern Riesenspaß, sofern es uns nicht gerade besser in den Kram paßt, ärgerlich und aufgeregt zu sein. Dabei dünken wir uns sehr erhaben. Denn wir Erwachsenen werden ja auch schwerlich zu überführen sein, daß wir verbotener Weise einen ganzen Zuckertopf ausgelöffelt haben. Und wenn wirklich einer unnormalerweise Lust dazu verspürte, würde er sich das einfach „erlauben". Wir pflegen uns ja überhaupt zu „erlauben", was wir wollen. Obschon wir — anders als bei den Kindern — vernunftgemäß einsehen können, weshalb wir das eine tun, das andere unterlassen müßten. —

Aber das nennen wir dann „Lebenskünstler": Wenn es einer versteht, sich so unbeschädigt durch alle Wirrnisse und Schwierigkeiten dieses Daseins hindurchzupirschen. Manche entwickeln allerdings darin regelrecht Talent. Sie haben eine Nase dafür, vorauszuwittern, wo Schwierigkeiten entstehen könnten, und eine unauffällige Art, ihnen auszuweichen. Und Suppen, die sie eingebrockt haben, anderen zum Auslöffeln zu überlassen.

Das ist sehr talentvoll, aber nicht tugendhaft. Diese Naturen sind gewissermaßen die Leckermäuler des Lebens. Sie nehmen den Rahm von der Milch. Sie wollen nur das Glück vom Leben. Und machen ein Riesengeschrei, wenn auch nur ein Staubwölkchen am heiteren Horizont ihres Lebens sich zeigt. Und fühlen sogleich ihre sorgenfreie Existenz bedroht. Ohne zu ahnen, daß ja Sorge und Leid auch mit zum Leben gehören, wie der Regen zum Wetter, der Frost zum Klima, die Dornen zur Rose und die Mühe des Aufstiegs zur herrlichkeit eines Rundblicks.

Es haben eben alle Dinge ihr Maß und ihren Ausgleich. Und wer den Ausgleich verhindern und hinausschieben will, wird ihn eines Tages um so radikaler schaffen müssen. Dann vielleicht härter als es ihm paßt, als er es ver- und ertragen kann. Das gibt dann die Katastrophe, das selbstverschuldete Unglück.

In den Sagen und Mären des Volkes steckt unendliche Weisheit und Wahrheit. Wie oft kommt da der Geizkragen vor, der wünschte, daß ihm alles zu Gold würde. Und es wurde ihm zu Gold; natürlich auch das Brot und jegliche Speise. Also mußte er verhungern. Oder der Hirtejunge, der sich ein Königreich wünschte, weil ihm sein schlichtes, mühevolles Leben nicht gefiel. Der aber nicht bedacht hatte, daß ein König noch größere Sorgen hat, und der schließlich froh gewesen ist, als er wieder seine Schafe und Kinder weiden und statt in einem Seidenbett wieder auf dem Felde schlafen konnte. So etwas erzählen wir den Kindern, weil sie daraus den Sinn des Lebens langsam begreifen können. Und meinen, es wäre nur für die Kinder. —

Wenn man für sein gutes Geld etwas erstanden hat, was einem besonders glücklich und günstig erscheint, es ist aber doch eine Kleinigkeit dabei, die einem nicht gefällt, dann sagt man: ich muß das „mit in Kauf nehmen",

Zwei, die gern naschen

Zeichnung von Hedo Klinge (Bavaria-Verlag)

und es ist ja so, daß man in den allermeisten Fällen, und worum es sich auch handeln mag, etwas mit in Kauf nehmen muß. Wilhelm Busch, der uns mit seinen Versen so manche Lebenswahrheit auf eine launige Art gesagt hat, weiß auch von der „alten Sorge" ein nettes Liedchen zu singen, die immer wiederkehrt, wenn man sie auch noch so wenig erwartet:

„Er kriegte Geld. Die Sorge wich,
Die ihn bisher beklommen;
Er hat die Junfer Fröhlich sich
Zu seinem Schatz genommen.

Sie tranken Wein, sie aßen fein,
Sie sangen zum Klaviere.
Doch wie sie sich so recht erfreun,
Da klopft es an die Türe.

Die alte Sorge war's, o weh!
Die magerste der Sorgen.
Sie setzte sich ins Kanapee
Und wünschte Gutenmorgen!"

Es bekommt eben jeder sein Päckchen mit, und es ist nur die Frage, wie er es trägt. Man kann sich aufregen, schimpfen und fluchen, das macht die Sache meistens nicht besser. Man kann tapfer und willig sein, zu überwinden. Dann wird's schon gehen.

Und man wird auf diese Weise irgendwie am glücklichsten dabei fahren. — Lk.

„Die Sache mit dem Pfiff!"

Erzählt von Müller, Rüdersdorf

Hast du schon einmal vom preußischen Pfiff gehört? Er ist schon ein paar hundert Jahre alt! Und gar Friedrich der Große, der selber ein genialer preußischer Pfiffikus war — wenn man so sagen darf — lernte ihn kennen!

Im deutschen Ostland wurde die seltsame, spaßige kleine Geschichte zuerst erzählt. Friedrich der Große, der durch Urbarmachung ostmärkischen Bruchlandes auch mitten im Frieden eine Provinz gewann, liebte es, öfter abends unerkannt auszugehen und so der Leute Gesinnung, Stimmung und Wünsche zu erforschen. Am liebsten ging er in Berlin in die Wirtshäuser, wo seine Soldaten sich die Ruhestunden vertrieben und ihre Sorgen hinunterspülten. Ein alter, schäbiger Soldatenmantel machte ihn dabei unkenntlich.

Eines Abends trifft er in einer kleinen Soldatenschenke mit einem Grenadier zusammen, der schon ganz gehörig einen hinter die Binde gegossen hat und ihn gleich einladet, mitzuzechen.

Friedrich läßt sich als unerkannter Kamerad lange nötigen. Dann tut er aber schließlich doch Bescheid und schenkt seinem übermütigen, großmäuligen Grenadier nähere Aufmerksamkeit. Daß der soviel Geld draufgehen läßt, fällt ihm auf.

„Kamerad, wo hast du das viele Geld her? Zu solch nobler Passion, wie du sie offenbarst, reicht doch dein Sold bei weitem nicht aus!", fragt er ihn.

„Na, wenn ich den preußischen Pfiff nicht kennen würde, wär's traurig um mich bestellt!" lautet die Antwort.

„Der preußische Pfiff? Was ist das, der preußische Pfiff?" forscht der Alte Fritz weiter.

„Ei, das kann ich dir nicht sagen! Du würdest mich verraten! Und das rechte Dundloben hätt' ich dann wahrhaftig!" meint der Grenadier, der wirklich nicht auf den Kopf gefallen ist.

Doch das macht den König erst recht neugierig. Immer wieder setzt er dem Soldaten mit kameradschaftlich — vertraulichen Worten zu — bis ihm dieser endlich sein Geheimnis kundtut.

„Nun höre!" meinte der Grenadier, „da jetzt Frieden ist und wir Soldaten jetzt nur so zum Spaß da sind und nichts Ernsthaftes zu besorgen haben, verkaufe ich alles, was ich irgend entbehren und verkaufen kann! Das ist der preußische Pfiff bei mir!"

Und indem er fortfährt: „Wozu brauche ich zum Beispiel eine Säbelklinge aus Stahl?! Die ist verkauft!", zieht er seinen Säbel aus der Scheide und zeigt, daß er eine Holzklinge hat.

Der Alte Fritz weiß nun genug und verabschiedet sich schnell. Das Gesicht des Grenadiers hat er sich aber zuvor gut eingeprägt.

Zwei Wochen etwa vergehen, da muß plötzlich das Regiment, dem der Grenadier angehört, zur Parade antreten. Der König erscheint. Ein paarmal reitet er langsam die Front auf und ab und läßt dabei unauffällig den Blick durch die Grenadierreihen schweifen. Jetzt hat er den, den er sucht — nämlich den Grenadier mit der hölzernen Säbelklinge — entdeckt. Mit der Sicherheit, die Friedrich auszeichnet, erkennt er ihn.

„Vortreten, Grenadier . . .!" befiehlt er ihm und seinem rechten Nebenmann. Nichts Gutes ahnend, doch sich fortig haltend, folgt der Pilou mit seinem ahnungslosen Kameraden augenblicklich dem Kommando Seiner Majestät.

Und nun stehen die beiden Kerle kerzengerade und stramm dicht vor ihrem König. Sein haßblaues, eindringliches Auge bohrt sich tief in den Blick des Grenadiers mit dem tollkühnen preußischen Pfiff. Und jetzt befiehlt Friedrich dem Schwerenöter streng: „Zieh Er flugs Seinen Säbel und hau Er dem Nebenmann den Kopf herunter!"

Das jagt dem Gerissenen doch einen zähen Schreck ein. Schnell aber faßt er sich wieder und entgegnet: „Ach, Majestät! Warum soll ich so grausam sein? Mein Kamerad tat mir nichts Liebles an! Und ich wüßte auch nicht, daß er etwas verbrach, womit er sein Leben verwirkt hätte! Er, der sich allezeit auf den Äßen durch Schlesien gleich mir als Seiner Majestät getreuer Kriegsmann erwies und auch höllisch wild und tapfer neben mir bei Leuthen stritt!"

„Zieh! und schlag' zu!" donnert ihn der König an, „oder ich befehle deinem Nebenmann, dir den Kopf abzuschlagen!"

Was er dabei innerlich denkt, läßt er nicht im mindesten merken.

Nun bleibt dem Mann mit dem preußischen Pfiff nichts weiter übrig, als schleunigst die Hand an den Säbelgriff zu legen, um die Klinge herauszuziehen.

Ehe er das aber tut, schaut er gen Himmel und ruft: „Wenn es nun also sein muß, daß ich mich an meinem lieben Kriegskameraden vergehe, so bewahre mich du da droben wenigstens vor einem gemeinen Mord und gib, daß meine stählerne Klinge zu Holz wird!"

Und siehe da: Eine harmlose Holzklinge ist es, die er zückt!

Das ganze Regiment ist starr vor Staunen ob solchen Wunders. Nur König Friedrich weiß um das Rätsel. Lachend spricht er zu dem Grenadier: „Halt ein! Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff!"

Und er verzeiht stillschweigend noch für diesmal seinem alten, gerissenen Soldaten. Ist er doch fest davon überzeugt, daß dieser sehr bald wieder vorschriftsmäßig einen Säbel mit stählerner Klinge tragen wird.

Nach 33 Jahren die Mutter gefunden

Eine rührende Szene hat sich kürzlich in Savona unweit Genua abgespielt. Ein junger Mann, der aus der Schweiz gekommen war, war als Landstreicher wegen eines unbedeutenden Vergehens verhaftet worden. Bei der Prüfung der Papiere und Nachforschungen der Heimat wurde die Aufmerksamkeit der Mutter wachgerufen, die vor diesen Jahren diesen Sohn als Frucht einer heimlichen Liebe geboren hatte. Als sechsjähriges Kind war der Knabe auf eine noch heute rätselhafte Weise in die Schweiz entführt worden. Vergeblich suchte die Mutter jahrzehntelang nach dem von ihr sehr geliebten schönen und gesunden Kinde.

Jetzt hat die Verhaftung — die übrigens auf einer Verwechslung von Personen beruhen soll, wie der junge Mann vor Gericht beteuerte — zur Wiederfindung der Mutter geführt. Mit oder ohne Strafe — Mutter und Sohn lagen sich selig in den Armen.

„Kassierer gesucht!"

Humoreske von Josef Robert Harrer

Es gab eine Zeit, da beschäftigte ich mich leidenschaftlich mit Graphologie. Der Eifer, den ich entfaltete, muß noch größer gewesen sein als der, mit dem Edison seine berühmtesten Erfindungen machte. Als meine Kenntnisse und meine Fähigkeit, fremde Handschriften zu deuten, ins Riesengroße gewachsen waren, bognete ich meinem Freund, dem reichen Bankdirektor.

„Der beste Zufall führt uns heute zusammen", sagte er und schüttelte mir so herzlich die Hand, wie er es seit seinem Bankdirektortitel nie mehr getan hatte. Ich sah ihn erstaunt an. Da meinte er:

„Ich will nämlich einen neuen Kassierer aufnehmen. Lächle nicht so demütig! Du kommst natürlich für solch einen verantwortungsvollen Posten nicht in Betracht. In meinem Büro liegen bereits mehr als hundert Offerten, die gar nicht gerechnet, welche ich bereits mangels an Zeugnissen ausschaltete. Aus den hundert handgeschriebenen Offerten sollst jetzt du mir, lieber Freund, jenes herausfischen, das eben infolge der Handschrift den besten Kassierer verbürgt."

Ich wehrte mich; ich warf meinem Freund, dem Bankdirektor, vor, daß er bis jetzt immer über meine graphologischen Studien abfällig gesprochen hatte. Aber dann ging ich doch mit ihm.

Ich vertiefte mich in die Offerten. Mein Freund saß daneben und sah mir aufmerksam zu.

„Diese Offerte kommt nicht in Betracht", sagte ich. „Sieh nur, wie dieser Mensch die „H" schreibt. Wer solche „H" schreibt, der gesteht, daß er ein geborener Räuber ist . . . Bei diesem Offert gefällt mir das „R" nicht; es ist so nachlässig geschrieben, daß sich der Besitzer dieser Handschrift bestimmt auch beim Geldzählen keiner besonderen Genauigkeit befleißigen wird. Ein „R", lieber Freund, muß aus der Feder rollen, wie man es spricht!"

„Wie trefflich du das sagst", meinte mein Freund und schob mir eine Zigarre in den Mund. Ich fuhr fort.

„Diese Handschrift wirkt sympathisch. Aber eine Handschrift, die nur sympathisch ist, gefällt mir nicht. Sie ist zu weich. Der Schreiber wird bestimmt leicht beeinflußt werden; er kann nicht leicht Nein sagen. Und ein Kassier, der nicht Nein sagen kann —"

„Kommt nicht in Frage, das ist klar!" sagte mein Freund.

So gingen wir jede Offerte durch; bei 99 Offerten fand ich etwas auszusetzen; ich fand gezogene Linien, ich fand schwachen Druck, ich fand Verstellung; kurz, ich fand alles, was ein tüchtiger Graphologe finden muß wenn er sein Fach versteht. Und ich verstand es.

Ein einziges Offert konnte ich mit gutem Gewissen meinem Freund empfehlen.

„Wenn die Zeugnisse dieses Herrn gut sind, dann kann ich dir nur das eine sagen, lieber Freund: nimm ihn, das ist der Kassier, seine Handschrift bürgt für Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Verläßlichkeit und vor allem auch für Anhänglichkeit!"

Mein Freund dankte mir herzlich. Er schenkte mir eine Freikarte für das Theater und lud mich für den übernächsten Tag zum Abendessen ein.

Der übernächste Tag kam. Wir saßen beim Abendessen. Mein Freund strahlte. Ich hatte ihn tatsächlich den besten Kassier der Welt verschafft. Wir speisten, wir tranken Kaffee und rauchten.

Plötzlich wurde mein Freund ans Telefon gerufen. Er erbleichte.

„Was ist los?" rief ich.

„Mein neuer Kassier ist mit 100 000 Mark durchgebrannt . . .

Es war mir sehr unangenehm. Und ich konnte auf die Votwürfe, die ich zu hören bekam, kein Wort erwidern. Alles, was ich sagte, war:

„Irren ist menschlich. Auch der beste Arzt kann einmal eine falsche Diagnose stellen. Und gerade durch Irrtümer wird man klug."

Aber derlei waren Redereien; das fühlte ich selbst.

Ich ging, traurig, enttäuscht. Und ich kümmerte mich von dem Tag an nicht mehr um die Graphologie. Ich lachte über sie. Ich schrieb Aufsätze gegen die Graphologie; ich beleidigte andere Graphologen. Ich wurde deshalb zu Gericht zitiert. Ich mußte manche Strafe zahlen. Aber trotz allem war die Graphologie bei mir erledigt.

Einige Monate später begegnete ich wieder meinem Freunde, dem Bankdirektor. Ich wollte mich beiseite drücken, er aber schüttelte lachend meine Hand und sagte:

„Ich habe da wieder einige Offerten liegen; ich will eine neue Sekretärin aufnehmen. Willst du nicht mit deinem graphologischen Urteil Rat geben?"

Ich schrie ihn an. Ob er mich ulken wolle?

„Nicht im geringsten, mein Freund! Ich baue auf dein graphologisches Wissen!"

„Du bist wohl verrückt geworden! Hast du den Kassier vergessen, den ich dir empfahl und der dir dann 100 000 Mark stahl?"

Mein Freund sah mich erstaunt an.

„Der Kassier? Ah, das weißt du natürlich nicht! Den hat man bald gefaßt. Man fand noch 95 000 Mark bei ihm. Er hat dich außerdem gerechtfertigt, mein Freund!"

„Gerechtfertigt? Ich verstehe nicht!"

Mein Freund zog ein Blatt Papier aus der Tasche und reichte es mir. Ich las:

„Ich bestätige hiermit Herrn Bankdirektor X. Y., daß ich das seinerzeit bei ihm eingereichte Offert nicht selbst geschrieben habe. Ich habe es mir unter einem Vorwand von meinem alten Schulfreund schreiben lassen, der bereits fünf Medaillen für ehrliche und gewissenhafte Arbeit erhalten hat . . ."

Dies nebenbei

Das letzte Mal war an dieser Stelle von einer Riesenmauer in einem englischen Badeort die Rede, an die die Menschen ihre Wünsche kritzeln in der Hoffnung, daß sie so schneller in Erfüllung gehen. Da gibt es in Irland ganz etwas Aehnliches, denn da rühmten „Küßstein" vom Schloß Blarney in der Nähe von Cork. Das irische Volk glaubt, daß jeder, der diesen Stein küßt, und zu gleicher Zeit einen Wunsch hat, dessen Erfüllung bald erleben wird. Mit diesem Stein hat es aber seine besondere Bewandtnis. Wer ihn küssen will, begibt sich einigermaßen in Lebensgefahr; denn er kann leicht geschehen, daß er dabei in die Tiefe von 60 Metern abstürzt. Trotzdem zeigt der Stein deutlich Spuren, daß zahllose Menschen ihn geküßt haben, um ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Irland ist überhaupt reich an solchen geheimnisvollen Wunscherfüllen, deren Geschichte in die graue Vorzeit zurückreicht. Der Kußstein ist jetzt dadurch wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, daß ein Amerikaner ihn für eine bestimmte Frist nach Amerika entleihen wollte, um dort dann seine Geschäfte zu machen. Was ihm „im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" ja wahrscheinlich auch gelungen würde . . .

*

Wie lange wird es noch dauern, daß die Frauen vor einer Maus mehr Angst haben a's vor einem entsicherten Revolver? Denn wer weis, ob sie nicht nächstens — wenigstens drüben in England — wie heute ihre Goldfische, dann ihre Edelmäuse haben. In England hat sich nämlich bereits ein Verein von Mäuseliebhabern aufgetan, die die Zucht von Edel-Mäusen fördern und pflegen. Es handelt sich natürlich nicht um die gewöhnliche Haus- und Landmaus, die uns ja nur zu gut als lästige Landplage bekannt ist. Nein, dieser Verein beschäftigt sich mit einer besonderen Sorte Mäuse, die kürzlich auch in einer Ausstellung gezeigt wurde. Da sah man schwarze, weiße, blaue, rote, schokoladenfarbene, silberne, fuchsfarbene, Zobel und Chinchilla-Mäuse, gescheckte und getigerte. Kurz, eine ziemlich bunte Mäuserei. Einige Prachtstücke haben schon einen Preis von 150 RM erzielt. Die Tierchen kriegen natürlich nur allerbekömmlichste Nahrung, Lebertran, Hafer, Leinsamen und andere Köstlichkeiten. Es ist klar, daß diese Mäuse von Verachtung auf die Vorräte einer gutbürgerlichen Speisekammer herabsehen. Hoffentlich gelingt es nun auch, daß die Katzen diese kostbaren Mäuse mit Achtung und Schonung behandeln. Sonst wäre die ganze Züchtung wirklich nur für die Katz' . . .

*

Gehen Sie mit Ihrem Sparbuch auch so leichtfertig um wie die Engländer? Wenigstens führt der Generalpostmeister (in England spart man auch durch die Post) in einem Erlaß an die Oeffentlichkeit Klage darüber, daß nicht weniger als 55 000 Sparbücher jährlich verloren gingen; d. h. jeder 200 000ste englische Sparer verliert jährlich sein Kontobuch. Interessant sind ja nun die Gründe, die für den Verlust angegeben werden, wovon die kurioseste in dem Erlaß angeführt werden: „Mein Hund hat das Sparbuch aufgefressen und da ich den Hund nicht öffnen kann, möchte ich lieber ein neues Konto eröffnen . . ." „Mein Sparbuch wurde mir im Tierpark von einem Elefanten aus der Tasche gezogen . . ." Viele bewahrte mein Sparbuch im Küchenherd (!!) auf und vergaß es herauszunehmen, als ich am Sonntag meinen Pudding zubereitete . . ." — „Ich hatte Freunde zum Tee geladen und verbarg das Sparbuch vorsichtigerweise unter dem Teppich; aber als meine Gäste gegangen waren, war das Buch trotzdem verschwunden . . ." Viele Frauen geben dem Frühjahrsreinemachen die Schuld am Verluste des Kontobuches. Man sieht, es muß doch sehr schwer sein, alle seine Sachen ordnungsgemäß beieinander zu halten.

*

Die Schiffahrt ist seit jeher um ihre Gäste sehr besorgt. Diese Besorgnis erstreckt sich neuerdings bei dem französischen Ozeandampfer „Normandie" auch auf die Hunde, die mit einem Rettungsring ausgestattet werden, der die Tiere unbeschränkte Zeit über Wasser hält. Diese Maßnahme ist bezeichnenderweise nicht so sehr aus Tierliebe als aus der Erfahrung geboren, daß, wenn ein Hund über Bord fiel, erregte Besitzerinnen häufig sogleich Zeter und Mordio schrien, verlangten, daß der Dampfer anhielte, eine Rettungsmannschaft ausgesetzt werde usw. usw. Die neuen Rettungsringe tragen jeden Hund bis zu einem Gewicht mit 20 Kilogramm. Die Versuche, die mit einer ganzen Anzahl von Hunden verschiedenster Art vor Pressevertretern gemacht wurden, verliefen „zur vollsten Zufriedenheit". Damit ist also auch „Fräuchen" die verzehrende Sorge um „Hunschen" genommen, so daß die Reisegesellschaft Aussicht hat, ohne nervenerschütternde Szenen glücklich die Reise zu beenden.

Jo-Jo.

Schwäbisches Idyll (Schoepke, Zander-M)

Treue um Treue

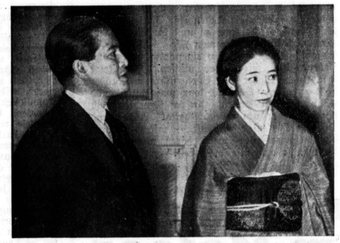
Der Führer begrüßt in der schlesischen Stadt Patschkau sudetendeutsche Volksgenossen und deutsche Grenzbeamte, die im Kampf gegen die tschechischen Banden verletzt wurden. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Sie kommen, sie kommen!

Jubelnd begrüßt, treffen die deutschen Soldaten im sudetendeutschen Land ein. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

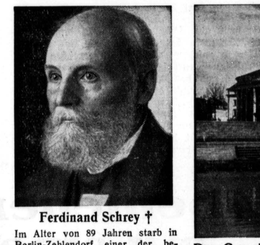
Ozeanflieger Herm. Köhl †

Im Nymphenburger Krankenhaus bei München starb der bekannte deutsche Ozeanflieger Hauptmann a. D. Hermann Köhl. Hermann Köhl war der erste Flieger, der mit Freiherrn von Hünefeld und dem irischen Major Fitzmaurice den Atlantik in der Ost-West-Richtung überquerte (1. 7. 1928). (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)



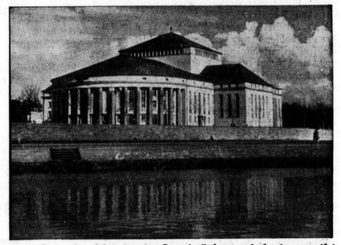
Generalleutnant Oshima zum japanischen Botschafter in Berlin ernannt

In einer amtlichen Mitteilung der japanischen Regierung wird die Ernennung des Generalleutnants Hirosho Oshima, bisheriger Militärattaché in Berlin, zum japanischen Botschafter in Berlin bekanntgegeben. — Der neuernannte japanische Botschafter in Berlin mit seiner Gattin, (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)



Ferdinand Schrey †

Im Alter von 89 Jahren starb in Berlin-Zehlendorf einer der bewährtesten Vorkämpfer der deutschen Kurzschrift, Ferdinand Schrey. Er schuf im Jahre 1887 ein eigenes Kurzschriftsystem, das 10 Jahre später unter dem Stichwort „Stolze-Schrey" im gesamten deutschen Sprachgebiet zur Einführung gelangte.



Das Grenzlandtheater in Saarbrücken wird eingeweiht

Das neue Grenzlandtheater in Saarbrücken, ein Geschenk des Führers an das Saarland, erhielt mit einer Aufführung des „Fliegenden Holländer" seine festliche Weihe. Der Bau, der sich unmittelbar am Ufer der Saar erhebt, wurde nach den Plänen von Prof. Baumgarten-Berlin ausgeführt. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Groß-Deutschland hilft sich brüderlich!

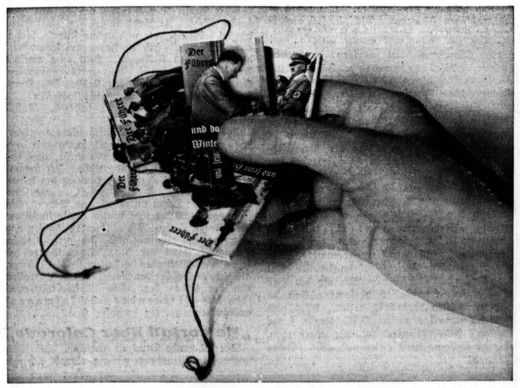
In den geschichtlichen Tagen

da die deutsche Wehrmacht in die sudetendeutschen Gebiete einrückte und sich das große friedliche Befreiungswerk des Führers vollendete, erging der Appell Adolf Hitlers vom Berliner Sportpalast aus an die deutsche Nation, im Winterhilfswerk 1938/39 durch einen erhöhten Einsatz mit dazu beizutragen, daß die ungeheure Not und Verelendung der zum Reich heimgekehrten Brüder schnell gemindert werden kann. Das Winterhilfswerk 1938/39 ist das erste Winterhilfswerk Großdeutschlands.

Auch in deine Hand

ist das Glück und Wohlergehen von Millionen gelegt. Am 15. und 16. Oktober werden bei der ersten Reichsstraßensammlung dieses Winters wieder die schönen Buchabzeichen zum Verkauf angeboten. „Der Führer und das Winterhilfswerk", „Der Führer und Mussolini", „Der Führer und sein Volk", „Der Führer und seine Heimat", „Der Führer und seine Bauten", so heißen die einzelnen Büchlein, von denen jedes für sich ein kleines Kunstwerk ist. Mit ihrem Erwerb hilfst du Not lindern. Gib darum dein Opfer gern und reichlich. Lk.

(Scherl Bilderdienst, Zander,K. Reichsbildarchiv der NSV.)



Chvalkovsky und Dr. Tiso bei Sirovy

Der tschecho-slowakische Ministerpräsident General Sirovy (Mitte) mit dem neuen Außenminister Chvalkovsky (rechts) und dem ersten Ministerpräsidenten der Slowakei, Dr. Tiso (links), nach deren Vereidigung. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Uniform der britischen Legion

Sie besteht aus einem blauen Mantel mit Schirmmütze, dessen Knopfprägung und linker Aermel das Abzeichen dieser großen englischen Frontkämpferorganisation trägt.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Ernste Wissenschaft - einmal humoristisch

Allotria im Urwald

Lustige Erlebnisse der deutschen Dr. Krieg-Expedition

Seit einigen Monaten weilt bekanntlich unter der Leitung des Münchener Gelehrten Dr. Krieg eine deutsche Forschungsexpedition im Inneren Südamerikas. Von Dr. Heinz Fischer, einem der Teilnehmer, erreichte uns nun ein Bericht, der diesmal aber nicht von der ernsten wissenschaftlichen Arbeit, sondern von allerlei lustigen Begebenheiten in den Urwäldern Brasiliens erzählt.

Auf unserer Reise durch das Innere Südamerikas sind, so ganz nebenbei, allerlei „Streiche" geliefert worden. Jeder der Teilnehmer hat sich wenigstens einen geleistet, meistens sogar mehrere, die dem Urheber eine gewisse „Berühmtheit" eingetragen haben. Im oberen Joinheima-Lager bewohnen wir einen großen Mate-Tee-Schuppen, der von Indianern aus Baumstämmen, Lianen und Gras gebaut worden ist. Vor zwei Jahren wurde hier zum ersten Male die Tee-Ernte gelagert, und die Indianer, die diese Arbeit verrichteten, scheinen nebenher den ganzen Wildbestand der Umgebung aufgegessen zu haben. Jedenfalls finden wir hier eine Anzahl ausgetretener Wechsel, einige Salzlecken und andere Zeichen, die auf den früher vorhanden gewesenen guten Wildbestand hindeuten. Aber heute hat es unser „Säugetier-Mann" Dr. Kühlhorn nicht leicht, noch etwas zu erbeuten. Er hat sich schon fast ganz auf „waldpermanente Mäuse fang" umgestellt, aber er stellt doch weiterhin einige Eisen auf größere Tiere und befördert sie jeden Tag frisch.

Und tatsächlich, eines Tages hat er Erfolg. Freudestrahlend und aufgeregt kommt er von der Fallenkontrolle zurück über den Fluß und ruft, noch bevor er das Boot angelegt hat: „Ich habe eine neue Beutelratte entdeckt, eine völlig unbekannte Art, die noch kein Museum in Europa hat!" Dr. Schindler, der zuerst hinzueilt, muß einen ganzen wissenschaftlichen Vortrag anhören. Ich habe auch keine Ahnung, was für eine Beutelratte das sein soll, aber ich staune auf jeden Fall über die große Entdeckung. Nach einiger Zeit kehrt Wilhelm, unser Faktotum, von seinem Pirschgang zurück und sieht den kostbaren Fang. Ob er je in den 16 Jahren, die er jetzt in Brasilien lebt, schon so ein Tier gesehen habe? Da meint der alte Urwaldjäger, das sei ein ganz gewöhnlicher Gambo, der sogar in seinem Kochbuch genau beschrieben und gut zu essen sei! Schweigend zieht Dr. Kühlhorn ab, niedergeschlagen und enttäuscht. Er bleibt weiterhin beim Mäusefang, und gibt fast die Hoffnung auf, noch ein Tier zu entdecken.

Herr, „Ich weiß schon"

An der großen Viehstraße durch Süd-Matto-Grosso beziehen wir unser fünftes Lager, am Rio Pardo, etwa hundert Kilometer oberhalb dessen Mündung in den Rio Parana. Wir wohnen in einem offenen Schuppen inmitten einer hüpfenden Schar von Sandflöhen, die uns schwer zu schaffen machen. Eines Tages geht unser „Fisch-Mann" Dr. Schindler auf die Jagd und muß auf dem Weg zum Revier einen Bach durchqueren, ein glatter Baumstamm ersetzt, wie fast überall hier, die Brücke. Die beiden eingeborenen Begleiter, wie immer barfuß, nehmen ohne besondere Aufmerksamkeit den Weg auf dem Baumstamm über das Bächlein. Ihnen folgt Dr. Schindler mit dem ganzen „Kramladen", den er sich umzuhängen pflegt: Gewehr, Fernglas, Photoapparat, das lange Buschmesser und den Rucksack mit den Fischreusen. Vorsichtig schiebt er sich auf dem Baumstamm vor. Plötzlich schwankt er und ringt mit den Armen nach Gleichgewicht. Patsch, der ruhige Bach gerät in Aufregung und Dr. Schindler verschwindet in der Tiefe. Prustend taucht sein Kopf wieder auf und schaut nach dem rettenden Ufer.

Da entdeckt einer der Begleiter, daß Schindler kein Gewehr mehr hat: „O Senhor, a espingarda é cahio na agua! — (Herr, das Gewehr ist ins Wasser gefallen)". Schindler hat keine Ahnung, was das heißen soll. Aber er ist gewohnt, stets so zu tun, als wisse er alles; so sagt er in bestimmtem Tone: „Si, si! obrigad' — (Danke, ich weiß schon)". Er weiß aber scheinbar noch nicht, daß er kein Gewehr mehr hat, denn er sucht das trockene Ufer so rasch wie möglich zu erreichen. Der Brasilianer ruft immer lauter und zeigt auf den Grund des Baches: „A espingarda é cahio na agua!" Schindler noch bestimmter: „Si, si! obrigad'". Ein drittes Mal wiederholt sich das kurze Zwiegespräch, dann greift der Eingeborene zur Zeichensprache. Er deutet ins Wasser, macht den Zeigefinger krumm und sagt „bumm-bumm" dazu. Bei Dr. Schindler huscht eine gewaltige Erleuchtung über das wasserglänzende Gesicht, er taucht nach dem Gewehr und klettert schwerbewaffnet wieder aufs Trockene. Während er sich vollkommen auflöst und seine ganzen Habseligkeiten malerisch auf die umliegende Büsche zum Trocknen verteilt, ziehen die beiden Begleiter lachend nach Hause. Seitdem wird Dr. Schindler nur noch „Senhor ait' obrigad" genannt. Bis wir wieder zum Parana zurückkehren, wird der Spitzname längst bekannt sein. Ich glaube, daß bald ganz Südbrasilien davon sprechen wird.

Fischzug im Faltbot

Krokodile sind beim unteren Lager am Rio Joinheima ziemlich selten, aber nachts verhältnismäßig leicht zu entdecken. Man leuchtet am Ufer mit der Lampe die schwimmenden Wasserpflanzen ab und liegt dann so ein Dracchen dazwischen, funkeln im Lichtschein seine Augen rot wie glühende Kohlen. Wilhelm hat sich eine starke Spitz mit drei Widerhaken geschmiedet und zum Speer geschäftet. Denn Krokodile zu schießen hat er fast aufgegeben, da jedes angeschossene im Wasser untertaucht und dann nie mehr zu finden ist.

Eines Tages kommt Dr. Schindler spät am Nachmittag von einem Fischzug im Faltboot zurück. Er hat im Ufergestrüpp ein Krokodil entdeckt und meint, er möchte doch gerne einmal eines schießen, ob ihm Schuhmacher, unser Präparator und „Mann für alles", nicht das Boot führen wolle. Lautlos gleiten sie stromab das Ufer entlang und entschwinden unseren Blicken. Schon nach kurzer Zeit kracht ein Schuß. „Das war Schindler", sagen wir im Chor. In geringem Abstand grollt ein zweiter Schuß über das Wasser nach, aber das getroffene Krokodil war weggetaucht und nicht mehr zu finden. Unsere Expedition ist damit wieder um eine „Moritat" reicher und Schuhmacher wird noch oft — mit wimmernder Stimme den Spruch hören müssen: „O, kommen se doch mit 'm Spieß!"

Bessere Leute wohnen im 12. Stock

5 000 bis 20 000 Dollar Miete zahlt man in den vornehmen Apartmenthäusern, wie sie in Neuyork rund um den Zentral-Park und an Riverside-Drive, der Prachtstraße über dem Hudson, liegen. Sie sind keine Wolkenkratzer, nur 12—18 Stockwerke hoch, enthalten Wohnungen von vier bis zu zwanzig Zimmern. Unsere Freudin, so schreibt Hans Caspar v. Zobeltitz im Oktoberheft von Velhagen und Klasings Monatsheften in einer Plauderei über seine Reiseeindrücke in Amerika, ist eine wohlhabende Frau. Sie wohnt im 12. Stock, das heißt: in der gelichten Höhe, wo der Lärm schon Ton wird, Himmelslicht in die Fenster fällt und frischere Luft geht. Sie holte uns an einem Regenabend vom Hotel ab. Als wir vor ihr Haus rollten, war vom Portal bis zum Straßenbord ein rundgewölbtes Regendach aus gestreiftem Leinen gezogen, wie wir es bei unsern großen Hotels kennen. Der Türhüter, Doormann genannt, eilte an den Schlag; ein Mann in einem farbigen reichbetreßten Schoßrock, mit einer Schirmmütze auf dem leichtergrauen Haupt, ein Mann voll Würde. Er geleitete uns bis zur Tür. Wir traten in eine Halle, tepichbelegt, mit schönen Möbeln belegt: auf großen Tischen lagen Zeitungen und Zeitschriften, in einer Ecke befand sich das Haustelephon. Zur Rechten und zur Linken zeigten sich je zwei Fahrstühle und vor jedem Fahrstuhltor wartete ein junger Mann, gleichfalls in schmucker Uniform. Das sind die Boys vom Liftservice. Die Wohnung unserer Freundin — sie ist Witwe — ist nicht groß: ein Schlaf-, zwei Wohn-, ein Eßzimmer, ein geräumiges Personalzimmer, eine nette Küche mit allen Schikanen amerikanischer Praxis und — drei Badezimmer. Dazu eine Fülle von Wandschränken: für Kleider, für Geschirr, für Wäsche, für Silber, für Koffer; Wandschränke von Ausmaßen kleiner Kammern, innen elektrisch erleuchtet, mit Sondergestellen für Hüte, für Schuhe, mit Aufhängevorrichtungen für Schals, Reisekragen und all' Kleinigkeiten des täglichen Gebrauchs versehen.

Abenteuer mit einem Meteor

Viertausend Meter über der geheimnisvollen Painted-Wüste

Schreckenssekunden im „fliegenden Schlafwagen"

Erlebnisbericht von Caswell Rohmer

Meine Verkehrsmaschine machte eine Zwischenlandung im Flughafen von Denver im Staate Colorado, auf der flugplanmäßigen Strecke von Chikago — San Franzisko. Die Wolken waren unter die mächtigen, mannshohen Räder geschoben, während sich die Motoren langsam drehten, um nicht abzukühlen. „Das Barometer ist stark gefallen," sagte der Beamte des Wetterdienstes. „Es ist am besten, Sie biegen nach Süden aus und fliegen über das Sankt-Juan-Gebirge." — „Yes old chap." — „Ich funke Ihnen dann die beste Stelle zum Durchbruch, bis ich neue Meldungen aus dem Westen habe." Meine Fluggäste steigen wieder ein. Sechzehn Personen. Der zweite Pilot heißt die Düse der Geschwindigkeitsuhr. Der Bordsteward zieht die Jalousien herab. Die Betten für den Nachtflug sind bereits zurechtgemacht. Die Flugzeugs gehen zur Ruhe. Dann gabe ich Gas und peile hinaus in den dunklen Nachthimmel.

Wir schweben im Raum. Ueber dreitausend Meter. Ich schalte die Kabinenbeheizung ein, denn es wird empfindlich kalt. In unseren Passagierbetten gibt es nur dünne Decken. Viertausend Meter Höhe. Ich habe das Gefühl, als läge etwas in meinem Kurs, schalte die Scheinwerfer an den Tragflächen ein und beleuchte den dunklen Raum vor dem dahinrasenden Flugzeug. Nichts! Ich modelliere im Geiste den Verlauf der Gebirgskämme, suche nach dem Kompaß. Bohre mich in die Karte. Manchmal blitzt es fern im Westen dann auf. Wetterleuchten. Ich denke an die Fluggäste, die abends eingestiegen sind. Einige schöne Frauen darunter. Geschäftsleute, ein Arzt, der zu einer Operation nach Virginia soll, einige Journalisten, die zu irgendeinem Kongreß fliegen. Sie liegen in ihren Betten und denken an die Geschäftskonferenzen, die sie morgen haben werden, an die Freunde, die sie erwarten. „Laß die eine Standortpeilung geben!" sage ich zum Funker durch den kleinen Schieber, der unseren Führerstand von seiner winzigen Funkstation trennt. „Verbindung abgerissen!" antwortet er. „Ich bekomme nichts durch und kann nichts empfangen." Verdammt! Sind wir wieder über diesem geheimnisvollen Tal der Painted-Wüste? Wie oft hat hier schon unsere Funkstation versagt! „Hast du auf Kurzwellen versucht?" „Yes. Alles versucht. Kurzwellen, unsere Betriebswelle, lange Wellen. Alles. Einfach tot, wie abgestorben. Als ob es keine Welt unter uns gäbe. Oder Zustand!"

Die Hölle über den Teufelsschluchten

In jeder anderen Gegend hätte ich diese Launen der Atmosphäre ruhig hingenommen. Hier in den weltfernen Canons der Painted-Wüste wirkt das unheimliche Schweigen bedrückend. Abgeschnitten von aller Welt. Der zweite Pilot sieht mich an. „Auch schon nervös Jim?" lache ich ihn aus. „Angesteckt vom Aberglauben? Einfachste Sache der Welt! Magnetische Gewitter, die jeden Empfang verhindern!" — „Warum immer auf derselben Stelle?" — „Weiß nicht. Gibt mehrere solche auf der Erde. Weiß nicht, was für Zeugs in den Teufelsschluchten da unten liegt." Höhenmesser und Tourenzähler kleben wie angeleimt. Der Flug ist gleichmäßig, nur der Windanzeiger schlägt manchmal aus. Unter mir sehe ich im schwachen Schimmer der Sterne das zerrissene, unruhige Gelände. Keine Böe, ab und zu ein leises Durchsacken der Maschine. Unsere Fluggäste schlafen, das letzte Licht in der Kabine ist erloschen. Auf einmal spüre ich eine heiße, stickige Luft, das rote Wetterleuchten ist nähergekommen. Genau auf mich zu! Ich spüre, als würde etwas in mir reißen. Ich beiße die Zähne zusammen, packe das Steuer fester. Dumpfes Brausen im Kopf. Der Himmel rauscht, das gleißende Licht. Versagt in einem Strahlenbündel. Weiße, rote und grüne Kugeln blitzen auf, erlöschen. Ich umklammere krampfhaft die Griffe des Knüppels. Will zum zweiten Piloten etwas sagen, ihm etwas zuschreien. Kein Wort kommt aus der Kehle. Die Kinnbacken werden hart. Nur nicht loslassen . . . und nicht nachgeben . . . sechzehn Passagiere . . .

Der Himmel ist unnatürlich schwarz geworden, nur die glühende Kugel saucht mir entgegen. Ich sehe keine Sterne mehr, nur das über dem Himmel rasende Licht. Ich stemme mich gegen das Seitensteuer kann es um keinen Zoll verschieben. — Nun platzt auch die rote Kugel. Schon unter mir am Boden. Ein flammendes Grün saat hinter der weißglühenden Kometenbahn. Ist es hundert Meter von mir, tausend, zehntausend? Ich weiß es nicht. Es scheint dicht vor mir. Das Ganze hat keine vier Sekunden gedauert. Viel kürzer, als ich es beschreiben kann. Eine Explosion von der Erde her. Die Lufterschütterung läßt den „fliegenden Schlafwagen" aufbäumen . . . ein dumpfer Knall . . .

„Meteorfall über Colorado."

Der lähmende Druck ist gewichen. Ich fühle wieder die Steuerzüge gängig, obwohl sich mir jetzt eine pfeifende Sturmböe entgegenwirft. „Ein Meteor!" schreit endlich der zweite Pilot durch das Heulen. „Well, ein Meteor, nicht weit von uns . . ." Warum gerade hier in den Gebirgswüsten? Ich weiß es nicht. Habe keine Zeit, nachzudenken. Habe jetzt Hände und Füße voll zu tun, um die Maschine im Gleichgewicht zu halten. Das Gewitter ist endlich gekommen. Unsere Gesichter sind jetzt bei jedem Blitz in Glut getaucht. Walzenförmige Wolken saugen mich an. Das Flugschiff dreht sich, der Neigungsmesser schwankt, der Tourenmesser zeigt den unregelmäßigen Gang der Motoren. In der Kabine haben sie das Licht eingeschaltet. Der Steward reicht die bleiseglenden Tüten in die Betten, schenkt Kognak ein. Vor meinen Augen steht noch immer die leuchtende Spur des auf die Erde schlagenden Meteors. Der grelle Blitz hat seine Spur zurückgelassen. Und doch will ich immer wieder diesem Feuerstrahl ausweichen!

Ich renne gegen die Hagelböen an. Ein Gewitter, wie jedes andere, vielleicht schwerer hier oben über dem Gebirgsplateau. Nun sind wir durch. Der Funker kurbelt die Antenne in den dunklen Regen hinaus, der dem Gewitter gefolgt ist. Ich habe die Front durchflogen. Die ersten drahtlosen Wellen schwingen an unserer Schleppantenne. „Warum habt ihr so lange nicht geantwortet?" fragt Salt Lake City. — Der Flug ist wieder ruhig geworden. Das Licht in der Kabine ist erloschen. Eine Stunde später landen wir in der Flugstation von San Franzisko. Man reicht uns die noch feuchten Morgenzeitungen. „Meteorfall über Colorado. Ein Meteor von besonders starkem Glanz zog heute Nacht über den Himmel. Irgendwo über den Gebirgswüsten von Colorado zerplatzte er . . ." Irgendwo in Colorado! Well, wir können's bezeugen!

65 000 Mark für ein Stückchen Papier

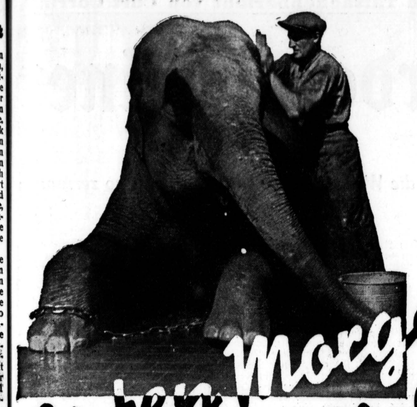
Die Philatelisten aus aller Welt fiebern einer Briefmarkenauktion entgegen, die in wenigen Wochen in Hamburg stattfinden und in der sich das ganze Interesse um ein kleines unscheinbares Stück Papier drehen wird, für dessen Erwerb man zehn der schönsten Kraftwagen hergeben müßte. Oder besser ausgedrückt: 65 000 Mark ist die Briefmarke wert, die demnächst in der Alsterstadt unter den Hammer kommen soll. Dieser Juwel unter den begehrten alten Postwertzeichen wird gegenwärtig noch hinter einer dicken Panzertüre, hochversichert und wohlbehütet gegen Feuer, Wasser und Diebstahl, aufbewahrt, aber nicht mehr lange, dann werden die bekanntesten internationalen Sammler ein ganzes Vermögen für diese Marke bieten, um die sich eine interessante Geschichte rankt.

Es handelt sich um eine orangebraune 1 Cent Marke, die im Jahre 1851 in New York herausgegeben wurde und von der nur mehr dieses eine Stück existiert. Die heutige Millionenstadt am Hudson zählte damals ganze 500 000 Einwohner, war also viel kleiner als beispielsweise München. Damals kannte man in Amerika noch keine Briefzustellung, der Beruf eines Postboten war unbekannt. Wer einen Brief erwartete, mußte sich schon selbst von Zeit zu Zeit an das Postamt bemühen oder dafür sorgen, daß er ein Schließfach bekam. 1851 wurde nun die Neuerung eingeführt, daß gegen einen Zuschlag von 1 Cent Postsendungen dem Empfänger auch zugestellt werden können. Es wurden also eigene Marken für diesen Trägerdienst gedruckt, Wertzeichen von orangebrauner Farbe mit dem Bilde Franklins im Oval.

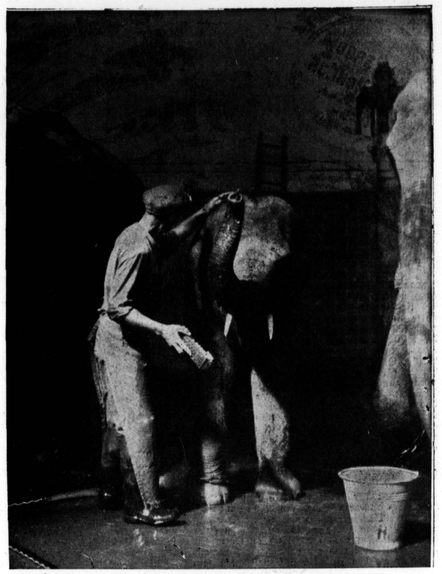
Die Oeffentlichkeit hat sie aber nicht zu Gesicht bekommen, denn kaum waren sie erschienen, wurden sie schon wieder eingezogen. Das Postamt New York beklagte sich, daß es kaum möglich sei, diese „Carriers", wie man sie nannte, von einer gewöhnlichen, viel teueren Briefmarke zu unterscheiden. Um Verwechslungen und dadurch Verluste zu vermeiden, wurde die orangebraune Farbe durch eine blaue ersetzt. Das Briefmarkensammeln war damals noch nicht Mode, sonst hätten sich die Philatelisten sofort auf die Restbestände der aus dem Verkehr gezogenen Botenmarke gestürzt.

Als 20 Jahre später die Sammellust erwacht war und man auf die postalische Neuerscheinung des Jahres 1851 aufmerksam wurde, suchte man umsonst nach einer orangebraunen „Carriers". Nur zwei Stück tauchten im Laufe der Jahre auf, eine davon 1912 in London, wo sie sich im Besitz des Sammlers Stanley Gibbons befand, der die Marke später weiterveräußerte. Seitdem blieb sie verschwunden. Das zweite Exemplar wurde 1895 einer der bedeutendsten deutschen Sammlungen einverleibt, die die Marke nun in Hamburg zur Versteigerung gelangen läßt. Der Schätzungspreis von 65 000 Mark ist trotz der Einzigartigkeit dieses Stückes nicht viel höher als jener der berühmten Mauritius, von der es immerhin noch mehr als 20 Exemplare gibt. Die teuerste Briefmarke der Welt ist zweifellos die karminfarbene 1 Cent-Marke von Britisch-Guayana aus dem Jahre 1856, von der ebenfalls nur ein Stück vorhanden ist und die der gegenwärtige Besitzer, ein Amerikaner, um 125 000 Mark erworben hat. Die amerikanischen Philatelisten setzen ihren Ehrgeiz darein, daß dieser Schatz in den USA verbleibt und würden jede Summe überbieten, so hoch sie von fremden Sammlern auch geboten wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die orangebraune „Carriers" nach Amerika hinüberwechselt.

zb.



Guten Morgen Herr Elefant!



„Baby" muß sich erst gewöhnen

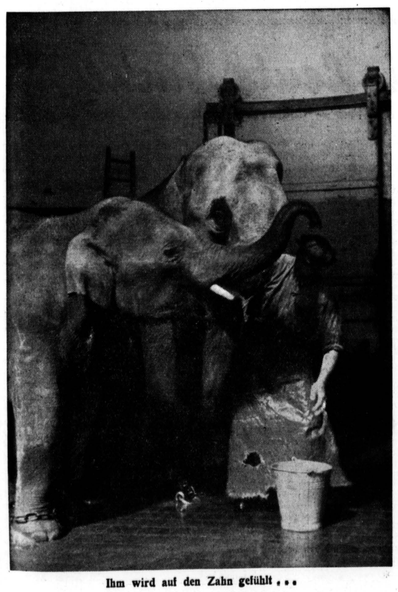
Morgentoilette mit Bürste und Schrubber

Wer möchte Jumbos Zähne putzen?

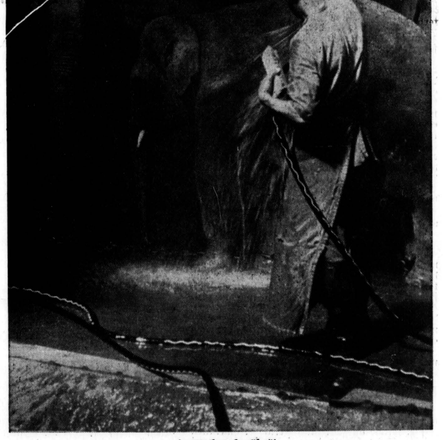
Auch ein Elefant ist gut gelaunt, wenn er frisch gebadet ist. Und „Jumbos" gute Laune wird sich ja aus Willkür niemand verscherzen wollen, denn das riesige Rüsseltier könnte sich auf eine wenig angenehme Weise rächen. Aber selbst wenn Jumbo freundlich trompetet: Wem würde nicht — so parador es klingt — eine Gänsehaut den Rücken herunterkriechen, sollte er einem Elefanten mit einem Wasserschlauch zu Leibe rücken . . .

Doch die Wärter haben gute Freundschaft mit ihren Pflegebefohlenen geschlossen. Der Elefant ist ein friedfertiges Tier, er ist willig und stellt gern seine Riesenkräfte in den Dienst seiner menschlichen Freunde, wenn er weiß, daß man ihm in Freundschaft begegnet. Das haben wir selbst ja vielemal beobachtet, wenn der Zirkus in die Stadt kam und seine großen Zelte aufschlug. Da haben die Elefanten Wagen gezogen, Balken getragen und sich nützlich gemacht, wo sie nur konnten. Also ist die Sache wohl nur halb so gefährlich, wie sie sich auf den ersten Blick ansieht.

Wie unsere Bilder zeigen, lassen die Elefanten offensichtlich gern die morgentliche Reinigung über sich ergehen. Wenn der Wasserstraht aus dem Schlauch auf den riesigen Tierkörper schießt, fällt ein Elefant natürlich nicht um, er fährt auch nicht zusammen, denn er hat — das wissen wir ja aus dem Sprichwort — eine dicke Haut. Sicher fühlt er sich nur „angenehm berührt". Er hat es ja auch so bequem, er braucht den Rüssel nicht einmal in Tätigkeit zu setzen, der Wasserschlauch spritzt viel besser. Jumbo legt sich auf freundliches Geheiß sogar in die Knie, hebt den Rüssel, sperrt das Maul auf. Und der Wärter steht mit der großen Scheuerbürste bereit, befreit den Jumbo von Staub und Dreck, und wenn die Rückenpartie an die Reihe kommt, braucht der Wärter keine Leiter zu nehmen, um dort hinaufzusteigen: ein kleiner Wink, ein freundliches Wort, und schon hebt der starke Rüssel den Mann samt Eimer und Scheuerbürste hinauf . . .



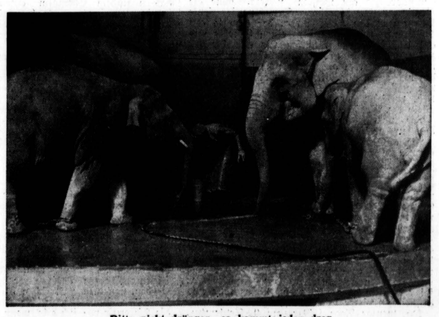
Ihm wird auf den Zahn gefühlt . . .



„Angenehm berührt"

Möchten Sie also Elefantenwärter sein? Lieber nicht? Und doch wird der Elefantenwärter wie jeder, der seinen Beruf lieb hat, mit keinem anderen vertauschen wollen. Hier wird zwischen Mensch und Tier eines jener geheimnisvollen Freundschaften geschlossen, die ein Außenstehender nie völlig zu ergründen vermag. Seinem Pfleger ordnet sich das Tier in bedingungslosem Gehorsam unter, und sollte es durch einen Dritten irgendwie in Unruhe oder Zorn geraten sein, so vermag ein Wort dieses Mannes, dessen Pflege es täglich erfährt, es wieder gefügig zu machen. Durch freudige Dienstleistung und manches markerschütternde „Trompetensolo" wird sich Jumbo für jede Wohltat stets dankbar erweisen.

J. J. Link.



Bitte nicht drängen, es kommt jeder dran

Fotos: Hermann Schlott (Linden-Verlag, München)

Im Banne der rollenden Kugel

Glücklich geworden ist keiner

Ein Tatsachenbericht von Curt Corrinth

Glück und Tragik am Spieltisch - Spieler, von denen die Welt sprach - Wie gewonnen, so zerronnen

3. Fortsetzung

Das Duell zwischen Prinzessin und Bank ging, unter Assistenz der alten Gräfin Kisselew, bis tief in den Mai weiter. Die Prinzessin hatte unerhörtes Glück; Blanc, dem Unternehmer der Bank, standen die Haare zu Berge; die täglichen Verluste wuchsen ins Riesige; er erwog die vorübergehende Schließung der Bank. Erst gegen Ende Mai wandte sich das Blatt. In zwei Sitzungen verlor die Prinzessin zunächst insgesamt dreihunderttausend Franken. Der Verlust stieg auf eine Million. Als die Russin endlich resignierte, hatte sie nicht nur ihren gesamten Gewinn, sondern auch einen beträchtlichen Teil des eigenen Vermögens dem Moloch der Bank von Monte Carlo geopfert . . .

Eine legendäre Figur

Zur Zeit der Gräfin Kisselew spielte in Homburg auch ein Pole, ein Baron von Kosten-Gentzkow, der heute in Homburg noch nicht ganz vergessen ist, sondern zu einer legendären Figur wurde. Aus guter, reicher Familie, elegant und ein vollendeter Kavalier, hatte er an den rheinischen Spielbanken sein ganzes Vermögen verloren und sich dann mit allerlei Mitteilchen, durch Ausnützen seiner einstigen Verbindungen, mit Verleumdungen und Gelegenheitsverdiensten in einer Art Bettlerexistenz weitergeholfen.

Jeder kannte den Mann, der einst in einem prächtigen, mit vier Schimmeln bespannten Wagen durch Homburg gefahren war und nun ebendort in abgetragenen Kleidern seine letzten Jahre verbettelte und auf einem Strohlager starb. Kaum hatte er ein Stück Geld in Händen, trug er es zur Spielbank — und verlor es . . . Ein liebenswürdiger, gutmütiger, von allen wohlgelittener, aber schwacher Charakter. Typ derjenigen Leute, die zum Ruin durch das Spiel einfach praedestiniert sind. In einem Gedichtchen, das er im Jahre 1871 gemacht und das, wie Fetzen in seinen Spielbankteln, dern noch zu rezitieren weiß, mit den Worten beginnt:

„Hab alles verspielt, verkauft und verbrannt,
Vertrunken, verflirbt und verpulvert —"

schildert er einen Traum, der ihm vorspiegelte, er habe Glück gehabt an der Bank, habe alles zurückgewonnen und könne nun wieder als reicher Mann im Schimmelwagen durch die Straßen fahren. Aber es war nur ein Traum — und die Strohschütte sein letztes Lager.

Der tollkühnste Spieler der Welt

Unvergessener Hassadeur

Sein Name war Thomas Garcia. Man bezeichnet ihn — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — noch heute als den tollkühnsten Spieler der Welt. Auch er schlug seine Schlachten noch gleichzeitig mit „Großmütterchen", der Gräfin Kisselew. Sein Ehrenitz ist wieder Conte Corti geworden. Spanier, so weiß er zu berichten, aus Barcelona gebürtig, war der Mann mit dreiundzwanzig Jahren als Reisender einer Korkfabrik ohne Vermögen nach Paris gekommen. Hier trat er in einen Klub ein, in dem noch haffadriel wurde, und spielte mit solcher Leidenschaft und kühner Herausforderung, daß er alle seine Mitspieler verblüffte und auch häufig große Summen gewann. Schlau und verschlagen, rücksichtslos und skrupellos, verkehrte er viel in Halbweltkreisen und machte sich auf seine Art bald einen Namen als tolldreister Spieler. Es war nur selbstverständlich, daß er, sowie ihm seine Operationen ein wenig Bewegungsfreiheit gestatten, die Spielbanken Westdeutschlands aufsuchte: Baden-Baden. Wiesbaden, Homburg. Hier, zu „Roulettenburg", trat er gegen Ende August 1890 auf, nachdem er gerade in Paris im Hasardspiel gewaltige Summen gewonnen hatte.

Sein Aussehen bot nichts Einzigartiges: ein wenig ausdrucksvolles Gesicht auf einem kleinen, derfetteten Körper. Nur seine Kleidung war auffallend; er trug sich wie ein Parvenu, der er war, zeigte sich im gestickten Hemd und trug, wo immer nur möglich, Brillanten — an Fingern, Uhrkette, Handknöpfen und derglei chen; am Rock hing ein kleines Diamantkreuz, das wie ein Orden aussah, in Wirklichkeit aber nichts war als ein Phantasieschmuck, der ihm ein größeres Ansehen geben sollte.

Er kam nie allein an den Spieltisch, stets mit einer Art Gefolge, darunter auch seine Geliebte, eine bildhübsche junge Deutsche.

Die Schlacht beginnt

Garcia, der in dem Augenblick, da er sich an den grünen Tisch setzte, Ruhe und kaltes Blut zeigte, spielte ausschließlich Trente et quarante. Dieses Spiel beruht darauf, daß von zwei Reihen Karten jene gewinnt, die sich der Zahl einundreißig am meisten nähert, ohne die dieszig zu überschreiten. Der Spanier setzte immer nur den Höchstbetrag, der damals auf zwölftausend Franken für einen Spieler und auf dreißigtausend Franken für alle Spieler zusammengenommen bei einem Coup festgesetzt war. Da Garcia außerdem noch seine Freunde und einen angeblichen Bruder immer Sätze von zwölf- und sechstausend Franken setzen ließ, erreichte er mit seinen Helfern schon allein die Maximalsumme für alle Spieler.

Die noch erhaltenen „livres du jeu" von Homburg weisen folgende Daten auf:

Am ersten Tag seines Auftauchens gewann Garcia „nur 28 000 Franken, am zweiten schon 169 500 Franken, am Tage darauf 110 000 Franken. Am 27. August verlor er nicht weniger als 829 000 Franken! Aber er gab nicht nach. Am 28. August gewann er in einer Stunde 260 000 Franken, verlor wieder 44 000, um tags darauf neuerdings 240 000 Franken zu gewinnen.

Im Ganzen war Garcia in hohem Gewinn — da blieb er plötzlich aus . . . Die Bank wollte zwar schon ein Kreuz über das Geld machen, das er davontrug, aber sie war doch einigermaßen erleichtert in der Annahme, er sei endgültig abgereist, denn dieser tolle und glückliche Spieler sagte ihr Furcht ein.

Da, wenige Tage später, am 9. September, erschien der Spanier wieder. Entsetzen bei der Direktion. Garcia gewann sofort in einem Zuge, mit seinem alten System spielend, 800 000 Franken, um am gleichen Tage nur 56 000 zu verlieren. Tags darauf, am 10. September, hatte er Pech. In sechsstündigem Spiel, während dem unter atemloser Spannung aller anderen Bankbesucher Gold und Banknoten bald zu großen Haufen vor ihm anschwollen, bald wie Butter in der Sonne dahinschmolzen, verlor er nicht weniger als 457 000 Franken, also fast eine halbe Million, einen für die damalige Zeit einfach ungeheuerlichen Betrag. Aber er hörte immer noch nicht auf, gab sich keineswegs geschlagen, und es gelang ihm, am 11. September 178 000 Franken wieder zurückzugewinnen.

Erstes Fazit

Am folgenden Tage erschien er um vier Uhr nachmittags am ersten Trente-et-quarante-Tisch. Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich im ganzen Spielsaal, daß Garcia da sei und die allergrößten Coups wagen wolle. Und wirklich, er wagte sie. Und der volle Spieler gewann, immer wieder mit den Höchstsätzen spielend, in einem Zuge 168 000 Franken . . . Dann hielt er plötzlich inne und verließ, wie einer höheren Eingebung folgend, den ersten Trente-et-quarante-Tisch, um nach dem zweiten hinüberzuwechseln. Im Nu war der erste von allen übrigen Spielern verwaist — alle Welt drängte sich um den zweiten und sah staunend, wie Garcia auch da wieder im Verlauf einer Stunde den Betrag von 206 000 Franken gewann. Am dritten Tisch ging es ähnlich zu — der Gewinn des Spielers war schon gar nicht mehr zu übersehen . . . und die Direktion der Bank hatte in ihrem Entsetzen bereits an Rothschild nach Paris gedrahtet, um weitere Summen herbeizuzitieren, denn selbst die Reserven waren erschöpft, und Garcia schien immer noch nicht genug zu haben.

Plötzlich fühlte der Spanier die Hand seiner blonden Freundin auf seiner Schulter; er wandte sich um und sah in bittende Augen. Da nickte er, gab sich einen Ruck, erhob sich und verließ den Spielsaal. Das Fazit: er hatte alles in allem 800 000 Franken gewonnen . . . Und damit fuhr er aus Homburg ab!

Der unbesiegliche Spieler

Wie ein Lauffeuer sagte die Legende von dem „unbesiegbaren Spieler" durch Europa. Die großen Blätter hatten ihre große Sensation. Man las da unter anderem:

„Es ist kein Spiel mehr zu nennen. Bald räumt Garcia den ganzen Tisch ab, und es wird am selbigen Tag von der Bank nichts mehr auf demselben aufgelegt, bald zieht die Bank ihn aus, so daß er genötigt ist, sich Geld von seinem Bankier in Frankreich kommen zu lassen, um des folgenden Tages wieder unbesiegt dastehen. Der Andrang an dem betreffenden Spieltisch ist nicht zu beschreiben und das Gedränge so groß, daß es nicht möglich ist, die öffentliche Ordnung zu handhaben."

Die Aktien der Bank fielen katastrophal — Garcia aber, von den Reportern durch Europa verfolgt, gab lachend seine Interviews:

„Wie ich überhaupt zum Spiel gekommen bin? Durch Zufall, monsieur, durch blanken Zufall! Ich mußte, damals noch Reisender, von Paris abfahren; mein Magen aber hatte Rückenbruch, und da trieb mich die Langeweile in einen Spielsaal, ohne die geringste Ahnung von den Roeln des Spiels zu haben. Immerhin beschloß ich, an diesem so schlecht begonnenen Tag nur einen einzigen Louis zu riskieren. Ich setzte das Goldstück auf Rot. Und —: „Rouge gagne!" rief der Croupier und verdoppelte mein Goldstück. Weiß der Kuckuck, ich kam im Gedränge gar nicht erst dazu, mein Gewinn einzustecken — da ertönte schon ein neues Spiel an. Und —: „Rouge gagne!" — und dier Louis sagen vor mir. Da beschloß ich, einen Gang mit dem Schicksal zu wagen: ich nahm nur den ersten Louis, mein eigenes gutes Geld, wenn ich's denn so sagen darf, nannen Gewinn stehen: ich wollte einmal abwarten, wann endlich Schwarz kommen werde. Na, Schwarz war an dem Tag scheinbar dazu bestimmt, ständig zu verlieren. „Rouge gagne — Rouge gagne!" — immer der gleiche Ruf der Croupiers. Ein riesiger Haufen von Goldstücken und Papiernoten wölbte sich über der Stelle, an der ich den ersten bescheidenen Einsatz gewagt hatte. Alle anderen Spieler setzten schon längst auf Schwarz. Aber Rot gewann und gewann — glauben Sie mir ruhig, monsieur: an diesem Tag, an dem ich zum ersten Mal im Leben spielte, sprengte ich die Bank! — Nun, ich habe es, wie Sie wissen, später noch oft getan . . . und gedenke damit noch nicht zu enden!"

Ein Weltruf gerät ins Wanken

„Garcia kommt!"

Dieser Schreckensruf verursachte fortan noch manche Panik unter den Direktoren der Spielkasinos. Aber der Spanier erschien erst am 22. Oktober 1891 wieder — und diesmal ziemlich gerupft, denn er hatte in Paris Pech gehabt. Sein ganzes Spielkapital betrug lediglich 18 000 Franken — und er brauchte nur 20 Minuten, um es an verlieren. Allerdings erhielt er nach einigen Stunden einen Brief von seinem Pariser Bankier mit einem Scheck auf 10 000 Franken — aber auch diese Summe war im Nu dahin. Diesmal war Garcia so „blank", daß er nicht einmal das Glas Wein bezahlen konnte, das sich seine blonde Freundin bestellt hatte . . .

Was nun?

In Homburg weilte damals ein Virtuose, eine ebenfalls wilde Spielratte, die meist ihre gesamten Honorare nach einem Konzertabend sofort zum grünen Tisch trug. Garcia hatte im Vorjahr diesem Manne einmal 20 000 Franken geliehen. Die Freundin entsann sich dieser Tatsache, erinnerte Garcia daran; und der Spanier eilte davon, den Schuldner zu mahnen. Der aber zeigte ihm die kalte Schulter, Worauf die Freundin selbst den Schuldner stellte und ihm eine pathetische Szene in aller Oeffentlichkeit vorspielte:

„Sie wollen Garcia im Stich lassen — Garcia, der Ihnen mit eigenem Geld aus der Verlegenheit half, als Sie im Spiel verloren hatten?! Ist diese Handlungsweise eines großen Künstlers würdig?! Monsieur, Sie werden mir die 20 000 Franken für Garcia geben — und Ihnen einen Schein ausstellen, den er Ihnen den Bettel wieder vor die Füße werfen.

Der Virtuose hatte genug — stöhnend gab er die 20 000 Franken zurück.

Garcia war, wie alle Spieler, abenglaubisch. Gerade dies Geld hielt er für besonders glückhaft — er setzte die ganze Summe auf die einfache Chance — und gewann. Noch einmal — und Schwarz kam — und gewann. Noch einmal — Im Nu war Garcia, der kurz zuvor nicht einmal mehr ein Glas Wein zu bezahlen vermochte, wieder im Besitz von 150 000 Franken!

(Fortsetzung folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Viele Ehemänner werden den südaustralischen Farmer Ron Whites um seine großzügige Gattin beneiden. Ron Whites ist dieser Tage in London eingetroffen, um hier seine Ferien zu verbringen. Er hat sich von seiner Frau einen förmlichen „Freibrief" mitgeben lassen, der ihm die Genehmigung erteilt, sich während seines Urlaubs unbeschränkt amüsieren zu dürfen. Das originelle Dokument, das manchem Ehemann einen wehmütigen Seufzer entringen wird, hat folgenden Wortlaut: „Hiermit bestätige ich, die rechtmäßige angetraute Gattin Ron Whites', daß mein Gatte die Erlaubnis hat, überall hinzugehen, wohin er will, zu trinken, wann und was er will, und irgendeiner Dame seiner Wahl Gesellschaft zu leisten, da er hierin ein gutes Urteil hat. Er darf auch die Rennbahn besuchen und sich sonst in dieser Welt amüsieren, denn tot sein wird er lange genug. Frau Jackie Whites."

Auf Grund dieses Schreibens wird der Farmer zumindest ohne schlechtes Gewissen nach Australien zurückkehren können. Die Frage ist nur, ob es mehrere solcher Frauen gibt . . .

*

Ein frecher Einbruch, über den ganz Newyork Tränen lacht, wurde dieser Tage bei der „General Burglar Company", einer großen Firma, die sich mit dem Verkauf von Alarmvorrichtungen zur Verhütung von Einbrüchen befaßt, in der 146. Straße in Newyork verübt. In den Ausstellungsräumen dieses Unternehmens kann man die modernsten Alarmgeräte zur Bekämpfung von Dieben erwerben, von dem elektrischen Fußbebel für den bedrohten Bankklassierer bis zur Attentatsche die Hilferufe von sich gibt, wenn man sie ihrem Träger entreißt; von verborgenen Klingelknöpfen, die ein Ueberfallener betätigt, bis zu getarnten Sirenen, die Türschlösser und Auslagenfenster vor unerwünschten Eindringlingen sichern. Unbegreiflicherweise vergaß es gerade diese Firma, ihr eigenes Unternehmen mit Hilfe der von ihr hergestellten Alarmeinrichtungen gegen Diebe zu schützen. Vielleicht hielt man die Ware als Diebesbeute nicht geeignet und überlas dabei, daß auch die Tageseinnahmen der „General Burglar Company" einen gewissen Anreiz besaßen. Am Spätnachmittag drangen zwei Banditen in die Geschäftsräume ein und zwangen die fünf weiblichen Angestellten im Kassenraum, die völlig überrumpelt wurden, sich auf Stühle zu setzen, wo sie sie mit Wäscheleinen festbanden. Dann plünderten sie seelenruhig die Kasse aus und verschwanden wieder, nachdem sie die Telephonleitung durchschnitten hatten, ohne daß auch nur eine einzige Alarmglocke ertönte. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

*

Da wir schon einmal in Amerika sind, so lesen wir von einer Sekte erzählen, die sich „Amish" nennt. Die Angehörigen dieser Vereinigung verdammen alle Errungenschaften der Zivilisation. Es wird von ihnen als einen Sünde gewertet, wenn sich jemand des elektrischen Lichts oder des fließenden Wassers bedient. Merkwürdig ist auch das gesellschaftliche Leben unter den jungen Leuten. Wenn ein junger Mann seine Braut treffen will, so muß stets entweder seine Mutter oder seine zukünftige Schwiegermutter dabei sein. Die jungen Leute tragen zu solchen Gelegenheiten Kleider aus Kartoffelsäcken. Den Ringaoffeln ist es streng untersagt, einen Bart zu tragen. Dieser bleibt als ehrender Schmuck den verheirateten Männern vorbehalten.

*

In einem Dorf bei Gommern gab es in der Schulstunde einen lustigen Zwischenfall. Am Lehrer irgend ein dummer Streich, den sich die Schüler heute aufzuhalsen kommen lassen. Eine exemplarische Bestrafung war am Platze, und da der Lehrer außerdem des Einverständnisses des Vaters jenes Jungen sicher war, schickte er sich an, dem Missetäter an der Verlängerung des Rückens das Fell zu gerben. Da geschah etwas unerwartetes. Kaum hatte er den Bengel übers Knie gelegt und die Rechte niederfausen lassen, da gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Ein Pistolenschuß hatte durch den Klassenraum und war ebenso schnell wie der verschwunden, wie er aufgeklammt war. Zunächst allgemeines Entsetzen bei Lehrer und Schülern. Dann aber folgte ein dröhnendes Gelächter. Was war die Ursache? Der Bengel hatte eine Rakete in der Hosentasche gehabt, und die hatte der Lehrer mit seiner strafenden Hand getroffen. Zum Glück kam niemand zu Schaden. Lehrerin möchten wir der lieben Schuljugend die Sache mit der Rakete zur Nachahmung nicht empfehlen.

*

In einem Newyorker Zivilgerichtshof wurde in diesen Tagen das Testament einer Anfang August verstorbenen Dame eröffnet, die ein Vermögen von 10 000 Dollar hinterlassen hatte. Die Hoffnung der nächsten Anverwandten, daß die Summe allein auf sie entfallen würde, erfüllte sich nicht. In einem besonderen Absatz des Testaments wurde Winkie Whisters die Ehre der Verstorbenen, als Erbin von 2 000 Dollar eingesetzt. Für diesen Betrag soll die Katze bis an ihr Lebensende gepflegt und verpflegt werden. Die 2000 Dollar müßte man haben!

Xaver Xanten

8. Fortsetzung

DAS AUGE Indras

Kriminal- und Abenteuerroman

von Erich Karl

„Du hast recht", setzte er nach kurzem Ueberlegen hinzu. „Ein Florettdegen, der ein kurzes Stück hinter dem Griff scharfkantig abbricht, muß eine furchtbare Waffe sein. Mit solch einem Mordwerkzeug könnte mein armer Onkel tatsächlich getötet worden sein!"

„Siehst du, Walter, jetzt bist du bald frei!" rief Erna aufatmend. „Wir haben jetzt so viele Beweise, daß die Polizei dir gewiß nicht mehr mißtrauen wird!"

„Beweise haben wir noch nicht!" gab Walter bedächtig zurück. „Bis jetzt sind es nur einige Vermutungen, die die Polizei vielleicht belächeln wird. Aber wir haben wenigstens eine Hoffnung!"

Und nun besprachen sie, wie sie in den nächsten Tagen vorgehen wollten, um auch die Polizei von Walters Unschuld restlos zu überzeugen.

*

Am nächsten Tage ging Erna über die Friedrichstraße. Sie schritt ziemlich schnell; denn sie hatte sich mit Walter im Tiergarten verabredet.

Plötzlich stand ein Herr vor ihr, so daß sie unwillkürlich den Schritt anhielt.

„Verzeihung!" flüsterte er und lüftete dabei den Hut. „Herr Wehrsdorf sitzt dort im Wagen. Er möchte Sie sprechen. Er bittet Sie, kein Aufsehen zu erregen."

Am Rande des Bürgersteiges hielt ein eleganter Wagen. Ein blonder Herr mit gebräuntem Gesicht saß auf dem hinteren Sitz. Erna trat heran. Der Herr, der sie angesprochen hatte, öffnete zuvorkommend die Tür.

„Das ist ja gar nicht . . ."

Erna konnte den Satz nicht vollenden. Zwei starke Arme zogen sie unwiderstehlich in das Innere des Wagens, während sich eine breite Hand auf ihren Mund legte. Gleichzeitig fuhr der Wagen ab.

Das alles war so schnell vor sich gegangen, daß kein Vorübergehender Argwohn geschöpft hatte.

Erna wollte laut um Hilfe rufen; aber sie brachte keinen Ton heraus. Kurz darauf nahm der Mann zu ihrer Rechten seine Hand von ihrem Munde. Schon wollte sie laut schreien, da wurde ihr ein Tuch um den Kopf gewunden, das mit einer betäubenden Flüssigkeit getränkt war. Einen Augenblick später verlor sie die Besinnung.

*

Zur gleichen Zeit saß Walter Wehrsdorf auf einer Bank im Tiergarten, wo er sich mit Erna verabredet hatte. Diesen öffentlichen Park hielt er für den besten Schutz. Mütter strickten und plauderten dabei neben ihren Kinderwagen. Kleine Jungen gingen mit noch unsicheren Schritten umher.

Erna mußte gleich kommen. Bald würde er ihre schlanke und doch kräftige Figur und ihr freundliches Gesicht sehen. Wenn sie mit ihren gewohnten schnellen Schritten herankam, würde sie lächeln. Er liebte sie so innig und tief. All die weichen Gefühle, die seit seiner frühesten Jugend brachgelegt worden waren, umfingen das blonde Mädchen, das dem Einsamen in seiner Not geholfen hatte.

Mit Sehnsucht sah er den Weg entlang. Der Platz neben ihm auf der Bank war noch leer. Gleich würde sie dort sitzen und mit ihm plaudern.

Aber nach einer Stunde war der Platz immer noch leer. Erna kam sonst immer so pünktlich! Nun, vielleicht eine einfache Verspätung!

Noch zwei Stunden war sie noch nicht da! Allmählich wurde Walter unruhig. Ob Erna vielleicht in der Villa ihrer Verwandten durch irgendein Ereignis festgehalten worden war?

Schließlich konnte er die quälende Ungewißheit nicht länger ertragen. Er stand auf und verließ den Park. Beim nächsten öffentlichen Fernsprecher rief er an.

Frau Linholt war am Apparat.

„Nein", antwortete sie auf Walters Frage. „Meine Nichte ist nicht hier. Sie ist bereits vor vier Stunden fortgegangen. Von wem darf ich etwas bestellen?"

Hastig hängte Walter den Hörer an. Jetzt war es klar. Erna war etwas zugestoßen.

Sofort erinnerte er sich an das, was sie gestern von Luermann gesagt hatte. Gewiß hatte der Detektiv sie irgendwohin gelockt und hielt sie fest, um vielleicht mit Gewalt aus ihr herauszubekommen, wo sich der angebliche Mörder versteckt hielt.

Bei diesem Gedanken packte ihn eine maßlose Wut. Er zweifelte nicht mehr daran, daß Erna in den Händen Luermanns war.

Das sollte dem Detektiv teuer zu stehen kommen!

Walter war sich klar darüber, daß er sich in die größte Gefahr begab; aber der Gedanke an Erna ließ kein Bedenken aufkommen. Mit der nächsten Bahn fuhr er zur Leipziger Straße.

Mit einer nicht so blindlings losgestürmt, dann hätte er gemerkt, wie ein Mann, der scheinbar müßig vor dem Hause auf und ab schlenderte, plötzlich im Eingang verschwand und die Treppen hinaufeilte.

Als Walter schwer atmend vor der Tür des Detektivbüros stand, dachte er erst daran, daß er ohne Waffen war. Wie wollte er Erna befreien, wenn seine Feinde in der Ueberzahl waren?

Doch langes Zögern erschien ihm jetzt zwecklos. Entschlossen packte er den Türgriff und drückte ihn nieder. Ohne Widerstand öffnete sich die Tür.

Mit einem raschen Schritt trat er in die Mitte des Raumes. Die Tür zum nächsten Zimmer war weit offen. Dort stand Erna, die er suchte, und streckte ihm die Arme entgegen.

Er machte einen Schritt auf sie zu. Im nächsten Augenblick wurde die Tür zugeschlagen, zugleich erhielt er einen furchtbaren Schlag auf den Kopf. Ein Angestellter Luermanns warf sich auf Walter, der am Boden lag und sich nicht rührte. Er wühlte in seinen Taschen, anscheinend suchte er nach Waffen. Bromberger beugte sich über ihn, seine Mehrladepistole schußfertig in der Hand.

Luermann hatte in seinem Arbeitszimmer ruhig abgewartet. Er wandte sich nun mit einem liebenswürdigen Lächeln an Erna.

„Sie sehen, Fräulein Linholt, es ist uns gelungen! Ich muß Ihnen ein Kompliment machen. Ihre Anziehungskraft ist anscheinend unwiderstehlich. Wehrsdorf hat kaum geahnt, daß Sie hier wären, und schon kommt er her, obwohl er allen Grund hätte, mich zu meiden.

Und nun möchte ich Ihnen noch danken für den unschätzbaren Dienst, den Sie mir erwiesen haben. Ich muß Sie außerdem um Entschuldigung bitten für die etwas dringende Art, in der wir Sie zu uns einluden."

Luermann hatte bis jetzt einschmeichelnd und glatt, wenn auch voller Ironie, gesprochen; seine Stimme wurde nun hart und höhnisch.

„In diesem Gefühl der Dankbarkeit gegen Sie gebe ich Ihnen einen guten Rat! Empfehlen Sie sich schnellstens! Lassen Sie sich niemals wieder hier sehen. Erzählen Sie überhaupt niemand, daß Sie jemals hiergewesen sind! Das ist die beste Art für Sie, über dieses fatale Kapitel Ihres Lebens hinwegzukommen . . . Wenn Sie diesen Rat nicht befolgen wollen", so fuhr er mit drohender Stimme fort, „dann habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß Sie hier warten. Ich werde nämlich gleich die Polizei anrufen und mitteilen, daß ich den gesuchten Mörder Wehrsdorf festhalte. Wenn dann die Beamten kommen, um ihn zu verhaften, können Sie sich gleich dazu festnehmen lassen; denn ich werde dann erklären, daß Sie die Flucht des Verbrechers begünstigt hatten!"

Erna war blaß geworden. Noch vor einigen Stunden hatte sie fest an den baldigen Sieg geglaubt, und nun schien alles verloren. Sie ballte die Fäuste!

„Sie sind ein gemeiner Schuft!" schrie sie Luermann an.

Der Detektiv lächelte.

„Diese schmeichelhafte Bezeichnung bringt mich zu der Ueberzeugung, daß Sie es vorziehen, die Gastfreiheit meiner Räume in Anspruch zu nehmen."

Er ging zur Tür und öffnete sie.

„Sie können sich hier den netten jungen Mann noch einmal ansehen, ehe er abgeholt wird. Sehen Sie, wie er etwas steif auf dem Fußboden liegt! Ein hoffnungsloser Fall, von dem Sie am besten Ihre zarten Finger lassen! Sie können sich übrigens beruhigen! Ganz so hart wie hier liegt er im Untersuchungsgefängnis nicht!"

Luermann wandte sich um, hob den Hörer des Telefons ab und drehte die Nummernscheibe.

Bromberger reichte dem Angestellten ein Paar Handfesseln.

Dieser Augenblick genügte für Walter Wehrsdorf. Der Schlag auf den Kopf hatte ihn wohl für kurze Zeit betäubt; aber seine kräftige Natur hatte sich bald durchgesetzt. Er hatte genau gehört, was um ihn vorging. Durch einen schmalen Spalt der Augenlider beobachtete er seine Gegner. Er lag immer noch scheinbar bewußtlos auf dem Boden; dabei überlegte er angestrengt, wie er Erna und sich aus der Hand dieser Schurken befreien könnte. Jetzt war die Gelegenheit da!

Blitzschnell versetzte er Bromberger einen heftigen Kinnhaken, daß die langen, gelben Zähne hart aufeinanderschlugen und der hagere Körper zusammensackte. Sofort ergriff er die Mehrladepistole und hielt sie seinen überraschten Feinden entgegen.

„Komm, Erna!" sagte er lächelnd. „Die Herren haben nicht gedacht, daß mein Kopf so hart wäre. Wir wollen jetzt gehen und auf den Schreck einen guten Kaffee trinken. Die braven Leute wollen gewiß auch ihren lieben Herrn Bromberger pflegen, der mit einigen Zahnschmerzen aufwachen wird!"

Erna Linholt eilte mit wenigen Schritten an Walters Seite. Während Walter die Gegner mit der Pistole in Schach hielt, öffnete sie die Tür, zog den Schlüssel heraus und steckte ihn von der Außenseite wieder ins Schloß.

Mit einem Sprung waren Walter und Erna draußen. Luermann und sein Angestellter warfen sich sofort gegen die Tür. Es nützte ihnen nichts; denn Walter hatte schnell den Schlüssel umgedreht und abgezogen.

„Die werden einige Zeit brauchen, bis sie das Schloß geöffnet haben", meinte Walter. „Immerhin können wir uns beeilen."

*

Eine halbe Stunde später saßen Erna und Walter in einer lauschigen Ecke eines großen Restaurants. Sie mußten sich erst aussprechen, um die Aufregungen der letzten Stunden zu überwinden.

„Ich war vor Schrecken starr, als ich hörte, wie du hart auf den Boden schlugst!" gestand Erna. Als dann Luermann die Polizei holen wollte, hielt ich alles für verloren."

„Es war aber auch eine unüberlegte Dummheit von mir, so einfach in das Büro zu stürmen!" erklärte Walter. „Ich hätte mir denken können, daß deine Gefangennahme mich nur anlocken sollte, damit sie mich fassen könnten. Beinahe hätte Luermann die sinfundzwanzigtausend Mark einstecken können, die meine Tante gewissermaßen auf meinen Kopf gesetzt hat."

„Ich hatte schon gemerkt, daß du wieder bei Besinnung warst", versicherte Erna. „Während Luermann und die beiden andern siegessicher triumphierten, sah ich voller Angst auf dich. Ich bemerkte sofort, wie du vorsichtig die Augenlider zu einem schmalen Spalt öffnetest."

„Ich mußte doch den günstigsten Augenblick für den Angriff abwarten. Es war übrigens höchste Zeit; denn sie wollten mir gerade Handfesseln anlegen."

„Sieh mal nach, ob sie dir nichts abgenommen haben!" riet Erna. „Ich glaube, daß sie vorhatten, dir die Taschen zu durchsuchen. Ich hörte, wie sie davon sprachen."

Walter faßte mechanisch nach seiner Brieftasche.

„Nein", erklärte er, „meine Brieftasche ist noch da. Ich habe das Geld und den Ausweis darin."

Mit diesen Worten öffnete er sie und sah überrascht Erna an.

„Nanu!" entfuhr es ihm. „Sieh mal an! Ein Tausendmarkschein! Anständige Leute, diese Detektive! Schlagen mich nieder und geben als Schmerzensgeld diskret einen Tausendmarkschein!"

Erna nahm den Geldschein mißtrauisch in die Hand und betrachtete ihn einzehend.

„Er scheint tatsächlich echt zu sein!" erklärte sie schließlich. „Aber — ich habe eine Idee! Hier in meiner Handtasche habe ich ein Verzeichnis mit den Nummern der Tausendmarkscheine, die bei deinem Onkel geraubt wurden. Siehst du? Hier! Dies ist wirklich einer aus der Beute des Raubmörders!"

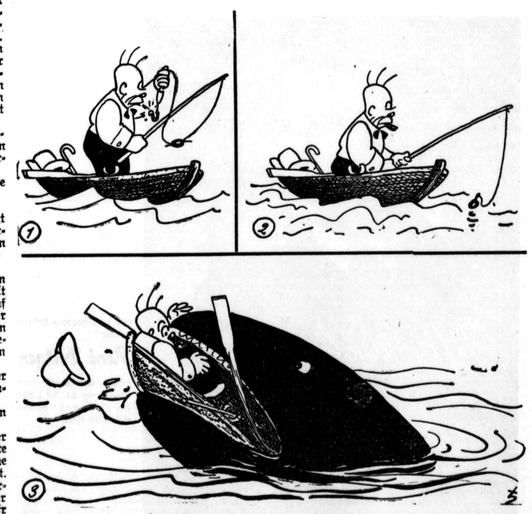
„Ich verstehe!" erwiderte Walter lebhaft. „Die Polizei sollte mich verhaften und dabei den Geldschein in meiner Tasche finden. Es ist wohl möglich, daß dieser scheinbare Beweis zu einer Verurteilung gereicht hätte. Das sind ja ganz raffinierte Kerle!"

Er griff in eine der Seitentaschen seines Rockes und holte ein Ohrgehänge mit einem kleinen Saphir heraus.

„Ein weiteres Geschenk des Herrn Luermann!"

„Das kenne ich genau wieder!" erklärte Erna lebhaft. „Es ist ein Schmuckstück, das dein Onkel von seiner verbängnisvollen Reise mitgebracht hat. Eine Abbildung ist bereits allen Juwelieren zugesandt worden, um sie vor einem Ankauf zu warnen. Alles sollte dich als Raubmörder hinstellen. Aber Luermann hat sich geirrt. Jetzt haben wir die Beweise für seine Schuld in der Hand! Jetzt gleich zur Polizei!"

„Halt! Nicht so übereilt!" wornte Walter bedächtig. „Für uns sind die Beweise von Luermanns Schuld klar und überzeugend. Aber die Polizei! Meinst du, die würde mir ohne weiteres glauben, wenn ich behauptete, Luermann hätte mir diese Dinge in die Tasche gesteckt? Denke daran, daß ich der Langgesuchte bin, in aller Oeffentlichkeit des Raubmordes an meinem Onkel dringend verdächtigt! Wenn ich zur Polizei gehe, wird man dort wahrscheinlich zuerst überrascht sein, dann aber annehmen, ich wäre es einfach milde, noch länger in Verstecken zu hausen. Meine Erzählung wird man vielleicht belächeln. Wenn ich Glück habe, erhält Luermann eine Vorladung. Er wird dann be-



Ahnungsloser Angler...

fragt werden und natürlich alles ableugnen. Wenn diese Werkzeuge bei Luermann gefunden würden, dann wären sie ein Beweis gegen ihn. Jetzt, wo ich sie in meinen Taschen habe, sind sie immer noch eine Anklage gegen mich!"

„Ich hatte mich schon so gefreut, daß unser Kampf siegreich beendet wäre!" stellte Erna betrübt fest. „Und nun stehen wir immer noch vor Schwierigkeiten. Aber du hast recht. Es ist wahrscheinlich noch zu früh."

„Ich hab's!" rief er. „Ich muß noch einmal zu Luermann und mir einen klaren Beweis für seine Schuld verschaffen! Und du, Erna, lädst die Polizei gleich dazu ein!"

*

Als die drohende Mündung der Pistole im Türspalt verschwand, hatten sich Luermann und sein Angestellter voller Wut gegen die Tür geworfen. Aber es war zu spät. Die Tür ging ja nach innen auf, was sie in ihrer Erregung nicht beachtet hatten, so daß sie nur mit um so größerer Wucht zuknallte. Gleich darauf drehte sich der Schlüssel von außen.

„Gefangen in unseren eigenen Räumen!" knirschte Luermann voller Haß. „Diese unverschämte Kanaille!"

Der Angestellte hämmerte aufgeregt gegen die starke Tür.

„Aufhören!" schrie Luermann ihn an. „Das ist ja sinnlos! Dadurch werden unnötigerweise die Leute alarmiert!"

Von dem Lärm erwachte Bromberger, den Walters Kinnhaken für eine Minute ins Land der Träume versetzt hatte. Verblüfft sah er sich im Zimmer um.

„Was ist los?" fragte er. Doch da besann er sich plötzlich auf die Vorgänge.

„Nachsehen, ob der Schlüssel von außen noch steckt!" riet er. „Dann könnten wir uns schon helfen!"

„Nein, den haben sie abgezogen!" meldete der Angestellte. „Das ist tatsächlich dumm!" murrte Bromberger. „Doch halt, wir haben ja noch eine zweiten Schlüssel im Schreibtisch!" Er stand ächzend auf und wühlte in den Schüben. Einige Augenblicke später hielt er triumphierend den Schlüssel in der Hand. Die Tür wurde geöffnet.

„Czech, verfolgen Sie, die Flüchtigen einzuholen!" ordnete Bromberger an. „Wenn Sie eine Spur gefunden haben, rufen Sie sofort an. Wenn Sie nach einer Stunde noch nichts gesehen haben, kommen Sie zurück!"

„Warum hast du Czech fortgeschickt?" fragte Luermann, als der Angestellte gegangen war. „Eine Verfolgung hat doch so keinen Zweck mehr."

„Das weiß ich!" erklärte Bromberger. „Aber ich wollte den Mann los sein; denn wir müssen jetzt klar überlegen, was zu tun ist. Diesen Wehrsdorf müssen wir fahren lassen, so gern ich meine Rache für den Hinterhalt gehabt hätte. Aber wenn der jetzt den Spieß umdreht, geht es uns mies. Da ja alles bereit ist, bin ich für schnellsten Aufbruch."

„Du hast recht, Brom!" antwortete Luermann überlegend. „Der Wagen ist bereits verkauft. Die Möbel sind gegen Kredite verpfändet. Wir haben alles durch deine gewichtige Gewandtheit in Gold und Auslandspapieren angelegt. Das Flugzeug steht startbereit. Betriebstoff können wir am Flugplatz bekommen. Nur noch die verflixten Flugpapiere fehlen! Die Prüfung habe ich gestern bestanden; aber den Führerschein habe ich noch nicht. Die Polizei arbeitet mir zu langsam."

„Sofort anrufen!" riet Bromberger. Luermann verlangte die Paßabteilung, als das Polizeipräsidium sich meldete.

„Hier Luermann! Zwar bin der Detektiv Luermann! Ich brauche dringend meinen Führerschein für Privatflugzeuge. Ich werde außerordentlich geschädigt, wenn die Ausfertigung des Scheines verzögert wird. Wie? Sie müssen erst noch meine Führung und meine Unbescholtenheit nachprüfen? Das ist ja . . . Das dürfte denn doch bei mir feststehen! . . . Unbedingte Vorschrift? Mann kann ich den Schein denn haben? Nicht vor morgen früh? Gut, ich werde ihn dann abholen!"

Aeußerlich schlug Luermann den Hörer auf die Gabel.

„Verdammte Geschichte! Nichts zu machen vor morgen früh! Ob wir bis dahin warten?"

„Auf keinen Fall!" erklärte Bromberger bestimmt. „Morgen ist es zu spät. Wir müssen dann eben ohne das Barierchen fliegen, und zwar heute nacht! Du hast den Schlüssel zum Schuppen. Die Polizei wird nichts merken, und wenn sie etwas merkt, dann kann sie uns in der Nacht nicht verfolgen. Bei einer Geschwindigkeit von nur zweihundert Stundenkilometern sind wir vor Tagesanbruch längst in Frankreich. Wir müssen im Morgennebel auf einer abseits gelegenen Wiese landen und dann schnell mit den Goldkisten und den Wertpapieren einen kleinen Bahnhof erreichen. Wir fahren dann nach Paris und bringen unsere Sachen zunerst in Sicherheit. Was weiter zu tun ist, weiß ich noch nicht. Ich habe Freunde in Paris, die uns bestimmt weiterhelfen!"

„Das Flugzeug müssen wir dann leider endgültig im Stich lassen", meinte Luermann bedauernd. „Das ärgert mich. Jetzt tut es mir auch leid, daß wir nicht alles in Auslandspapieren angelegt haben. Das wird eine hölliche Schlepperei werden mit den neunzig Kilogramm Gold in den Kisten. Wenn es nicht anders zu machen ist, werden wir das Gold in der Nähe des Landungsplatzes einstweilen vergraben und nach einiger Zeit abholen."

„Gut, so wird es gehen. Ich werde gleich mit Czech die Kisten in einem Mietwagen zum Flugzeug bringen und dort verstauen. Du kannst inzwischen hier alles durchsehen, daß nichts zurückbleibt, was uns belastet oder irgendwie wertvoll ist. Wenn ich auf dem Flugplatz fertig bin, rufe ich an. Es wird allerdings 10 Uhr darüber werden."

*

Am Nachmittag hielt Kriminaloberinspektor Seifert mit den beiden Inspektoren Ebersbach und Brandis eine Beratung ab.

„Wir sitzen mit all unseren Nachforschungen auf dem Trocknen!" stellt Brandis mißmutig fest. „Erst der rätselhafte Mord an dem Forscher Fehrmann mit dem Raub des koltbaren Diamanten! Dann die Entführung der kleinen Hilde Linbolt! Gewiß, im ersten Falle hat sich herausgestellt, daß Walter Wehrsdorf, der Neffe des Forschers, der Mörder war. Aber wir haben ihn nicht! Im zweiten Falle ist das Kind aus den Händen der Entführer befreit und wohlbehalten den Eltern zurückgegeben worden. Aber wir haben den Verbrecher nicht! Und gerade das ist unsere wichtigste Aufgabe! Was nützt es uns, wenn der Tatbestand aufgeklärt ist oder wenn das Schlimmste eines solchen Verbrechens glücklicherweise abgewendet werden konnte? Das oberste Ziel muß für uns immer sein, den Verbrecher, den Schädling am Volke, unschädlic zu machen! Und das ist uns in beiden Fällen noch nicht gelungen!"

„Jawohl", bestätigte Ebersbach, „das ist uns nicht gelungen. Aber was wollen wir tun? An der Mordsache Fehrmann warten wir am besten ab, bis sich dieser Wehrsdorf in den Maschen unserer Netze fängt. Das wird wohl bald einmal der Fall sein. In der Sache der Kindesentführung müßten wir noch einmal alle Punkte durchgehen. Vielleicht finden wir doch noch einen Weg, der zum Verbrecher führt."

Ein Beamter trat ein.

„Der Detektiv Luermann hat die Prüfung zur Führung eines Privatflugzeuges abgelegt und beantragt nun Aushändigung der Papiere. Bestehen polizeilich irgendwelche Bedenken gegen die Person des Antragstellers?"

Seifert sah ärgerlich auf.

„Jetzt will sich der Mensch auch noch ein Flugzeug leisten? Das ist ja allerhand! Ich gestehe offen, ich mag ihn nicht! Aber dienstlich kann ich keinerlei Bedenken gegen ihn geltend machen."

Inspektor Brandis, der ja erst vor kurzem der Berliner Kriminalpolizei zugeteilt worden war, röntgerte sich verlegen und erklärte mit rotem Kopf:

„Ich habe mal über diese beiden Fälle nachgedacht. Wie Sie, Herr Oberinspektor, erwähnten, haben wir in beiden Fällen den Verbrecher nicht erfaßt. Es sind aber noch zwei Fälle, bei denen die Aufklärung auf halbem Wege steckengeblieben ist. Ich meine den Juwelenraub bei Jenssen und die Ermordung der Witwe des Großindustriellen Harding."

Seifert runzelte die Stirn. Er liebte es nicht, an seine Mißerfolge erinnert zu werden.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich möchte diese vier Verbrechen einmal aneinanderreihen, und zwar auf die einfachste Formel gebracht.

Erstens: Juwelenraub bei Jenssen. Diebesbeute im Werte von 300 000 Mark, schwer verkäuflich, da jedes wertvolle Stück genau beschrieben. Erst als die Gebrüder Jenssen eine Belohnung von 25 Prozent des Wertes anbieten, bringt Luermann die gesamte Beute, die er den Verbrechern entrissen hat, und streicht 75 000 Mark ein. Verbrecher entkommen.

Zweitens: Die Witwe des Großindustriellen Harding wird ermordet. Dem Mörder fallen etwa 80 000 Mark in die Hände. Als ein junger Mann verdächtigt wird, weist Luermann gegen beträchtliche Belohnung dessen Unschuld nach. Der Verbrecher ist entkommen.

Drittens: Der Forscher Fehrmann wird ermordet, zugleich werden ein unersetzbarer wertvoller Diamant und viele andere Wertstücke geraubt. Als eine hohe Belohnung für die Aufklärung ausgesetzt wird, erhält Luermann eine anonyme Mitteilung, daß der Neffe des Ermordeten den Raub in seiner Wohnung versteckt hatte. Wäre der Verdächtige nicht entflohen, so hätte Luermann vielleicht die hohe Belohnung einstecken können. Diese Sache scheint nicht ganz gelungen zu sein."

„Und viertens!" unterbrach Oberinspektor Seifert triumphierend. „Das Töchterchen des reichen Großindustriellen Linbolt wird entführt! Als der geängstigte Vater für die Wiederbringung des Kindes eine hohe Belohnung aussetzt, bringt Luermann es lächelnd zurück, erzählt eine tolle Geschichte und empfängt einen Scheck auf 30 000 Mark. Die Verbrecher aber sind entkommen! So meinten Sie es doch!"

„Ganz recht!" verletzte Brandis mit hochrotem Gesicht. „Ich denke, wir haben jetzt nicht mehr mit den Fällen Jenssen-Harding-Fehrmann-Linbolt zu tun, wir haben ganz einfach den Fall Luermann!"

Inspektor Ebersbach wiegte bedächtig den Kopf.

„Diese Schlüsse sind mir so überraschend, so ungeheuerlich, daß ich etwas zweifle. Ich möchte zu bedenken geben —"

Ein Beamter meldete:

„Eine Dame bittet, den Herrn Oberinspektor sprechen zu dürfen."

„Ich habe jetzt tatsächlich keine Zeit!" erwiderte Seifert ärgerlich. „Um was handelt es sich denn?"

„Es ist Fräulein Linbolt. Mordsache Fehrmann."

Seifert sah verwundert auf. „Sofort hereinführen!" befahl er. Gleich darauf trat Erna ein. Seifert bot ihr galant einen Stuhl an.

„Was führt Sie zu mir?" fragte er. „Haben Sie eine Aussage zu machen?"

Statt aller Antwort legte sie den Tausendmarkschein und das Ohrgehänge mit dem Saphir auf den Tisch.

Seifert sah kurz darauf und fragte dann verwundert:

„Was bedeutet das? Woher ist das?"

Brandis hatte inzwischen ein Aktenstück vorgenommen, kurz darin geblättert, und erklärte nun:

„Geraubt aus dem Geldschrank des ermordeten Forschers Fehrmann!"

„Wer hat Ihnen das gegeben?" fragte Seifert. Er war vor Erregung aufgesprungen.

Erna blieb vollkommen ruhig.

„Gegeben hat es mir Herr Walter Wehrsdorf, der Neffe des Ermordeten, mein Verlobter! Aber —"

„Wehrsdorf?" rief Seifert aufgeregt. „Endlich eine Spur! Sie haben ihn heute gesehen?"

„Ich bin seine Verlobte und verweigere darum einstweilen darüber die Aussage." Erna sprach klar und überlegt. „Ich habe jedoch eine andere wichtige Mitteilung zu machen."

„Sie wollen von Luermann sprechen?" warf Brandis ein.

„Sie wissen bereits?" fragte Erna erstaunt. „Mir wissen noch nichts!" gab Seifert zu. „Aber wir ahnen etwas! Bitte, sprechen Sie!"

*

Gegen sieben Uhr betrat Walter Wehrsdorf die Zelle eines öffentlichen Fernsprechers. Er wählte die Nummer Luermanns.

„Sind Sie am Apparat, Herr Luermann?" fragte er mit verstellter Stimme.

„Ja, hier Luermann selbst!"

„Herr Luermann, ein Geschäftsfreund hat mir im Vertrauen erzählt, daß Sie schwierigste Dinge gedreht und diskret erledigt haben. Ich möchte sie nun fragen, ob Sie nicht auch für mich solche Sache gefällig arrangieren würden. Es käme mir dabei auf ein paar Tausender für Sie nicht an."

„Gewiß!" erwiderte Luermann. „Kommen Sie doch in den nächsten Tagen gelegentlich in meine Büroräume. Wir können dann in Muße verhandeln." Man merkte es der Stimme des Detektivs an, daß er den unerwünschten Anrufer los werden wollte.

„Ich danke Ihnen für ihre Freundlichkeit", erklärte der Anrufer. „Allerdings ist meine Sache sehr eilig. Ich kann Ihnen das unmöglich hier am Draht auseinandersetzen. Es handelt sich um eine gewisse Transaktion, die mit meinem Geschäft zusammenhängt. Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie mich gleich empfangen würden."

Luermann war ratlos. Er verspürte nicht die geringste Lust, noch so kurz vor seiner Flucht diesen Besucher zu empfangen. Doch er wollte nicht schroff werden, das konnte Aufsehen erregen.

„Vielleicht genügt es Ihnen, wenn ich Ihnen morgen zur Verfügung stehe. Ich möchte Sie gern jetzt noch zu mir bitten, aber ich bin allein und habe noch zu arbeiten."

„Ah, das trifft sich gut! Ich möchte meine Sache gern diskret behandelt wissen. Also, wenn Sie erlauben, bin ich um 9 Uhr bei Ihnen. Ich bringe die fraglichen Sachen gleich mit."

Luermann überlegte. Gewiß hatte dieser Anrufer irgendwelche Wertpapiere, die nicht ganz stubenrein waren. Das war vielleicht noch ein hübsches Geschäft zum Schluß, wahrscheinlich Devisen, die noch ganz gut mitzunehmen waren. Bromberger würde sicherlich erst kurz vor zehn Uhr fertig sein.

„Also gut!" erklärte er seufzend. „Ich erwarte Sie um 9 Uhr!"

*

Kurz vor 9 Uhr schlich Walter Wehrsdorf die Treppen des großen Bürohauses hinauf. Die langen Flure lagen nach Schluß der Bürogeit im Halbdunkel. Alles war still.

Im dritten Stockwerk blieb er vor Luermanns Tür stehen. Längere Zeit horchte er. Anfangs hörte er nichts, doch bald glaubte er, ganz schwach das Geräusch eines gleichmäßigen Schritts zu vernehmen.

Walter warf einen prüfenden Blick auf seine Uhr. „Jetzt ist es Zeit!" flüsterte er lautlos vor sich hin. Seine rechte Hand faßte die Pistole. Dann klopfte er entschlossen an.

Er hörte, wie von innen jemand auf die Tür zuschritt. Gleich darauf erschien Luermanns Kopf mit einem verbindlichen Lächeln in der Oeffnung.

Walter hatte im Halbdunkel gestanden. Schnell trat er vor und stieß den Detektiv zurück. Die Mündung der Pistole hielt er ihm drohend ins Gesicht.

Luermann hatte instinktiv die Hände erhoben.

„Guten Abend, Luermann!" rief Walter ihm fröhlich zu. Mit meinem Besuch haben Sie heute abend wohl nicht mehr gerechnet. Wir dürfen uns wohl zu Ihrem Arbeitszimmer begeben. Nein, bitte nicht umwenden! Immer schön von Angesicht zu Angesicht! Es wäre unhöflich, einem Besucher Ihren Rücken zuzuwenden, auch man sich er schöner ist als Ihr Verbrechergesicht!"

„Was wollen Sie von mir?" rief Luermann. Seine Stimme war heiser vor Wut. „Das ist Hausfriedensbruch! Sie könnten froh sein, daß Sie heute nachmittag entwischt sind! Ich finde es unverschämt, daß Sie sich hier noch blicken lassen."

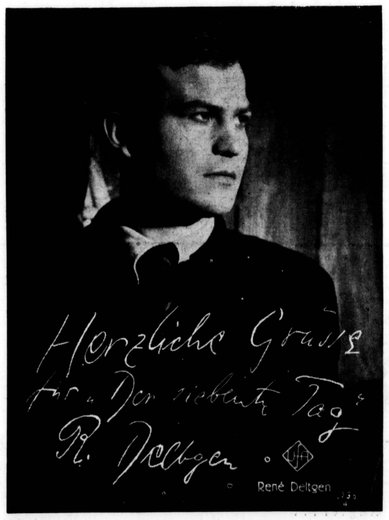
„Etwas manierlich, Luermann, wenn ich bitten darf! Die Rollen sind jetzt vertauscht. Setzen Sie sich in diesen Sessel, dort vor dem Tisch! Rühren Sie sich nicht! Diese Pistole geht leicht los. Sie hat sechs Patronen im Magazin und eine im Lauf. Eine einzige Bewegung, die mir nicht gefällt, und ich schicke Ihnen die ganze Ladung in den Leib!"

Walter durchsuchte den Detektiv, der immer noch die Hände erhoben hielt. Nein, keine Waffen!

Er hatte ihn!

Von der Straße her ertönte ein langgezogener Pfiff. Walter lächelte zufrieden.

(Schluß folgt)



Der sehr begabte Schauspieler

René Deltgen

schickte aus der Ufa-Stadt Babelsberg an die Leser des „7. Tages" nebenstehenden Gruß

Welt der Frau

„Konrad" - sprach die Frau Mama ...

Der Struwelpeter und das heutige Kind
Ein Kinderbuch über seine Zeit hinaus?

Vor rund 90 Jahren erschien der „Struwwelpeter" zum erstenmal im Druck und fand sofort und ganz unerwartet eine ganz ungeheure Verbreitung. Es wurde das Kinderbuch, dem die Kinder aller Welt anzubeten und das sie nebenbei auch wohl bis auf den heutigen Tag nicht gefunden hat. Nach den gewaltigen Umwälzungen, die das Gesicht der Welt im Laufe von 90 Jahren verändert haben, und nachdem die Erziehung ganz neue Wege eingeschlagen hat, mag mancher sich die Frage stellen: Was hat der „Struwwelpeter" dem heutigen Kind zu sagen? Ist er nur noch zu werten als wichtiges zeitgenössisches Kulturdokument — oder ist er noch quicklebendig, wie anzeit der Frankfurter Nationalversammlung (die in die Geburtszeit des „Struwwelpeter" fiel).

Der Doktor malt eine Bildergeschichte

Es ist notwendig, sich die Entstehungsgeschichte des „Struwwelpeter" ins Gedächtnis zurückzurufen. Der junge Dr. med. Heinrich Hoffmann (geb. 1809), der in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main mit vieler Mühe eine kleine Praxis aufrecht erhielt, befand sich um die Weihnachtszeit 1844 in arger Verlegenheit. Nicht, daß ihn Existenzsorgen direkt bedrückten, aber das älteste seiner Kinder stand im vierten Lebensjahr und begann mit offenen Augen in das Leben zu blicken, soweit es sich in der Familie abspielte. Und für dieses Knäblein suchte Dr. Heinrich Hoffmann nach einem geeigneten Kinderbuch. Er fand nichts Kindhaftes, nur Bücher voll trockner Lehrhaftigkeit, mit entsprechenden Bildern, die sich wohl Kinderbücher nannten, sich aber ganz und gar nicht für Kinder dieses Alters eigneten. Der unglückliche Vater sah ein, daß er auch nichts Geeignetes finden würde, wenn er sämtliche Buchläden in der ganzen Welt durchstöberte. Also setzte er sich abends in seinen Wußestunden hin und begann nach eigenen Vorstellungen ein Kinderbuch zu malen und zu dichten. Er wußte, es mußte etwas aus dem Leben sein, das dem jugendlichen Geist bannte. Sprache, Reim, Bringen und die Handlung des Märchens durften noch nicht darin vorkommen, dafür mußte die wirkliche Umgebung des Kindes eine Rolle spielen. Hoffmann hatte in seiner Praxis schon oft genug den guten Onkel Doktor gespielt, hatte die kleinen Folgen böser Streiche wieder aut machen müssen, und natürlich war ihm sogar ein kleiner Patient vorgekommen, dem ein Hund eine böse Wunde beigebracht hatte. Und fiel dem Doktor ein, als er sich hinsetzte, um sein Kinderbuch zu schreiben. Und so entstand wohl auch erstes „die Geschichte vom bösen Friederich". Das war der Junge, der alle Tiere neckte, den Raben nachstellte, die Hunde schlug und den Katzen die Beine ausriß: „Der Friederich, der Friederich das war ein arger Wüterich . . ." Der Doktor malte und dichtete, so gut er es eben verstand, denn er wollte ja beileibe kein Kunstwerk schaffen. Dann kam ihm die geblagte Mutter in den Sinn, die mit ihrem Sprößling zu ihm gekommen war, um den durch das arge Daumenlutschen stark verunstalteten Finger heilen zu lassen. Darüber schrieb der Dr. Hoffmann die Geschichte von dem Daumenlutscher: „Konrad, sprach die Frau Mama, — ich geh' aus und Du bleibst da". Nach und nach kam die kleine Reihe der gereimten Bildergeschichten zustande, die — das muß man sich immer vor Augen halten — zum größten Teil dem Erlebniskreis des Kinderarztes ihr Entstehen verdanken. Nie hätte der Dr. Hoffmann gedacht, daß dieses bunte Heft, von ihm selbst gezeichnet, die Vorlage zum Erstdruck des „Struwwelpeter" sein würde, der sortan in unzähliges zeitgenössisches Kulturdokument — oder ist er noch quicklebendig, wie anzeit der Frankfurter Nationalversammlung (die in die Geburtszeit des „Struwwelpeter" fiel).

Erinnerungen und Gegenwart

Die Eltern, die heute ihrem Kinde, in der Erinnerung an eigene Freuden, den „Struwwelpeter" zum Geschenk machen, mögen oft staunen, wenn sie das Buch nach langer Zeit wieder zu Gesicht bekommen. Es mag ihnen heute erscheinen, daß die kleinen Unarten der Kinder in jener Zeit einfter bürgerlicher Erziehung (für unsere heutigen Begriffe) etwas zu tragisch genommen werden, es erscheint ihnen etwas auf die Spitze getrieben, daß das arme Paulinchen gleich lichterloh verbrennen muß, weil es ein paar Zündhölzchen in Abwesenheit der Eltern zum Entflammen bringt. Zu jener Zeit aber waren Zündhölzchen noch etwas Besonderes und der Umgang mit ihnen tatsächlich viel gefährlicher, als er bei den heutigen Streichhölzern der Fall ist. Das trübe Schicksal des Daumenlutscherbuds, dem der Schneider mit der Schere' zur Strafe die Daumen abschneidet, wird den kleinen Buben von heute nicht allzu sehr erschüttern. Ebensowenig die traurige Tatsache, daß der Suppenkaspar, der einst „ein dicker Bub' und kugelrund" war, sterben muß, weil er ganz und gar keine Suppe essen mochte. Die Zappelphilipp-Geschichte wird den kleinen Jungen von heute vor allem erheitern. Und der „fliegende Robert" wird seinem technischen Verständnis in der Zeit der Flugzeuge doch etwas seltsam erscheinen. Die heutige Jugenderziehung drängt zur Abhärtung des jungen Körpers, aber der gute Dr. med. Hoffmann saß, daß Mädchen oder Buben hübsch daheim in ihren Stuben" — zu bleiben haben, wenn es draußen regnet und stürmt. Daß der Robert nun gar, der vorsichtigerweise mit dem Regenschirm ausgegangen ist, durch den Sturm davongetragen wird, glaubt heute auch nicht der kleinste Junge. All diese hübschen und wunderschönen Geschichten, die der Dr. Hoffmann in seinem Buch erzählt, entwickeln sich eben am Schluß zu einer Katastrophe — sie müssen es, weil die Kinder früherer Jahrzehnte sonst nicht verstanden hätten, warum sie Fliegen oder jenes nicht tun sollten. Das Kind der heutigen Zeit zieht von selbst seine Grenzen — ohne den „Struwwelpeter" deshalb zu verachten. Es bleibt alles, liebe Kinderbuch, von dem Dr. Hoffmann, der im September 1894 die Augen schloß, schmunzelnd behauptete: „Die bösen Buben sind weiter herumgekommen als ich: in ganz Europa sind sie heimisch geworden, ich habe gehört, daß man ihnen in Nord- und Südamerika, am Kap der Guten Hoffnung, in Indien und Australien begegnet ist. Sie haben allerlei Streichen gelernt, die ich selbst nicht verstehe . . ."

Parade der Suppentöpfe

Jedes Land hat besondere Suppe

Jedes Land hat seine National-Suppe und im lieben Deutschland sogar fast jede Gegend. Haben Sie schon einmal Hamburger Aal-Suppe gegessen? Nein? Nun, dann wird es die höchste Zeit, daß Sie diese berühmte Suppe kennen lernen. Sie besteht aus Fleischbrühe, Birnenstrichen, Portulak, Selerie, Sauerampfer, Majoran, Salbei, Peterssilie, Schoten, Butter, Mehlklößchen und Aalstücken. Es soll Leute geben, die ihretwegen eigens eine Reise nach Hamburg gemacht haben.

Auch die Elsässische Sauerkrautsuppe ist es wert, daß man sie einmal kostet, wenn sie auch bedeutend einfacher ist als ihre Hamburger Kollegin: Sauerkraut, gekochtes Räucherfleisch, Knoblauch als Gewürz und Apfelscheiben sind ihre derben Anteil.

Nun wollen wir einmal probieren, wie die berühmte Gulyas-Suppe unserer ungarischen Freunde schmeckt. Einen weiten Weg über die Puszta haben wir hinter uns und nun lockt uns in der Csardas ein echtes ungarisches Gulyas, das ein fuppig gekochtes Fleischgericht ist und mit dem Löffel gegessen wird. Die freundliche Wirtin deutet uns seinen Vorzug: Paprikapfeffer, Tomatenmark, gewürfeltes Rindfleisch, Wasser und in kleine Würfel geschnittene Kartoffeln, dazu viel, viel Paprika.

Wundern Sie sich, wenn wir hierauf schnell ein Glas von dem feurigen roten Ungarwein setzen?

An Rußland denken wir heute nicht gern, desto lieber aber an seine Borschtsch, die wir im Kriege kennen und schätzen gelernt haben. Man verwendet dazu Fleischbrühe, gekochte und geraspelte rote Rüben, Selerie, Kartoffeln, getrocknete Pilze oder Maggiwürze, Salz, Pfeffer, sauren Rahm und reichlich in Scheiben geschnittenes Rindfleisch als Einlage. Wir vermuten aber, daß dieses nahrhafte Gericht heute in seiner Heimat nur noch eine schöne Sage ist, und wenden uns lieber freundlicheren Bildern zu.

Wie wäre es mit einem Teller Minestra? Sie brauchen dazu nicht einmal ins schöne Land Italia zu reisen, jede Osteria Italiana in München, Berlin und anderen deutschen Städten hält sie für Sie bereit: Auch hierbei ist Fleischbrühe die Grundlage, in die man Mohrrüben, Spinat, Wirsingkohl, Porree, Selerie, Petersilienwurzeln, alles in Streifen geschnitten und gedünstet, gegeben hat, dazu als Würze mehrere Löffel geriebenen Parmesankäse.

Pilaw. Pilawsuppe! Haben Sie irgendwelche Erinnerung an dieses ursprünglich türkische Gericht? Nein? Dann machen Sie mit mir eine Reise nach Griechenland! Wir sitzen gemütlich beim Vater Papadopoulos, vor uns das ewig blaue ägäische Meer, zur Seite die klassische griechische Landschaft mit der einen geborstenen Säule auf grünem Hügel, die Akropolis — noch Ukland — immer von entschwundener Pracht zeugt. Da bringt uns der würdige Wirt höchstelbst die Pilawsuppe und ist auch nicht zurückhaltend mit dem Reyezt. Also man nehme Reis, dämpfe ihn in Fett, koche ihn dann in Wasser, jedoch so, daß er körnig bleibt, gebe Pfeffer, Tomatenmark, Safran, grüne Kräuter, ein wenig Honig, Fruchtsaft und viel in Stückchen geschnittenes Hammelfleisch hinzu. Sie werden sehen, das Gericht schmeckt vortrefflich.

Wie wir nun aber mit Behagen merken, daß sich unsere gesunkenen Kräfte wieder heben, kommt uns eine Vision: Wir sehen uns in einem behaglichen, gemütlichen brandenburger Landgasthaus. Durch das Fenster sieht kein ewig blaues Meer und wenn temals in der Nähe eine geborstene Säule gestanden haben sollte, ist sie schon seit langem ins nächste Museum für Landeskunde gewandert. Die dampfende Suppe reist aber doch zu historischer Betrachtung. Es ist nämlich eine Erbsfuppe mit Schweinsohren, jene Suppe, die einst in höchster Not der Mönch Kagelwind von Kloster Lehnin erfand, als der Kaiser Karl IV. eines Tages, Kloster Lehnin überraschend besuchte und die Speisekammer leer war, ging er heimlich in den Schweinestall, so wird berichtet, schnitt sämtlichen Schweinen die Ohren ab und kochte sie zusammen mit Erbsen. Diese Suppe soll dem Kaiser so gut geschmeckt haben, daß er Kamelwid mit an den Hof nahm und ihn später zum Erzbischof von Magdeburg machte. Seitdem ist in der Mark die Erbssuppe mit Schweinsohren Nationalgericht geworden, das sich aber auch jeder Fremde gern gefallen läßt.

Frieda Teltz.

Unmodern, *die letzte Mode!*

Eine zwanglose Plauderei

Wenn bisher im allgemeinen nur die große Gesellschafts- und Tanzkleider Anklang an die Mode unserer Großmütter zeigten, die, wenn von blühender Jugend getragen, so reizend wirken kann, so ist heute auch die Hutmode ganz auf altmodisch gestimmt. Wo haben wir doch schon dies kleine Samtkäppchen gesehen mit der lang herabhängenden Straußenfeder! Vor uns entsteht ein Bild der Frau, die Mitte des vorigen Jahrhunderts Frankreichs Kaiserin daneben aber auch die unbestrittene Modekönigin war, der Kaiserin Eugenie. Aus ihrer Zeit stammt auch die Lockenfrisur mit kleiner Schleife, das ovale Medaillon am schwarzen Samtband, das man sich heute gern aus altem Familienschmuck wieder hervorholt, und der große Straußenfederfächer, der heute von neuem unbehindert zur Ball-„Toilette", um im Stil zu bleiben, gehört. Auch der Tüllenhut, der seine Herrlichkeit noch über Winter aufrecht erhält, hat eine Vorgängerheit. In ihm feiert eine Mode aus der Troubadourzeit fröhliche Auferstehung, wie ja auch der Tirolerhut, den man immer wieder hervorholt, seine Herkunft aus alter Volkstracht nicht verleugnen kann und will. Daneben behaupten sich mit Energie die malerischen Piratenhüte, deren teilweise ausgeschlagener Rand zuweilen mehrmals gefnifft und von einer Federpose in abstechender Farbe durchstochen ist. Ganz besonders unternehmend flott wirkt der Lauthut mit hinten und seitlich aufgeschlagenem Rand und spitzem Kopf, an dem rückwärts eine aufstrebende Feder den jägerhutartigen, an alte Bilder erinnernden Eindruck noch besonders betont. Mit der Wiedereinführung der Wolfsstiefe in einigen schicken Variationen unseres Vaterlandes hat man den Gegenden unseres Vaterlandes hat man sich auch des Postillonshutes erinnert, der sich nun lanafam die Auslagen der Schaufenster und voraussichtlich auch die Köpfe der Frauen erobert.

Im Uebrigen können wir an diesen kleinen romantischen Anklängen bei den winterlichen Hüten um so mehr unsere Freude haben, als uns zum Glück der Kopftheil mit wirdiger Sicherheit ebenfalls ein Attribut der Großmutterzeit, bisher noch erspart geblieben ist und es auch reichlich nach Form und Art aus unserer Zeit hammende Hüte für die Frauen gibt, so sich nicht auf altmodisch stimmen wollen. Daher kann heute, wo die Hüte sowohl nach hohe Spitze, wie flache Köpfe haben, wo der weit ausladende, runde, wie der kleine, schmale, und der krempenlose, der aufgeschlagene, und der tief ins Gesicht fallende Hut modern ist, jede Frau das für sie Passende finden, vorausgesetzt, daß sie sich über das, was ihr steht, im klaren ist. Deshalb noch einige kurze Winke: Ob Sie nun eine altmodische oder eine Form aus der heutigen Zeit wählen, der Kontrast gibt immer die beste Wirkung. Haben Sie ein schmales, langes Gesicht, so probieren sie einen hohen, spitzen Hut, der diese Linie noch betont, gar nicht erst auf. Haben wirde aber sicher ein Hut mit einer rund umlaufenden, voran aufgeschlagenen breiten Krempe ganz vorzüglich stehen. Haben Sie aber ein volles, rundes Gesicht, so wird sicherlich eine hoh aufsteigende Hutform ansprechend wirken. Ist ein Gesicht etwas breit, dürfte ein Hut mit schräg ins Gesicht gehender Krempe vorteilhaft sein, während für eine ovale Gesichtsform der aufgeschlagene, schräg gestellte Bretonhut, der viel von der Frisur sehen läßt und das Gesicht etwas in die Breite zieht, das Gegebene sein wird.

Nun müßten Sie noch etwas über die modernen Hutfarben und ihre Wirkung auf Ihr Gesicht wissen? Da müssen Sie aber durch Probieren selbst das Richtige herausfinden. Da die Farbenskala in diesem Herbst von Schwarz, Grün und Braun bis in das Tomatenrote geht und auch farbig stark abweichende Garnituren gestattet, dürfte Ihnen dieses nicht schwer fallen.

Winke von Frau zu Frau

Sie vermuten, es liege an der Hefe, daß Ihr Kuchen „sitzen" geblieben ist. Dieses dürfte aber wohl ein Irrtum sein, denn heutzutage ist die Hefe so gut, daß man die Ursache schon anderswo suchen muß, wenn ein Gebäck mißrät. Wahrscheinlich haben Sie diese zu wenig warm angerührt. Milch, die in der Hefe angerührt wird muß gegen 40 ° C haben, ist sie kälter, verzögert dieses das Aufgehen des Teiges, während bei einer Temperatur vor mehr als 55 ° C die Hefeporen vernichtet werden, die die Gärung verursachen. Es soll der Teig beim Aufgehen stets auf ungefähr 40 ° gehalten werden.

***

Eier sind zurzeit rar, auch verteuern sie die Speisen sehr. Ein guter Eierersatz ist Backpulver, durch das man ohne weiteres bei einem Rezept die Hälfte der angegebenen Eier ersparen kann, wenn man die dann fehlende Flüssigkeit des Eis durch Wasser oder Milch ersetzt. Man rechnet dabei für ein Ei einen Löffel Flüssigkeit und 2 Gramm Backpulver, die man mit ½ Löffel Mehl vermischt.

***

Das Fett von der Bratensauce und Kochfettreste verwendet man gern beim Gemüsekochen. Kann man das Fett nicht gleich verbrauchen, so muß man es klären. Man läßt es zu diesem Zweck mit Wasser oder Milch in einem hohen, engen Topf gründlich durchkochen, hebt nach dem Erkalten den Fett-Teller ab und schabt die Unter ite vorsichtig ab. So hat das Fett nun ganz sauber ist. Danach kann es unbedenklich kurze Zeit aufbewahrt werden.

***

Die Goldversierung auf dem Porzellan sieht schon recht mitgenommen aus! Sie haben gewiß nicht recht beachtet, daß man Porzellan mit Gold niemals im Sodawasser reinigen sollte, da dieses die Goldverzierung angreift. Auch bei buntem Porzellan darf nur wenig Soda dem Spülwasser zugesetzt werden, damit sich die Farbe nicht vorschnell abbraucht.

Erleichterungen beim Waschen und Bügeln

1. Glätten ohne Bügeln kann man Taschentücher, Bänder, Spitzen usw., indem man sie nach dem Waschen glatt auf eine Glas- oder Marmorplatte (Waschtisch) preßt und sie darauf trocknen läßt, worauf man sie völlig glatt abnimmt.

2. Einweichen der Stärkewäsche muß stets in warmem Wasser geschehen, damit die alte Stärke aufgeweicht wird. Sonst vergilbt die Wäsche und wird leicht brüchig.

3. Schleier und Tüllstoffe nicht in Wasser waschen, sondern in Spiritus ausdrücken und durch aufgeschwenten trocknen. Vor sicht wegen der leicht entzündenden Dämpfe.

4. Stärkewäsche im Winter verlangt einen kleinen Salzzusatz, denn sonst scheidet der Frost die Stärke aus der Wäsche aus.

5. Bunte Stickereien bügelt man, indem man auf die linke Seite der Stickerei ein weißes, mit Essigwasser befeuchtetes Tuch legt und heiß überbügelt, bis es trocken ist. Dann färben die Farben nicht ab.

6. Zerknitterte Stoffe nicht immer gleich bügeln, da das heiße Eisen dem Stoff doch etwas Glanz nimmt. Sämtlich gerührt es, das zerdrückte Kleid auf einem Bügel über die dampfende Badewanne und dann zum Trocknen in den Z

Sonderbericht unseres nach Berlin entsandten Kunstschriftleiters

Musik nach der Stoppuhr

Wir sprechen mit dem Filmkomponisten

Werner Bochmann

Das sind einige seiner Kehrreime:

„Links sitzt das Herz"

„Ich und Du verliebt"

„Was weißt Du von mir"

„Liebestraum"

Unter den vielen begabten Filmkomponisten der Gegenwart nimmt Werner Bochmann, mit dem wir in Berlin zu sprechen Gelegenheit hatten, eine führende Stelle ein. Die Ufa, die Terra, die Tobis beschäftigt ihn zu gleichen Maßen. Ja sogar das Ausland hat diesen Werner Bochmann für sich engagiert.

Wer ist nun dieser Werner Bochmann? Im Jahre 1900 in Sachsen geboren, zeigt sich schon früh seine musikalische Veranlagung. Während er die Oberrealschule besuchte, nahm er den ersten Klavierunterricht und auch in der musikalischen Theorie erhielt er seine erste Ausbildung. Indessen ließ sich Vater Bochmann trotz der sichtlich in Erscheinung tretenden Musikalität seines Jungen nicht dazu breit schlagen, seinem Sprößling die Genehmigung zum Musikstudium zu erteilen.

Bochmann sollte Chemie studieren!

Und da dieser Wunsch mit der nötigen väterlichen Autorität vorgetragen wurde, mußte der kleine Werner wohl oder übel an die Technische Hochschule zu Dresden übersiedeln.

Aber was ein waschechter Musikus ist, der läßt sich so leicht vor seinem Vorhaben nicht abbringen. In seiner freien Zeit trieb daher der Studiosus der Chemie weitere musikalische Studien. Als er in allen Sätteln gerecht war, wurde er Korrepititor in Dresden, in Neapel und in Berlin, bis schließlich die Ufa auf ihn aufmerksam wurde und ihm die Komposition des Kurzfilmes „Die ideale Wohnung" mit Harald Paulsen in der Hauptrolle übertrug.

Eine glückliche Führung des Schicksals wollte es, daß Bochmann die Bekanntschaft mit Professor Karl Ritter schloß. Dieser übertrug ihm die Musik zu dem Großfilm „Die Insel".

Von diesem Zeitpunkt ab ist Bochmann ununterbrochen als Filmkomponist tätig. Insgesamt 22 Filme, darunter ein französische und ein englisch-amerikanischer stammen aus seiner Feder „Einer zu viel an Bord", „Ein idealer Gatte", „Alarm in Peking", „Zwischen den Eltern", „Die Warschauer Zitadelle", „Die Rote Mütze", „Das Mädchen von gestern Nacht", „Ich liebe Dich", das sind einige, wie wir glauben sagen zu dürfen, nicht ganz unbekannte Titel. Bochmanns vorläufig letzte Komposition für die Leinwand ist der Tobis-Film „Spaßvögel". Die beiden Drehbuchseiten, die wir nebenstehend zu veröffentlichen in der Lage sind, geben einen kleinen Einblick in die Werkstatt dieses Komponisten. Wie schwierig es ist, Filmmusik zu schreiben, wird erst dann deutlich, wenn man sich vor Augen führt, daß die Stoppuhr bei dieser Art musikalischen Schaffens eine große Rolle spielt. Es muß alles genau auf die Sekunde stimmen! Wäre das nicht der Fall, dann würde die Einheit der Szene peinlich gestört. Aber gerade in dieser Beziehung ist Bochmann sehr versiert. Hinzu kommt, daß der Künstler technische Studien aller Aufnahmeverfahren getrieben hat. Mit besonderem Fleiß experimentiert er an der Vervollkommnung des sogenannten Rückspielverfahrens (Playback"). Es ist dies eine außerordentliche schwierige Manipulation. Sie ermöglicht es, um es einmal ganz allgemein auszudrücken, Komposition und Bild bei der Herstellung des Filmes voneinander unabhängig zu machen.

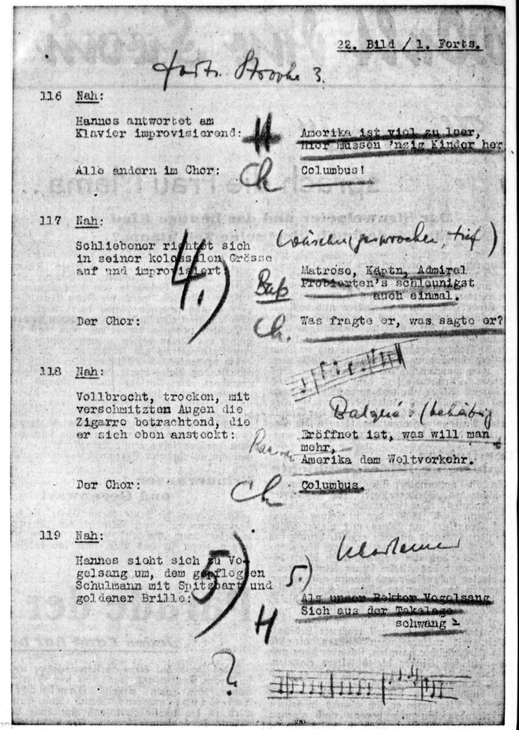
Daß Werner Bochmann ein sehr gefragter Komponist ist, das belegen außer vielen Tanzliedern, ernsten Liedern, Klavierstücken und Orchesterwerken vor allen Dingen seine Schöpfungen wie „Links sitzt das Herz", das übrigens das berühmte Tanzpaar Geschwister Höpfner in ihr Repertoire aufgenommen hat und das in allen Sprachen erschienen und über alle europäischen Sender gegangen ist. Im März dieses Jahres kam im Staatlichen Residenztheater in München ein großes Tanzspiel „Max und Moritz" heraus, wieder ein Beweis dafür, daß die Tätigkeit des Komponisten eine sehr umfassende ist. Uebrigens werden in der Berliner Premiere dieses Stückes, die am 6. November im Theater am Horst-Wessel-Platz gestartet wird, die Hauptrollen wiederum mit dem Tanzpaar Höpfner besetzt sein.

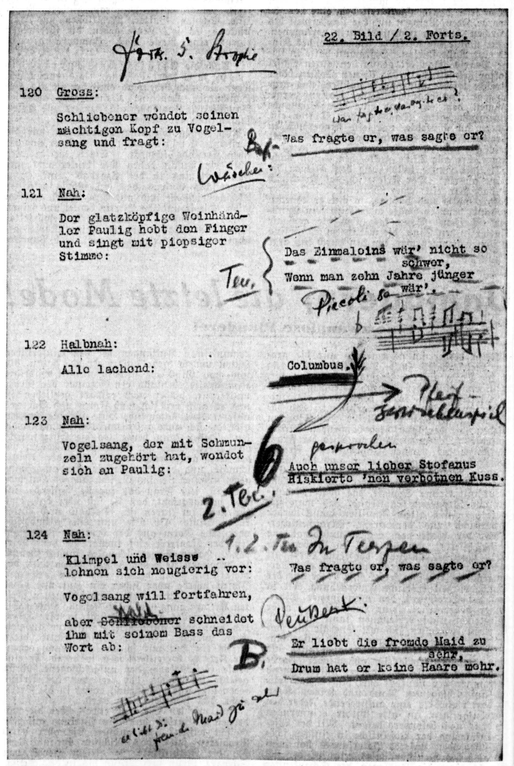
Wie sehr der Ruf des Komponisten über die Grenzen unseres Vaterlandes gedrungen ist, davon weiß vor allen Dingen auch der amerikanische Rundfunk und die Schallplattenindustrie dieses Landes zu künden. „I called to say good night" wurde zu einem ausgesprochenen Erfolge jenseits des großen Teiches.

Abschließend richteten wir an Bochmann die Frage, ob er schon die Musik für einen weiteren großen Film entworfen oder geplant hat. Der Künstler ließ durchblicken, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, einmal einen ganz großen deutschen Musikfilm zu komponieren. Es sei nur schade, daß er trotz eifrigen Suchens bis heute noch keinen geeigneten Stoff gefunden habe.

Unterdes ist die Zeit so weit fortgeschritten, daß wir uns von dem Komponisten verabschieden müssen. Er hat uns aufgetragen, den Lesern des „7. Tages" auf diesem Wege herzliche Grüße zu übermitteln. Wir danken ihm dafür dadurch, daß wir die Reproduktionen dieses Künstlers fortan mit erhöhter Aufmerksamkeit verfolgen und doppelt auf uns einwirken lassen.

Dr. Gustav Rötger





2 Drehbuchseiten aus dem eben fertig gestellten Film „Spaßvögel". Die Blätter enthalten neben Regieanweisungen interessante kompositorische Skizzen von Werner Bochmann

Haus, Hof und Garten

Pelztierzucht – lohnend für die Landwirtschaft

Man kann die sehr auffällige Beobachtung machen, daß die Aufklärung über die Pelztierzucht in Deutschland in einigen Gebieten sehr weit vorgeschritten ist, während die Bevölkerung anderer Landesteile nur sehr undeutliche Vorstellung davon hat. Obwohl schon seit 1921 die Pelztierzucht planmäßig bei uns betrieben wird, stehen ihr viele noch fremd gegenüber und es haben Bauern bezw. Landwirte häufig nichts davon gehört. Die Pelztierzucht ist ein Zweig der landwirtschaftlichen Tierzucht, so daß es willkommen sein wird, über Möglichkeiten

Neugierig schaut der Waschbär in die Optik. Was mag das wohl sein?
„Landw. Bilderdienst" M

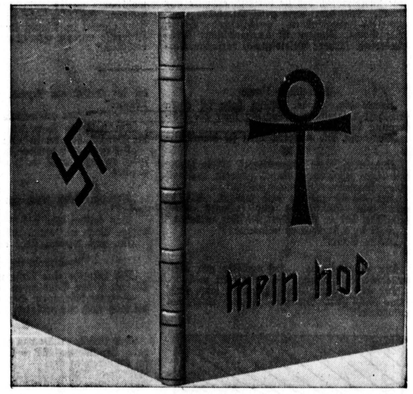
und Aussichten aufzuklären, dem eine neue Anregung zu geben, den anderen von fragwürdigen Versuchen zurückzuhalten. Der Berufsstand der Pelztierzüchter hat in Deutschland eine bewegte Entwicklung durchgemacht, er ist teilweise sehr stark befestet worden. Wie fast bei jedem neuartigen Wirtschaftszweig, so hat es auch hier nicht an Konjunkturrittern gefehlt, die die Unwissenheit vieler Volksgenossen dazu ausgenutzt haben, sich selbst die Taschen zu füllen, jene aber um ihre Sparagroschen zu bringen. Wenn auch die unlauteren Begleiterscheinungen stark zurückgedämmt sind, so findet man doch noch Unternehmungen, die den Wirtschaftszweig nicht als das, was er ist, nämlich zur Landwirtschaft gehörig, sondern als ein Börsengeschäft betrachten. Es muß besonders herausgestellt werden, daß die Pelztierzucht eine eigene, unmittelbare Beschäftigung des Interessierten mit ihr beansprucht, wie es auch bei der Rindvieh- und Pferdezucht notwendig ist. Die Pelztierzucht ist auch nicht als etwas zu betrachten, das müheles Reichtum verschafft. Gewissenhafte Tätigkeit und sorgfältige Behandlung der Tiere macht einen Pelztierzuchtbetrieb bei rationeller Führung wirtschaftlich. Züchtenglück in etwas größerem Umfang als man es sonst in der Landwirtschaft gewohnt ist, gehört noch mit zum Erfolg.

Die Haltung und Züchtung von Pelztieren erfordert eine sorgfältige Schulung. Die Grundbegriffe der Tierhaltung sind jedem Bauern oder Landwirt geläufig, so daß gerade er zuerst dafür in Frage kommt, sich dieser Sache zu widmen. Für ihn wird es wohl mehr oder weniger nur noch darauf ankommen, sich theoretisch mit speziellen Fragen zu befassen oder Aussprachen mit anderen erfahrenen Pelztierzüchtern herbeizuführen, um sich ein Bild von den Notwendigkeiten zu machen. Man kann auch Vieles dadurch lernen, daß man sich die Einrichtungen bereits bestehender Betriebe anschaut. — Niemand soll sich aber nur von der Aussicht auf guten Verdienst dazu verleiten lassen, Pelztiere zu züchten, ohne Verständnis für Tiere und Tierhaltung zu haben. Derartige Unternehmungen bringen meist Enttäuschungen mit sich und enden mit Verlusten.

Von wesentlichster Bedeutung für das Gelingen eines Pelztierzuchtbetriebes ist eine geeignete und gesicherte Futterbasis, d. h. man kann nur dort Pelztiere mit Erfolg züchten, wo das notwendige Futter für die Tiere wohlfeil und regelmäßig herangeschafft werden kann. Ein Züchter, der z. B. sein Futter zu Tagespreisen einkaufen muß und der außerdem Schwierigkeiten bei der Heranschaffung der notwendigen Mengen hat, wird niemals Vorteile herausrechnen können. Günstige Bedingungen sind u. a. dort gegeben, wo das notwendige Futter auf eigenem Grund und Boden selbst erzeugt werden kann. Es sollen hier keine Zuchtanleitungen gegeben, jedoch muß kurz auf Futterarten eingegangen werden, um dadurch auf Möglichkeiten aufmerksam zu machen, wie unbeachtet gelassene Abfallstoffe zur Erzeugung hochwertiger Urprodukte verwendet werden können. Es ist in der Tat so, daß für die Fütterung von Pelztieren im allgemeinen Abfälle, die der menschlichen Ernährung nicht mehr dienen, in Frage kommen. Für die fleischfressenden Pelztiere, Silberfüchse, Blaufüchse, Nerze, auch Waschbären, kommen alle Abfälle aus Schlachtungen in Frage, wie Innereien oder die sog. „unästhetischen" Fleischteile, ferner Schnauzen und Ohren. Um die Fütterung abwechselungsreich zu gestalten, können auch Fische zur Verwendung kommen, und zwar solche Fische, die für andere Zwecke nicht mehr gebraucht werden, wie kleine Futterfische, politelisch beanstandete Fische, Fischabfälle (Bauchklappen, Köpfe, Innereien). — Für Betriebe, bei denen die erwähnten Teile selbst anfallen oder die in der Nähe der fleisch- und fischverarbeitenden Industrie liegen, bietet sich eine vorteilhafte Möglichkeit durch Angliederung einer Pelztierhaltung einen zusätzlichen Erwerb zu schaffen. Für die Pflanzenfresser, zu denen der Sumpfbiber zählt, auch unter dem Namen Nutria bekannt, dienen alle pflanzlichen Abfallstoffe der Landwirtschaft als Nahrung: Abfälle vom Rüben- und Kohlenanbau, Klee, Luzerne, Gräser, auch Sauerampfer, Silagefutter, Futterkorn u. a. m. Ebenso kann man verschiedene Unkräuter zur Fütterung heranziehen. Die Haltung von Waschbären kann man, insbesondere auch dort erwägen, wo mit Abfällen aus der Haushaltung in großem Maße zu rechnen ist, da Waschbären als „Allesfresser" nicht sehr wählerisch in ihrer Kost sind.

Nicht eingeweihte Kreise pflegen die Einrede zu machen daß unser heiliges Klima wohl für die Erzielung vollwertiger Felle nicht geeignet sei. Diese Behauptung ist aber durch die Praxis längst widerlegt, denn unsere Züchter erzeugen in allen Betrieben Felle, die jede Konkurrenz, sowohl mit Fellen aus der freien Wildbahn, die eigentlich nur noch in sehr beschränktem Umfange anfallen, wie auch mit Fellen aus anderen pelztierzuchttreibenden Ländern aufnehmen können. Die sprichwörtlich züchterische Begabung der deutschen Züchter wirkt sich auch hier aus, so daß es sogar so weit gekommen ist, daß das Ursprungsland der Pelztierzucht, Kanada, neuerdings Interesse an der Einfuhr von lebenden Zuchttieren aus Deutschland zeigt. Eines besseren Beweises der Güte des deutschen Materiales bedarf es wohl nicht. — Man ist auch davon abgekommen, Pelztiere nur an entlegenen und menschenleeren Gegenden oder nur im Hochgebirge zu züchten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man andernorts sogar bessere Erfolge erzielen kann. Bei der Anlage eines Betriebes muß man sich nur von rationellen Gesichtspunkten leiten lassen und Grund und Boden auswählen, der für andere Zwecke nicht nutzbar gemacht werden kann, beispielsweise steilen Sandhoden.

Noch etwas ist zu beachten, was man eigentlich einem Tierzüchter nicht erst zu sagen brauchte. Bei der Auswahl der Zuchttiere muß man besonders sorgsam zu Werke gehen. Das Zuchtmaterial ist gewiß sehr unterschiedlich und nur eine Grundlage mit bestem Material kann die Wirtschaftlichkeit eines Zuchtbetriebes festigen. In der Wartung verlangen gute und schlechte Tiere die gleiche Mühe, in der Verwertung bringen die guten aber ungleich höhere Einkünfte. Maßgebend für die Beurteilung der Güte ist bei Pelztieren der Pelz, und die Erlöse eines Betriebes aus dem Fellverkauf geben einen Anhaltspunkt für das gehaltene Zuchtmaterial. Für Silber- und Blaufüchse werden auch von organisierten Züchtern Körscheine vorgewiesen werden können, die vielfach für die Güte bürgen. Man soll schließlich nicht denken, daß es sich bei Pelztieren um „wilde" Tiere handelt, die keiner besseren Pflege bedürften. Nur der jenige Züchter erreicht etwas, der alle Forderungen der modernen Tierzucht auch bei Pelztieren anwendet. Auch hier muß größter Wert auf Hygiene gelegt werden, um Mißerfolge zu vermeiden.



Das Erbhofbuch, der Stolz des deutschen Bauern.

Dieses Buch fehlt auf keinem Erbhof und enthält einen Auszug aus der Erbhöferolle und nimmt alle auf den Hof bezüglichen Urkunden auf. Es ist ein Dokument der unlösbaren Verbundenheit der Bauernfamilie mit ihrem Hof.

„Der 7. Tag" antwortet

Bremsen an landwirtschaftlichen Fahrzeugen

(K. D. in L.).

Müssen landwirtschaftliche Fahrzeuge im Straßenverkehr Bremsen haben?

Antwort: In der Straßenverkehrsordnung, die seit dem 1. 10. in Kraft sind, wurden abweichend von den allgemeinen Bestimmungen einige Erleichterungen für die Landwirtschaft geschaffen. Danach brauchen landwirtschaftliche Geräte und Fahrzeuge, wenn sie mit Kraftfahrzeugen gekoppelt sind, nur folgender Bestimmung zu genügen: „Alle Fahrzeuge müssen eine ausreichende Bremse haben, die während der Fahrt leicht bedient werden kann und ihre Wirkung erreicht." Bei landwirtschaftlichen Arbeitsmaschinen, die nur beim Fahren Arbeit leisten können (z. B. Drillmaschinen), ist eine Bremse nicht erforderlich.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (20): Weiß (9): Kf8; De8; Sb5; Le6; Tb5; Bb6, d2, f6 u. f3. — Schwarz (11): Kd4; Dg1; Sa8 u. g8; La3; Ta6; Ba5, b4, c2, f7 u. g4.

Silbenrätsel.

cho — de — de — des — du — e — ein — el — fisch — fre — gra — ha — iff — in — in — kar — krit — land — laub — lei — lip — me — mil — mo — mo — na — nat — nie — nit — no — no — sans — se — sie — si — strie — sum — te — te — ter — ter — ther — thun — tut — ur

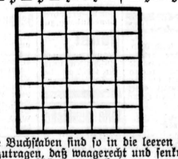
Aus vorstehenden 45 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Gestein, 2. Klausnerwohnung, 3. Orchesterwerk, 4. Freizeit, 5. ungiftige Schlange, 6. Frauengestalt bei Shakespeare, 7. karthagischer Heerführer, 8. geometrische Figur, 9. deutscher Schauspieler und Theaterdirektor um 1800, 10. Metzgerei, 11. Teil der Volkswirtschaft, 12. indische Sprache, 13. großer Raubfisch, 14. Schallerscheinung, 15. Fachanstalt, 16. altägyptische Königin.

Bilder-Rätsel.

Magisches Quadrat.

a — e — e — e — e — e — e — e
— e — f — f — i — — f — f —
n — p — r — r — f — s — v



Obige Buchstaben sind so in die leeren Felder einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter entstehen:

1. Obst, 2. Schmuck, 3. Klostervorsteher, 10. Getränk, 11. Teil des Tages, 14. Feldblume, 16. Auserlesenes, 18. Stadt in der Schweiz, 19. Wut, 21. Arzneipflanze, 24. Niederschlag, 25. Bad in Belgien, 26. Papstname, 27. Gewürz, 28. Drama von Goethe. — Senkrecht: 1. deutscher Kolonialprinz, 2. Nebenfluß des Rheins, 3. Nebenfluß der Donau, 4. männliches Haustier, 6. Gewebe, 7. Wasserfahrzeug, 11. Herbstblume, 12. englischer Seefahrer im 16. Jahrhundert, 13. Ruderboot, 15. Teil des Baumes, 17. Hausangestellter, 20. optisches Gerät. 22. Teil des Jahres, 23. Hirschtier.

Denkportaufgabe.

Frühmorgens kommt ein Bote, um Geld bei einem Kaufmann zu kassieren. Es entwickelt sich folgendes Gespräch:

„Ach, Sie kommen wegen der 37 Mark! Wir wollen sehen, was sich machen läßt. Können Sie auf den Hundertmarkschein herausgeben?"

„Ich habe einen Fünfzigmarkschein, einen Zwanzigmarkschein und zwei Zweimarkstücke. So geht es nicht, aber vielleicht haben Sie noch etwas Kleingeld in der Kasse?"

„Nur einen Zwanzigmarkschein und ein Zweimarkstück."

Der Kaufmann und der Bote, der die 37 Mark kassieren wollte, wären mit ihrem Wechselgeschäft niemals zurechtgekommen, wenn nicht Theobald Knobler erschienen wäre. Er hatte zwei Zehnmarkscheine, ein Fünfmarkstück und ein Markstück bei sich.

Wie kam jetzt der Bote zu seinem Geld?

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter: Waagerecht: 1. abgleitende Schneemasse, 5. Schalenfrucht, 8. große Eule, 9. Klostervorsteher, 10. Getränk, 11. Teil des Tages, 14. Feldblume, 16. Auserlesenes, 18. Stadt in der Schweiz, 19. Luftfahrt.

Erschütterndes Vitamine: Obst, stob, bost.

Verdrehungskünste: Zigeuner.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Ozon, 2. Keim, 3. Pari, 4. Olga, 5. Eriz, 6. Reet, 7. Dean, 8. Urn, 9. Tog, 10. Kar, 11. Iman, 12. Tara, 13. Obra, 14. Arad, 15. Meer, 16. Lome. — Senkrecht: 1. Operation, 2. Koran, 12. Tal, 17. Tar, 18. Orio, 19. Nizza, 20. Glen, 21. Ige, 22. Maskerade, 23. Erg, 24. Ume, 25. Gare, 26. Aram, 27. Nar.

Bilder-Rätsel: Das Wort ist wie ein Meer, ein Pfad, doch eine tiefe Wegspur läßt die Tat.

Auflösungen aus voriger Nummer

Möffelsprung: Mein Herz schmückt sich mit dir, wie sich der Himmel mit der Sonne schmückt, du gibst ihm Glanz, und ohne dich bleibt es in dunkle Nacht entrückt. Gleich wie die Welt all ihre Pracht verhüllt, wenn Dunkel sie umfließt, und nur, wenn ihr die Sonne lacht, zeigt, was sie Schönes in sich festhielt.

Spruchrätsel: Hoffnung. Worte vermögen viel und kosten doch wenig. — 1 bis 7 Vormund, 8—11 Gent, 12—19 Weltchen, 20 bis 24 Weste, 25—30 Drohne, 31—35 Folio, 36—40 Hocke, 41—45 Wiege.

Silbenrätsel: Ein edles Gemüt fuehlt sich zur Guete geneigt. — 1. Eiferjucht, 2. Ikis, 3. Mordgelet, 4. Einspruch, 5. Dissonanz, 6. Jenau, 7. Einäscherer, 8. Spitzweg, 9. Gneisenau, 10. Eingabe, 11. Mitternacht, 12. Unze, 13. Engelsburg, 14. Tollfische, 15. Fesselballon, 16. Urkunde, 17. Einsiedelei, 18. Heilung, 19. Luftfahrt.

Erschütterndes Vitamine: Obst, stob, bost.

Verdrehungskünste: Zigeuner.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Ozon, 2. Keim, 3. Pari, 4. Olga, 5. Eriz, 6. Reet, 7. Dean, 8. Urn, 9. Tog, 10. Kar, 11. Iman, 12. Tara, 13. Obra, 14. Arad, 15. Meer, 16. Lome. — Senkrecht: 1. Operation, 2. Koran, 12. Tal, 17. Tar, 18. Orio, 19. Nizza, 20. Glen, 21. Ige, 22. Maskerade, 23. Erg, 24. Ume, 25. Gare, 26. Aram, 27. Nar.

Bilder-Rätsel: Das Wort ist wie ein Meer, ein Pfad, doch eine tiefe Wegspur läßt die Tat.

Die Frau hat Köpfchen

Humoreske von Peter Steffan

Als Dagobert Wanner sich verheiratete, beglückwünschten ihn seine Freunde aus ehrlichem Herzen, ja sogar mit etwas Neid. Denn Hilde Dagoberts Frau, war alles, was man von einem Mädchen verlangen konnte. Sie war hübsch, lieb, gescheit, kochte gut, und ihre Wohnung war immer blitzblank.

Trotzdem wurde die Ehe nicht glücklich. Dagoberts Frau war zu klug. Sie hatte immer recht. Ein Mann kann auf die Dauer nicht mit einer Frau leben, die immer Recht hat. Daran ändert auch die größte Liebe nichts.

Als Dagobert Industriepapiere kaufte (es war ein sogenannter „todsicherer Tip"), riet sie ab; natürlich verlor er nachher ein paar hundert Mark an den Aktien. Sie wollte im Sommer an die See fahren, er ins Hochgebirge; sie riet ab, aus Gesundheitsrücksichten, sie fuhren dann trotzdem ins Gebirge; prompt holte sich Dagobert einen Herzklaps und einen Sonnenstich. Er lag vierzehn Tage im verdunkelten Zimmer, Hilde sorgte rührend für ihn, aber das nagende Gefühl in Dagoberts Männerwürde hörte nicht auf. In der Ehe darf die Frau nicht immer recht haben, es ist einfach widernatürlich.

So ging das ein Jahr lang. Dagobert wurde allmählich stumm und gedrückt und schlich wie sein eigener Schatten einher. Bis dann die Explosion kam und Dagobert zu seinem Freund, dem Rechtsanwalt Hegenwald, eilte und ihn beauftragte, die Scheidung einzureichen. Darauf zog er ins Hotel.

„In spätestens drei Wochen", sagte Hilde, „bist du ja doch wieder da."

Aber Dagobert wußte, daß sie wenigstens diesmal nicht recht behalten würde. Er fühlte sich zwar in der nächsten Zeit verschiedentlich versucht, zu den Fleischtöpfen Hildas zurückzukehren, aber er hielt aus wie ein Mann.

Einen Monat später fragte er einmal wieder bei Rechtsanwalt Hegenwald nach, wie die Scheidung stehe. Ja, der erste Termin sei in vierzehn Tagen. Recht nachdenklich verabschiedete er sich wieder.

„Uebrigens, Dagobert", sagte der Rechtsanwalt, als er schon unter der Tür war, „deine Frau hat sich da etwas geleistet, Kollege Brühlmaier, der sie vertritt, erzählte mir davon. Mit dem Auto zwei Eierkörbe eines Händlers umgefahren, anschließend Streit, tolle Sache. Morgen ist Verhandlung: Schadenersatz, schwere Beleidigung, versuchte Körperverletzung. Deine Frau muß sich da geradezu unverantwortlich benommen haben."

„Wie? Was?" fragte Dagobert mit offenem Mund, „geradezu unverantwortlich, sagst du? Meinst du etwa damit, daß sie im Unrecht sei?"

„Wenn etwas sicher ist, dann das!" erwiderte Hegenwald.

Dagoberts Augen blitzten. „Wo wohnt der Mann?" fragte er. Hegenwald telefonierte mit Brühlmaier wegen der Adresse des Händlers, und Dagobert eilte sporenstreichs hin. Es folgte eine Männerunterhaltung unter vier Augen, in deren Verlauf einige nachsichtige Reden über die Frauen im allgemeinen fielen und Dagobert ein paar Geldscheine losmurde.

Zu Hause traf er Hilde in Tränen aufgelöst an. „Man kann dich ja nicht allein lassen", sagte Dagobert, „ohne daß du Dummheiten machst." Und nachsichtig fügte er hinzu: „Ich habe die Sache wieder in Ordnung gebracht; du hast dich da ja wirklich unverantwortlich benommen, geradezu unverantwortlich. Aber reden wir nicht mehr davon. — Es sind übrigens vier Wochen her, seit ich dich verlassen habe, nicht drei, wie du gesagt hast."

„Ja, Dagobert", sagte Hilde, „du hast recht."

*

„Gnädige Frau", sagte am Tag darauf Rechtsanwalt Hegenwald, „Sie haben das wirklich fabelhaft gemacht". Und er lächelte Frau Hilde zu, die ihm gegenüber saß. „Der Händler hat dabei ja ein gutes Geschäft gemacht. Erst das Honorar von Ihnen für die Komödie, die er Ihrem Mann vorspielte, und dann die Summe, die ihm Dagobert selbst gab. Aber es war wohl das Geld wert."

„Ja, zweifellos", meinte sie. „Hat Ihnen Dagobert schon den Auftrag gegeben, die Scheidung zurückzuziehen?"

„Gewiß", sagte Hegenwald lächelnd, „aber ich hatte ja gemäß unserer Verabredung den Antrag gar nie gestellt."

Hilde stand auf und gab ihm die Hand zum Abschied.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Doktor, für Ihre Unterstützung", sagte sie, „und ich darf wohl auch weiter auf Ihre freundliche Hilfe rechnen. Ich habe mir vorgenommen, wenigstens einmal im Monat Unrecht zu haben. Im Interesse unserer Ehe ist das nun einmal unerläßlich."

Berechtigte Frage

„Denke dir, Trude, gestern habe ich einen fabelhaft interessanten Vortrag über die Entfernung der Fixsterne gehört."

„So? Na, wie entfernt man sie denn?"

*

„Schrecklich, diese Mannsleute! Mein Mann hat einen furchtbaren Krach gemacht, weil ich einen Wintermantel haben wollte."

„Na, da ist meiner doch anders. Als ich mir zum Geburtstag ein seidenes Kleid wünschte, hat er kein Wort darüber verloren."

„Hast du's denn auch bekommen?"

„Keine Spur!"

*

Der junge Herr: „Ich verbitte mir diese dauernde Belästigung! Sie fixieren mich!"

Der alte Herr: „Vom Fixieren kann wohl keine Rede sein, Sie sind ja noch nicht mal entwickelt!"

„Ich glaube doch, Frau, daß du mit meinem Gehalt von 500 Mark im Monat ganz gut auskommen kannst?"

„Ich schon . . . aber wovon willst du denn leben?"

Barometerstand

„Marie, geh einmal ins Wohnzimmer und sieh nach, wie das Barometer steht."

Marie (zurückkommend): „Es steht noch auf dem Bordbrett dicht an der Wand!"

*

„Endlich weiß ich, wo mein Mann seine Abende verbringt!"

„Was du nicht sagst! Wie hast du das bloß herausgebracht?"

„Laß dir's erzählen: Komme ich da gestern abend nichtsahnend schon um neun Uhr nach Hause, und — du ahnst es nicht — wer sitzt da im Sessel am Kamin und liest? Mein Mann!"

Das schlimmere Uebel

„Du siehst ja so verstört aus! Machst du dir Sorgen, daß du so viele Schulden hast?"

„Ach nein, nur darüber, daß es mir gar nicht mehr gelingen will, noch weitere Schulden zu machen."

*

„Warum sieht man denn Miesebach nicht mehr?"

„Das wissen Sie nicht? Der hat sich doch vorige Woche auf einen rostigen Nagel gesetzt."

„Na, und warum steht er nicht auf?"

Noch nicht dagewesen!

„Ich wünsche eine Tasse mit der Aufschrift: Meiner lieben Schwiegermutter."

„Bedaure sehr, mein Herr, aber so etwas ist bei uns noch nie verlangt worden."

*

Herr Knülle erhält von dem Chef eine ehrenvolle Einladung. Er soll den vierten Mann im Quartett machen — der Chef ist ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und hat gehört, daß Knülle ganz nett Cello spielt.

Ein Schubert-Quartett wird gestartet. Nach ein paar Minuten setzt der Chef den Bogen ab. „Aber, lieber Knülle. Sie sind ja immer um einen ganzen Takt hinterher!"

„Ich weiß, Herr Direktor, aber es ist wirklich nur Respekt . . ."

„Meine Braut liebt mich wirklich; sie sagte neulich, wie Apoll siehst du aus!

„Und was vor der Ehe schon so lügt, wollen Sie heiraten?"

*

Der Kunstmaler J. sitzt eifrig beim Malen eines Stillebens, als es an der Ateliertür schellt. Es erscheint einer seiner hartnäckigsten Gläubiger.

„Na ja, so ist's richtig!" meint der mit einem strafenden Blick auf den Maler und sein Gemälde. „Mein Geld können Sie mir nicht geben, aber für Bananen, Ananas und Pfirsiche, da reicht's!"

Abfuhr

Der junge Freier spielt sich ein bißchen auf. Er examinierte seinen erwählten Schwiegervater mit allen möglichen dummen Fragen und erkundigte sich schließlich: „Ist in Ihrer Familie schon einmal Geistesgestörtheit vorgekommen?"

„Ne", meinte der alte Herr, „wenn ich Ihnen meine Tochter zur Frau gäbe, wäre das der erste Fall!"

*

„Definieren Sie den Begriff Erfahrung!" fordert der Professor einen Kandidaten auf.

„Erfahrung", antwortet der Student, „ist das, was einem noch bleibt, wenn man alles andere verloren hat!" (Hausmodern.)

Den kenn' ich doch . . .

„Du dumm — Ihr Gesicht muß ich doch schon irgendwo anders gesehen haben —"

„Das glaube ich nicht, ich trage es immer an derselben Stelle!"

„Na, hast du mit deinem Vortrag Erfolg gehabt?" „Ja, aber nur an einer Stelle."

„Wann war das?"

„Als ich sagte: ‚Meine Damen und Herren, ich bin jetzt am Ende meiner Rede!' — da brauste der Beifall los!"

Zeichnungen (5): Hannesen (M).

Kenner

Schnieke führt seinen Freund Schnuffke in ein altertümliches Gasthaus. Schnuffke ist begeistert: „Mamos, dieser olle Laden! Sieh mal, wie sich die Deckenbalken im Laufe der langen Zeit nach unten gebogen haben."

„Ja", gibt Schnieke gedankenschwer zu, „was mag hier aber auch in so vielen Jahren an den Stammtischen zusammengelogen worden sein!"

Der Pessimist

A.: „Haben Sie schon gehört, der Karlemann ist gestorben!"

B.: „Was Sie sagen! Ein so kräftiger Mensch!"

A.: „Na, er war doch schon fünfundsiebzig Jahre."

B.: „Einerlei. Wenn so ein Mensch sterben kann, dann ist überhaupt kein Mensch mehr seines Lebens sicher!"

Der freigebige Gatte

A.: „Solange wir verheiratet sind, habe ich stets meiner Frau gestattet, sich etwas zu ihrem Geburtstage zu wünschen."

B.: „Und was wünscht sie sich gewöhnlich?"

A.: „Die letzten fünfzehnmal hat sie sich ein Piano gewünscht."

„Sage mal, Männe, ist die Berglandschaft nicht wunderbar?"

„Was ist da schon wunderbar, denke dir mal die Berge weg, dann ist es doch die gleiche Gegend wie bei uns zu Hause!"

Mißverständnis

„Ihr verstorbener Onkel war doch Kolonialwarenhändler?" „Ja!"

„Haben Sie denn was geerbt?"

„Ja, den ganzen Zimt."

„Und wer hat die anderen Waren geerbt?"

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige in unserer Zeitung bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Der Beruf ist nicht schuld

wer zu Fettansatz neigt, erhält sich Schlankheit und Jugendfrische auch bei sitzender Tätigkeit durch den so beliebten und bekömmlichen

Dr. ERNST RICHTER'S Frühstückskräutertee

auch als Drix-Tabl. und Drix-Dragees

1 Monats-Packg. 1 RM. ⊙ 14 Wochen-Packg. mit Taschendose 3 RM. ⊙ Broschüre mit Gratisprobe in Apotheken u. Drogerien.

Gute Verdauung

ist das A und O der Gesundheit. Wer die Verdauungsorgane pflegt, bleibt gesund und leistungsfähig

Zirkulin Kochbeutel

②

Holzschuhe

liefert preiswert und gut an Dauerabnehmer

Wilmes, Boke

Inserieren

in unserer Zeitung führt stets zum

Erfolg!

Herdfeger besser denn je

Darum kauf' und werf' nicht mal bis der letzte Arbeit hat

Neh men Sie bitta

bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Ersatzteil „J.Zag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben

- Heiraten -

Nettes, solid. Mädel, 25 Jahre, dunkel, aus gutem Hause, m. tadell. Vergang. wünscht die Bekanntschaft eines ebensolchen Herrn zwecks

Heirat

Freundl. Zuschr. unt. Nr. 1184/2 an „Der 7. Tag" Paderborn.

Berufstät. Fräul. 40 J., jung. Aussehen, kaufm. ausgebild., im Haush. durchaus erf., w. Vers. eines kathol. Herrn m. einwand. freiem Charakter t. sich. Stellung zw.

Heirat

Witwer mit Kind angen. Möbel-, Milchgeschäft und einige Ersparnisse vorh. Zuschr. unt. Nr. 1143/4 an „Der 7. Tag", Paderb.

Möchte ein. allein stehende Frau od. Fräulein im Alter von 35—42 Jahren ohne Anhang, gw.

Heirat

kennen zu lernen. Zuschriften unter Nr. 1113/2 an „Der 7. Tag", Paderb.

Bitte deutliche Schrift

bei Anzeigen-Manuskripten.

Geb. berufst. kath. Mädel, 26 J., 1,68 gr., schlank, möchte, da in kl. Diasporagemeinde wohnhaft, hierdurch ein. gebild. kath. Herrn im Alter bis Ende Dreißig kennenlern. Bei Neigung

Heirat

Musikus er vorh., jedoch kein Berm. Zuschrift. mit Bild unt. Nr. 1164/1 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Selbständ. Malermeister, 28 Jahre, mit gutgehendem Geschäft sucht die

Bekanntschaft

ein. solid. Mädels aus achtb. Familie, im Alter v. 19 bis 27 Jahren, zwecks baldiger Heirat. Etwas Vermögen erwünscht, aber nicht Bedingung. Gefl. Zuschrift. m. Bild (zurück) unt. W. W. Nr. 100 postlagernd Thale.

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe u. 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einsp. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung v. Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheck-Konto: Westfäl. Volksbl. Paderb. Hannover 3504.

Frau Vogt gibt einen guten Rat:

Das harte Brunnen- und Leitungswasser ist der größte Verschwender und ist schuld daran, wenn die Waschlauge nicht schäumt. Richtig schaumfähig und damit zum Waschen brauchbar wird Wasser durch einige Handvoll Henkel-Bleichsoda . . Aber schon eine Viertelstunde vor Beginn der Waschlauge im Wasser verrühren. So erst wird man die weichmachende Wirkung von Henkel voll aus und hat dann immer eine besonders waschkräftige und stark schäumende Lauge!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 320. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 43 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 23. Oktober 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Eine windige Sache?

Eine „windige Sache" nennen wir etwas, was uns nicht ganz sicher, hieb- und stichfest erscheint. Aber das stammt wohl noch aus früheren Zeiten, als die Menschen mit dem Wind noch wenig anzufangen wußten. Es war ihm ja nicht recht zu trauen; das sah man an der Wetterfahne. Für uns ist der Wind garnicht mehr so „windig". Gewiß dreht er sich noch genau so lustig und launig wie früher. Aber wir zwingen ihn in unsere Dienste. Wir vertrauen uns ihm an, lassen uns von ihm tragen. Und denken uns nichts mehr dabei, finden es schon selbstverständlich. So schnell hat sich die Zeit fortentwickelt, und wir in ihr. Nein, das mit der „windigen Sache" stimmt schon längst nicht mehr! —

*

Früher ließen die Kinder auf der Straße Papierschiffchen in den Pfützen schwimmen, heute bauen sie sich kleine Luftschiffe, regelrechte Segler, die wie ein Flugzeug im großen Bogen kreisen, ehe sie zur Erde niederschießen. Und wenn eines nicht gut „liegt" in der Luft, so treten die kleinen Flugzeugbauer fachsimpelnd zusammen, prüfen Spannweite und Länge, suchen den Schwerpunkt und ruhen nicht eher, bis daß der „Laden klappt". Mächtens werden sie regelrechte Modelle bauen, wenn sie nur erst etwas älter geworden sind. Sie werden die Gesetze der Luft studieren und mit ihren kleinen Köpfen begreifen. Und wenn im Herbst die langen Ketten der Wildgänse durch die Luft pfeifen, dann denken sie schon daran, ob sie wohl selbst einmal so im Geschwader flug unter den Wolken sein werden, und es wächst ihr sehnlichster Wunsch, daß es so würde . . .

*

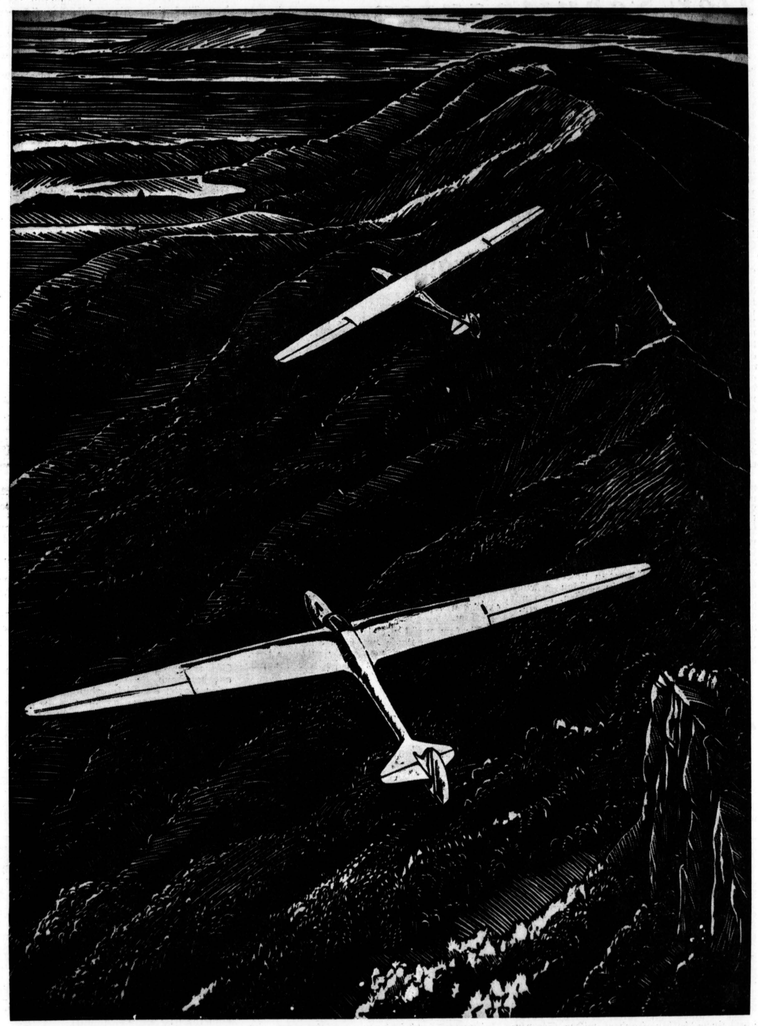
Draußen geht der Sturm, und der Regen trommelt gegen die Fensterscheiben. Aber das hören die Jungens kaum, die da um ihren Lehrer geschart sitzen und gespannt hinhören, daß ihnen nur ja kein Wort verloren geht. Draußen, ja da gibt es jetzt für sie nichts zu tun, aber wer ein richtiger Flieger werden will, wer selbst ein kleines Flugzeug aus Holz bauen will, der muß auch vieles wissen. Damit das Modell auch nicht zu schwer und nicht zu leicht wird, damit die Tragflächen sich richtig spannen und der Schwanz das rechte Gegengewicht gibt. Man muß die „Laumen" des Windes kennen und die Regeln des Fluges. Denn auch in diesem Reiche ist nichts von Ungefähr und aufs Geratewohl, auch hier hängt von der Gründlichkeit der Erfolg ab. So verliert das Wannis seine Abenteuerlichkeit, der Gefahr läßt sich mit Mut begegnen, und das eben macht einem Jungenherzen Freude und Lust, sich die Luft zu erobern . . .

Mit um so größerem Eifer wird dann gehämmert und geklopft, geleimt und gespannt, am kleinen Modell und schließlich an der großen „Kiste", mit der die jungen Flieger ihre kühnsten Träume verbinden.

*

Denn wenn die Sonne über dem Land lacht, und der Wind die schweren Wolkenfrachten schiebt, dann gibt es herrliche Tage am Hang. Auch da muß man klein anfangen, wie überall. Aber dann glückt doch eines Tages der erste „Sprung durch die Luft". Etwas unsicher noch kommt der Segler von der Erde los. In kameradschaftlicher Besorgnis folgen viele Augenpaare dem kühnen Piloten, — dann legt sich die „Kiste" sicher in die Luft, und wie eine Möwe läßt sie sich tragen und heben von Höhe zu Höhe. Wie ein großer Vogel zieht das Flugzeug unter den Wolken. Und niemand von denen, die unten stehen und die Hand schattend über die Augen legen, denkt, daß die „Kiste" plötzlich abstürzen könnte. Die Luft ist so sicher wie das Wasser und die Erde auch. Und nichts Großes ist ohne Gefahr. Auch der Pilot oben hat das letzte Fieber überwunden. Er fühlt sich nun sicher von der Luft getragen. Und es geht ihm das große Erlebnis eines solchen Fluges in den Wolken auf. Wie klein doch die Menschen geworden sind! Wie winzige Pünktchen! Wie die Entfernungen schrumpfen und sich Stadt und Land, Wald und Feld, Berg und Tal, Strom und Meer mit einem Blick umfassen lassen!

Haha! Der lacht uns eins, wenn er wieder unter uns „Erdenbürgern" steht. Noch fühlt er den Luftstrom der Höhe um



Ueber Bergen und Strömen, den Wolken gesellt! Nach einem Original-Holzschnitt von R. Riege (Linden-Verlag)

seine Stirn. Noch leuchtet ihm das Auge wie vor einem Wunder. „Ein Schnellzug fährt garnicht schnell", sagt er etwa, „ich habe es gesehen. Ganz langsam kriecht er durch das Land. Und ein Fabrikschornstein ist gar nicht hoch, und eine Stadt garnicht groß. Aber das Land ist groß, und der Strom kommt von weit her, und in großer Ruhe geht sein Lauf dem Meere zu. Unwandelbar ragt das Gebirge, und durch die Wälder der Hänge geht der Wind wie in einer ewigen Orgel." — Flecken, Gebirge und Strom, die werden immer sein, wie sie immer gewesen sind. Das haben die Menschen zwar immer gewußt, aber sie haben es vergessen, weil ihr Blick zu klein, zu beschränkt war. Auf den Flügeln des Windes läßt sich das wahre Antlitz der Erde tiefer erschauen, lassen sich große Wahrheiten berauschend erfahren. —

Wieviel Kraft werden die Menschen daraus ziehen? Sicher wird die Generation, die den Weg durch die Lüfte einmal nimmt, wie wir heute den Weg über die Erde, unerschütterlicher sein im Glauben an die bleibenden Dinge. Sie wird die Ziele klarer sehen, Werte wahrer messen und Verirrungen weniger leicht erliegen. Werden wir unserer Erde, auf der wir leben, näher kommen, indem wir uns in schwindelnde Höhen über sie erheben? —

Lk.

Der Schutthaufen

Von Claus Back

Paul Naumann ging seines Weges mit festen Schritten und aufrechter Haltung. Niemand hätte ihm angesehen, daß er schon siebenundsechzig Jahre alt war. Und wenn ihn jemand neckte: „Na, alter Invalide?", dann lachte er bloß und spannte die Muskeln an seinen Armen, und niemand verspürte Lust, sich mit ihm in Händel einzulassen. Paul Naumann aber ließ seine Arme wieder fallen, und das starke Leuchten in seinen Augen erlosch. „Es hilft ja nichts", sagte er ruhig, „mit der Arbeit ist's aus. Es wollen auch mal andere ran." Er hatte sich damit abgefunden, daß er seit zwei Jahren Altersrentner war. Er hatte sich abgefunden und fand alles gut und richtig. Das hörte man aus seinen Worten heraus. Und er ging weiter seines Weges mit festen Schritten und aufrechter Haltung.

Sein Weg führte durch die Stadt bis zum anderen Rand, wo er einen Garten gepachtet hatte. Er hätte von seiner Wohnung bis zu dem Garten auch einen kürzeren Weg nehmen können. Aber er ging lieber den weiteren, denselben, den er schon über dreißig Jahre ging. Und der führte an der alten Farbenfabrik vorbei, in der er bis zum fünfundsechzigsten Lebensjahre gearbeitet hatte. Es gehörte nicht aus Rührseligkeit dazu, daß er so oft daran vorbeiging, und er dachte dabei wenig an das, was gewesen war. Es machte ihm Freude zu hören, daß die Maschinen drinnen noch liefen. Manchmal ging er auch hinein, um zu sehen, ob noch alles beim Alten war. Es änderte sich wenig in der alten Fabrik. Und es kam vor, daß Paul Naumann mit anpackte: „Seht mal, Kinder, so müßt ihr das machen!" Invalide? Da ha, nein, weiß Gott, Invalide war er noch nicht!

Doch auch den stärksten Mann greift es einmal. Im Frühjahr wurde der alte Naumann von einem bösen Husten befallen, so daß er ins Bett kroch, ein wollenes Tuch um den Hals schlang und dennoch meinte, er müsse ersticken. Wochenlang litt er, zwei Monate lang kam er nicht aus dem Haus, und erst als die Kinder schon baden gingen, sah man ihn wieder auf der Straße. Die Leute machten erstaunte Gesichter: „Was, Paul Naumann ist das?" Sein Haar war schneeweiß, sein Rücken gebeugt. Seine Knie waren krumm geworden, und mit der zitternden Hand stützte er sich auf einen Stock. So schlich er mühsam in Filzschuhen auf der Sonnenseite dahin. Aber wer ihn ansprach, der erkannte in seinen Augen das alte Leuchten. „Na, alter Invalide?" „Da ha, du lieber Himmel, mit achtundsechzig ist es wohl keine Schande, was?" Alle freuten sich, daß er noch lachen konnte. Und er erholte sich auch in der Julisonne.

Eines Tages hielt er es nicht mehr aus. Der Garten! Was war aus dem Garten geworden? Die Frau war ab und zu draußen gewesen und hatte das Notwendigste besorgt. Aber was ist ein Garten ohne tägliche, hingebende Pflege! — Er machte sich auf. „Geh doch heut mal den kurzen Weg!" mahnte die Frau. „Ja, recht hast du", nickte er. Aber als er dann an der Kreuzung war, zog es ihn doch mit Macht seinen alten gewohnten Weg entlang. Er freute sich auf das Brummen der Maschinen in seiner alten Fabrik. Und so eilig er konnte, schlurfte er um die letzte Ecke . . .

Da blieb er entgeistert stehen. Aus der Fabrik war ein riesenhafter Schutthaufen geworden. Ziegelbrocken und Kalkstücke durcheinander lagen zu Bergen getürmt bis an die Straße heran. Männer kletterten auf den Bergen umher und stachen mit langen Grabegabeln hinein und warfen die stäubenden Bruchstücke polternd in bereitstehende Wagen.

Die Augen des alten Naumann suchten am Boden herum. Sie fanden eine umgestürzte Schiebkarre. Darauf ließ Paul Naumann, mit dem Stock sich stützend, sich nieder. Er mußte sich erst einmal setzen! Und dann sah er die Schutthaufen an und die Männer mit ihren Gabeln und den stäubenden, polternden Schutt. So, da brachen sie nun also alles ab! Es war zu nichts mehr nütze, sie schafften es fort, und über kurz oder lang nahm etwas Neues die Stelle ein. Wie alt war die Farbenfabrik? Sechzig Jahre mochte sie wohl schon stehen. Na, wenn eins soviele Jahre getreulich gedient hat, dann war's keine Schande, ein Schutthaufen zu werden! Der alte Naumann zog mit dem Stock einen Ziegelbrocken zu sich heran. Dann noch einen, wieder einen, einen dritten und vierten. Bis er einen kleinen rotleuchtenden Hügel vor seinen Füßen liegen hatte, einen Schutthaufen im Kleinen. Und dann trat er an einen der Arbeiter heran und zeigte mit dem Stock auf das Häuflein und fragte etwas.

Am Nachmittag fuhr ein Mann eine Schiebkarre voller Ziegelbrocken zum Stadtrand hinaus. In einem Garten wartete dort ein Alter mit schneeweißem Haar, die gebeugte Gestalt auf einen Stock gestützt. Er nahm die Ziegelbrocken mit Dank in Empfang und begann, sie in die Erde zu stecken, als Einfassung für ein Blumenbeet. Langsam und bedächtig nahm die magere Hand Stein um Stein, wog ihn und prüfte ihn und setzte ihn in den Boden, einen um den anderen — langsam, bedächtig — und voller Andacht . . . .

Trommelwirbel über dem Acker

Von Josef Kamp

Früh am Morgen, da noch die Nebelfahnen in den Bäumen hängen, spannt der Knecht Jan die Liese vor den Pflug und brakt dem Acker zu.

Dort angekommen, macht er auf der Anweide halt, zieht den Schlitten unter dem Pflughaum weg, wirft die Leine über den Nacken und setzt die Schar vor den Wurf.

„Hott — Liese!" ruft er dann, und das Pferd stampft mit klirrenden Ketten den Hügel hinan.

Dumpf kippen die fettglänzenden Schollen auf den Bauch. Hin und wieder kratzt das Eisen knirschend über einen Stein. Hinter Jan her fliegt das Krähenpack und hackt nach spelsigen Würmern.

So geht es Morgen für Morgen. Der Jan und die Liese! Sie kennen sich gut, die beiden. Sie kennen sich seit vielen Jahren. Die Liese ist Jans treueste Gefährtin. Sie geht willig und gefügig im Geschirr. Mücken und Bodenigkeiten sind ihr ganz fremd. Und Jan kann seinen Herrn, den Bauern, nur loben, daß er sich damals zum Kauf entschlossen hat. Damals, nach dem großen Kriege, als Liese mit den letzten Truppen aus Frankreich zurückkam.

Sie kam zurück mit einem Splitter im Bein. Sie hinkte ein wenig und hinkt auch noch. Und Jan weiß ganz gut, was er ihr zutrauen darf. Nicht für alle Arbeiten ist sie sehr tauglich.

Die Liese trägt an den Folgen des großen Krieges, sie gehört zu den Veteranen des Krieges. Und sie ist mit der Zeit auch steif und müde und schwerfällig geworden, sie wird alt, die Liese, das weiß Jan ganz genau.

Aber hier auf dem Acker, bei Jan hinter dem Pfluge, da schafft sie es noch. Da tut sie noch immer brav ihre Pflicht.

Und wie jeden Morgen, so stampft die Liese auch heute den Hügel hinan, treu und geduldig, ein gutmütiges Wesen.

Weit liegt das Land in einsamer Stille. Nur krähen unflattern krächzend den Hügel. Und hin und wieder gibt Jan am Pflugschwanz einen aufmunternden Ruf.

Dampfend enthüllt der Nebel die Ferne. Tief hinterm Esch tönt sich ein Nachbargespann aus dem silbernen Grau.

Nun streicht ein Wind über den Hügelkamm hin. Die Eiche am Brink beginnt sich zu schütteln. Tropfen prasseln aus ihrem Gezelt.

Im Osten bricht flammend das Sonnentor auf.

Dann weht vom Kirchdorf her der Schlag einer Turmuhr herüber, und da ruft der Jan: „Hü! — Liese! — Hü!"

Und ersetzt sich auf den Schlitten am grünen Anger, holt seine Butterstullen aus dem Wams und vespert über dem Daumen.

Die Liese wartet unterdessen geduldig. Sie weiß ja: gleich kommt nun der Jan mit den Schwarzbrotrusten, und sie frißt ihm dann aus der Hand.

So wartet die Liese geduldig ergeben.

Doch plötzlich hebt sie aufhorchend den Kopf. Vom Dorf her gellt helle Musik herüber. Tschingdera . . . bum . . . bum . . . tschingdera . . . bum . . . bum . . . ! Dann wird es fern auf der Landstraße lebendig. Hufgeklapper dröhnt über die Felder. Pferde tauchen zwischen den Baumreihen auf. Sie tragen graue Röcke im Sattel. Graue Röcke! Soldatenröcke! Endlos wächst die Kolonne an. Und sie reiten unter blutigem Morgenrot! Tschingdera . . . bum . . . bum . . . tschingdera . . . bum . . . bum . . . !

Das Kriegspferd Liese wird plötzlich unruhig. Alte, vergangene Bilder zucken in seinem dumpfen, verschwommenen Traumhirn empor. Wie brandige, dem Ewigen entrissene Bilze treffen sie das kreatürliche Bewußtsein der geheimnisvollen tierischen Seele. Soldaten! Kameraden! Schlachtenmusik!

Und auf einmal findet die Liese sich nicht mehr zurecht. Sie wird irre an sich. Sie fängt an zu stampfen, sie schnaubt mit dampfendem Atem, und ihr Körper bebinnt zu beben. Und nun, als die Reiterschar drüben den Acker überholt, springt die Liese unversehens mit einer fremden, längst vergessenen Kraft in den Strang, und der Strang reißt. Das Pferd fühlt sich frei. Und es muß doch hin, nach drüben! Es gehört doch dazu! Soldaten! Kameraden! Schlachtenmusik!

Und ehe der Jan recht begriffen hat, was geschieht, trabt das Kriegspferd Liese über den Acker, der Landstraße zu, und schließt sich drüben dem Zuge an. Das Kriegspferd Liese folgt den Kameraden. Folgt den Kameraden als könnte das gar nicht anders sein!

Der Jan hat seine Brotrusten verdattert zu Seite gelegt. Atemlos stolpert er über den Acker der Landstraße zu. Und als er die Liese beim Zügel nimmt, da läßt sie es willig geschehen. Und kopfschüttelnd streicht der Jan mit ihr am Straßenrand stehen. Klopft ihr verwundert den Hals und tadelt: „Aber Liese, was machst du denn da für Geschichten!"

Doch die Liese weiß es wohl selber nicht. Sie schaut mit ihren großen braunen Tieraugen dem in der Ferne verschwindenden Traumbild wunderlich nach.

Dann senkt sie stumm den Kopf und folgt ihrem Knecht Jan zurück auf den Acker . . .

Jo-Jo.

„Erster Schwarm - Feuer!"

Skizze aus dem Weltkriege — erzählt von Georg Mohler, Enkenbach

Während des Rückzuges an der San im Jahre 1914 marschierte am Ende eines bayerischen Jägerbataillons, ganz hinten, als letzter Mann, ein biederer Pfälzer aus dem Lautertal mit zwei Stücken Schlachtvieh.

Da nun begreiflicherweise Ochsen langsamer marschieren als Soldaten, blieb der Pfälzer immer mehr zurück, bis er sich mit seinen zwei Ochsen allein auf weiter Flur befand.

Da preschte ein österreichischer Dragonerleutnant mit einem Fähnlein Reiterei an ihm vorüber und rief ihm ermunternd zu:

„Beeil Dich, Kamerad, hinter uns komme die Kosaken! Los' Dei Ochs' sei laufen und sieh zu, daß d allaans weiterkimmst, sonst schiaß'n sie Di ab!"

„Daß soll geht net, Herr Leitnant, unser Hauptmann hat mer befohle, mit de Ochse nochzukimme, unn Befehl is Befehl!" erwiderte der Pfälzer.

Wenige Zeit später näherte sich wirklich von hinten ein Trupp Kosaken. Der bayerische Jäger ist nun Ochs, mutterseelenallein gegenüber einem halben Hundert wilder Steppenreiter, die scharf auf ihn losgaloppierten.

Aber unser Landsmann machte das rein gar nichts aus!

In aller Ruhe läßt er die Feinde auf ca. fünfsechshundert Meter herankommen. Dann nimmt er gemütlich seinen Karabiner vom Buckel und spricht zu sich selbst die geflügelten Worte:

„So, Emil, jetzt mußt Du e Schwarmlinie mache!"

Alsdann tritt er an den Straßengraben, baut sich hinter einem Baum und kommandiert mit lauter, weithin hörbarer Stimme:

„Erster Schwarm — — an! — — Feuer!"

Und hopsdibei kollert der Kommandant der Kosaken von seinem Gaul.

Der wackere Pfälzer nickt befriedigt, springt auf, rennt hinter den nächsten Baum und kommandiert abermals mit echt pfälzischer Kricher-Stimme

„Zweiter Schwarm — — an! — — Feuer!"

Und wieder purzelt ein Kosakenoffizier von seinem Gaul.

Der Pfälzer nickt und läuft hinter den dritten Baum.

„Dritter Schwarm — — an! — — Feuer!"

Nun sinkt auch der dritte Kosakenoffizier mit einem Kopfschuß zur Erde. Das wird den Russen aber doch zu ungemütlich, und — die Kosaken ihrer Führer beraubt —, machen in vollem Karrs Kehrtschwenkt und fliehen in rasendem Galopp davon.

Der Schütze blickt ihnen lachend eine Weile nach, dann schlekst er in aller Ruhe die Sperrklappe, schultert seinen Schießwitzel und wendet sich wieder seiner früheren Aufgabe zu.

Aber — — — o Schreck!

Die beiden Ochsen sind verschwunden!

„Nebt finn mer dir die laudimme Schieferei noch noch mei Ochse fortagoffe!" brummt er und macht sich auf die Suche der Verschwundenen.

Nach Stunden erst traf er dann mit seinen beiden Schuhbefohlenen wohlbehalten im Quartier seines Bataillons ein, und als er lachend seinem Hauptmann die beiden Ochsen vorführte, die leider schon längst mit samt seinem Jäger in den Händen der Russen wären, sagte der halbfettleibende österreichische Leutnant der ihn kurz zuvor vor den Kosaken gewarnt hatte:

„Na, Kamerad, hast ein Schwein gehabt, daß die die Russen net abaschossen ham!"

„Na, Herr Leitnant", salutierte stramm unser Pfälzer Landsmann, „en Pfälzer Räner erschießt mer so leicht net, mer muß n erscht treffe!!"

*

Einmal aber trafen sie auch unseren braven Jäger aus dem Lautertal. Das war Anno 17 an der Somme, wo ihn eine Franzosenkugel aus dem Baumgipfel heruntergeholt, auf den er als Scharfschütze postiert war.

Dies nebenbei

„Die Fernsprechzelle ist für die schwatzhaften Frauen unserer Zeiten das geworden, was früher einmal der Brunnen auf dem Marktplatz war, an dem sich die Gevatterinnen zu einem endlosen Schwätzchen versammelten." Diese gerade nicht schmeichelhafte Feststellung findet sich in einer Denkschrift, die soeben von der Londoner Postbehörde veröffentlicht wird, nachdem sie eine statistische Untersuchung über die Benutzung der öffentlichen Fernsprechzellen vorgenommen hat.

Bei einer größeren Anzahl Zellen, die mit Fernsprechautomaten versehen waren, ließ sie Beamte Aufstellung nehmen, die sehr geschäftig taten, aber keine andere Aufgabe hatten, als mit der Uhr in der Hand die Dauer der Fernsprechunterhaltungen zu kontrollieren. Das Ergebnis übersteig auch die pessimistischsten Erwartungen; es zeigte sich, daß auch im Fernsprecher die Frauen eine ganz unwahrscheinliche Gesprächigkeit entfalten. Nicht einer der Männer, die beobachtet wurden, sprach länger als fünf Minuten. Im Gegensatz dazu stellte eine Frau, die in eine Fernsprechzelle am Trafalgar Square gegangen war, einen außerordentlichen Rekord auf: sie legte den Fernsprechhörer nach genau einer Stunde und sieben Minuten aus der Hand, wobei sie in der ganzen Zeit nur ein einziges Gespräch geführt hatte. Sehr häufig waren die Fälle, in denen Angehörige des weiblichen Geschlechts zwanzig bis dreißig Minuten am Fernsprecher blieben, ohne die in großen Buchstaben über ihnen schwebende Mahnung „Fasse dich kurz!" auch nur eines Blickes zu würdigen, ohne sich auch nur im Geringsten darum zu kümmern, daß sich inzwischen eine ganze Schlange von Menschen aufgestellt hatte, die den Fernsprecher auch benutzen wollten. Aber nicht wahr, meine Damen, es ist immerhin ungalant, solche Feststellungen überhaupt zu treffen. Und den Engländern hätten wir das doch am allerwenigsten zugetraut . . .

*

Man sollte annehmen, daß diejenigen Menschen, die sich Depots und Konten anlegen, auch wissen, wo sie ihr Geld hingebracht haben. Aber das scheint nicht immer der Fall zu sein, wenn man hört, daß 38 Millionen Pfund Depots auf amerikanischen Banken liegen, deren Eigentümer sich nicht wieder gemeldet haben. Vielleicht sind einige Besitzer inzwischen so reich geworden, daß sie sich gar nicht erst um die paar armseligen Kröten kümmern. Denn die meisten Depots sind natürlich klein. Auf genau 5 646 045 Personen verteilen sich diese 38 Millionen Pfund oder 189 Millionen Dollar. Dennoch gibt es 65 Menschen, die ihr ein Konto von 10 000 Pfund, also 120 000 Mark besitzen, und es anscheinend vergessen haben. Dagegen steigt die Zahl der Vergeßlichen, die Depots in der Höhe von 2000 bis 10 000 Pfund ihr eigen nennen, gleich auf 1211 Personen. Sicher sind auch verschiedene Konteninhaber inzwischen verstorben, ohne ihre Angehörigen davon in Kenntnis gesetzt zu haben, daß noch auf der und der Bank ein kleines Sümmchen liegt, das abgeholt werden kann. Das Gros dieser Geldbesitzer jedoch scheint sich entweder aus Geld wenig zu machen oder sie haben es vergessen. Im amerikanischen Kongreß versucht man bereits seit Jahren ein Gesetz durchzubringen, daß der Regierung alles Geld aus diesen Geisterkonten zufällt, wenn sich die Besitzer zwanzig Jahre nicht melden. Aber dieses Gesetz ist noch nicht durch.

*

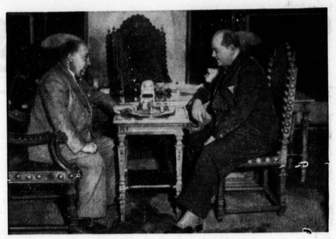
Eine Verlobung mit großen Hindernissen war das Schicksal zweier Liebesleute in Amerika. Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Heiratsanzeige lernten sie sich kennen. Man kann allerdings nicht von persönlichem Kennenlernen sprechen, denn vorerst entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel. Das war im Jahre 1916. Ein junger Mann aus Bowling-Green im Staate Kentucky gab eine Heiratsannonce in einer Newyorker Zeitung auf. Und der Suchende erhielt prompt Antwort von einer jungen hübschen Dame Rosa Prinz in Kalifornien. Zwei lange Jahre tauschten die beiden Heiratsfreudigen ihre Briefe aus, dann erst erlaubte sich der Bewerber um die Hand Rosas anzuhalten. Rosa war ängstlich und lehnte ab. Jedoch der „stürmische" Bewerber ließ nicht locker, ein Jahr später fragte er wieder höflich an, ob Rosa seine Frau werden wollte. Und Rosa war nach dreijährigem Briefwechsel mit einer Heirat einverstanden. Plötzlich aber erkrankte die Mutter der Braut und die verabredete Zusammenkunft und die Hochzeit wurden verschoben. Einige Zeit später, als Rosa nach Bowling-Green abreisen wollte, um endlich den geliebten Briefschreiber und zukünftigen Ehemann kennen zu lernen, erhielt sie ein Telegramm, daß der zukünftige Ehemann sein gesamtes Vermögen verloren habe. Und im darauffolgenden Brief teilte er mit, daß er vorläufig an keine Heirat denken könne! Es vergingen Jahre und Jahre. Das Paar blieb getreulich in schriftlicher Verbindung. Und jetzt, im Jahre 1938 gelang es endlich den Liebenden, sich trauen zu lassen. Nach mehr als zwanzig Jahren lernten sich Rosa und ihr treuer Briefschreiber zum erstenmal persönlich kennen. Endlich hatte es der Mann wieder zu einem annehmbaren Vermögen gebracht, so daß er imstande ist, eine Familie zu unterhalten. Hoffentlich geht dieses seltsame Experiment gut aus. Und die beiden werden glücklich wie im Märchen . . .

Jo-Jo.

Aus fernen Tagen

Cianetti spendet für das WHW.

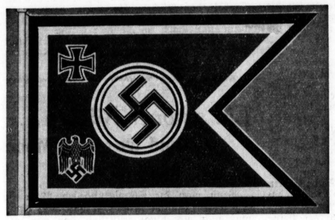
Der Präsident des italienischen Industriearbeiterverbandes Cianetti traf zu einem neuerlichen Besuch in Deutschland ein. Er wird unter anderem das Volkswagenwerk und die Reichswerke Hermann Göring besichtigen. Bei seiner Ankunft auf dem Anhalter Bahnhof spendet er für das Winterhilfswerk. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



Reichswirtschaftsminister Funk in Sofia

Unser Bild zeigt den bulgarischen Ministerpräsidenten Dr. Kiosseiwanoff im Gespräch mit Reichswirtschaftsminister Funk über Wirtaftsfragen zwischen Deutschland und Bulgarien.

(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Das Kommandozeichen des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht

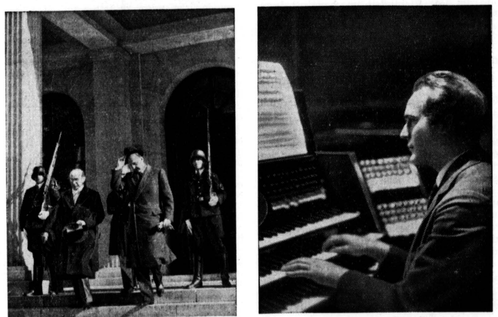
Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht führt am Kraftwagen dieses Kommandozeichen. Es zeigt im roten, weiß-schwarz-geränderten Felde einen weißen, zweimal schwarz-weiß-geränderten Kreis mit einem weiß-schwarz-geränderten Hakenkreuz. In den inneren Ecken des roten Feldes befindet sich oben ein weißgeränderter Eisernes Kreuz, unten ein zur Stange blickender, weiß-geränderter schwarzer Wehrmachtsadler. (Zander-Multipl.-K.)

Glückliche KdF.-Urlauber fahren ins Ausland

Der „Wilhelm Gustloff" startete, voll besetzt mit glücklichen Volksgenossen aus den Gauen Hamburg, Berlin und Köln-Aachen, zu seiner ersten großen Reise. Sie führt mit direktem Kurs nach Funchal auf Madeira und von dort nach Afrika und Italien. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Mittellandkanal-Brücke über die Elbe

Im Zusammenhang mit der Fertigstellung des Mittellandkanals vom Rhein bis zur Elbe gewinnt auch die Brückenüberführung des Kanals über die Elbe Interesse, durch die der Anschluß an das Wasserstraßennetz der Oder geschaffen wird. Die Brücke, die den Kanal über die Elbe führt, hat eine Länge von 900 m und eine Trogbreite von 30 m bei einer Wassertiefe von 2,75 m. Es ist wohl die größte und schwerste Brücke dieser Art auf der Welt. 20 Eisenbetonbögen von je 30 m Lichtweite stehen auf dem Vorland; das eigentliche Strombett der Elbe wird durch einen eisernen Ueberbau von 100 m Lichtweite in der Mitte und je 50 m an den Seiten überbrückt. Die Brücke, deren Modell wir hier zeigen, wird bis 1942 fertiggestellt sein. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Prags neuer Außenminister beim Führer

Außenminister Chvalkowsky (links) und Legationsrat von Halem (rechts) nach der Besprechung. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Günther Ramin 40 Jahre alt

Prof. Günther Ramin, der berühmte deutsche Organist, beging am 15. Oktober seinen 40. Geburtstag. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

Lord Stanley gestorben

Infolge einer Beinverletzung, die er im Kriege erhalten hatte, starb in einer Londoner Klinik der britische Dominienminister Lord Stanley. (Weltbild)

Kemal Atatürk, das türkische Staatsoberhaupt,

ist schwer erkrankt.

(Pressephoto, Zand.-Multipl.-K.)

König Leopold von Belgien enthüllt in Paris ein Denkmal für seinen verstorbenen Vater

In Paris wurde von dem König der Belgier ein von dem französischem Volke errichtetes Denkmal für den tödlich verunglückten König Albert von Belgien eingeweiht. — Ein Ueberblick über die Denkmalsenthüllung. In der Loge vorn links König Leopold von Belgien und der Präsident von Frankreich, Lebrun. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Von den Ereignissen im Fernen Osten

Auf Grund der letzten Ereignisse auf dem chinesisch-japanischen Kriegsschauplatz sah sich die englische Regierung zu einem verstärkten Schutz der englischen Kronkolonie Hongkong veranlaßt. — Der englische Kreuzer „Birmingham" kurz vor dem Auslaufen nach Hongkong mit einem Bataillon Seaforth-Hochländer an Bord im Hafen von Schanghai. (Zander-Multiplex-K.)

Der Generalstabschef der bulgarischen Armee ermordet

Generalmajor Jordan Peeff, der Generalstabschef der bulgarischen Armee, fiel den Kugeln eines Meuchelmörders zum Opfer (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Welt der Frau

Baby's Aussteuer – einfach und praktisch

Baby — welch' glückbedeutendes Wort! Wieviel Vorbereitungen werden für die Ankunft dieses kleinen Wesens getroffen! All' die niedlichen Händchen, Höschen, Kleidchen, Jäckchen usw., die genäht, gekauft werden, ehe der kleine Erdenbürger seinen Einzug in die Welt hält. Mit größter Liebe und Sorgfalt wird darüber nachgedacht, einfach und praktisch die kleine Aussteuer zu halten.

Die junge Mutter steht diesen Dingen oft etwas ratlos gegenüber. Am Ungünstigsten ist es, wenn man Baby weiß anzieht wie vor allem Reinlichkeit die wichtigste Rolle für seine Gesundheit bedeutet. Weiße Sachen können gekocht werden, was sehr wichtig ist. Die Hauptsache ist: Sauberkeit. Dann möglichst solche Kleidung wählen, die bequem und einfach zu waschen ist. Die Erstlingskleidchen sollen so geschnitten sein, daß das Kleine nicht eingeengt ist, sondern sich frei bewegen kann. Die Wäsche darf nur mit reiner, weißer Seife, am besten Seifenflocken, gewaschen werden, vor allem sodafrei, da mit die zarte Haut nicht gereizt wird.

Als einfache Ausstattung braucht der kleine Erdenbürger:

Leibwäsche: 6 Erstlingshemdchen, 4—6 gewirkte Jäckchen Größe 1, 4—5 gewirkte Jäckchen Größe 2, 24 dünne Mullwindeln oder Nessel (70—80 cm im Quadrat groß), 12 Moltonunterlagen (30—40 cm im Quadrat groß), 8—4 Wickeltücher aus Molton oder Barchent (70 zu 80 cm), 2 Gummiunterlagen (25—30 cm groß), 1—2 Badetücher (Frottiergewebe), 6 Läppchen oder Taschentücher (Läppchen auch aus buntem Lackstoff).

Bettwäsche: 3 Laken, 3 Kissenbezüge mit Stickerei oder Spitze, 2 Deckbettbezüge, 1 Rosshaarkissen, 1 Deckbett mit Daunen, 1 Wagendecke.

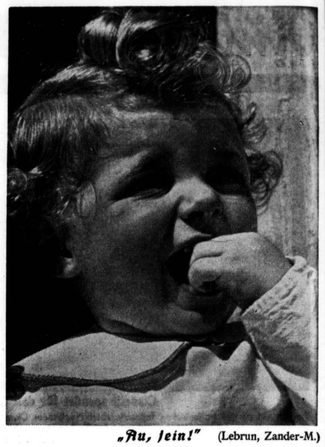
Die Frage „Blau oder Rosa" für die Säuglingswäsche ist nicht so wichtig bei der herrlichen „Farben-Skala". Für jeden Zweck sollen die richtigen Kleidungsstücke vorhanden sein, aber zu großer Luxus ist übertrieben.

Außer der Wäsche, die man leicht selbst arbeiten kann, wird schon vor der Geburt des Kindchens allerlei Wärmendes aus feiner Wolle gearbeitet, damit für jede Witterung vorgesorgt ist. Jäckchen, Mützchen, Flaschenwärmer, Leibchen und Spielhöschen sind sehr beliebte Geschenke für die junge Mutter. Wer sich viel Zeit für ein größeres Geschenk nimmt, beglückt die Mutter mit einem eingehäkelten oder gestrickten wollenen Einschlagtuch, das nach dem Baden oder Trillen unentbehrlich ist.

Neben den praktischen Stücken darf man gern ein Sonntags-Hemdchen, -Höschen, -Jäckchen haben. Zum Beispiel neu und praktisch ist auch für unsere „Allerkleinsten" ein seidenwattiertes, gestepptes Hausjäckchen. Himmelblau mit kleinen Blümchen oder mattrosa mit hellblauen Punkten, oder ein gablümtes Mützer. Es hält den Rücken schön warm beim ersten Aufrichten im Wagen oder Bettchen. Auch wenn man Baby im Zimmer herum trägt ist es angebracht. So ein kleines, zierliches Stück arbeitet man liebend gern selbst. Festlich und die Jäckchen aus Kunstseide oder Crêpe de Chine mit Bubikragen ganz wie die Alten. Geblümte Seiden verarbeitet man viel für Strampelhöschen. Aber auch in gestrickten Strampelhöschen und warmen Wollschühchen läßt es sich an kühlen Tagen gut strampeln. Das „Staatshemdchen" darf aus Kunstseide oder Batist sein; ein Spitzchen als Verzierung, oder schmale, zierliche Handsaumstäume.

Die ersten Wochen seines Lebens sollte Baby sehr ruhig verbringen und nicht von allzuviel Fremden bestaunt werden. Wird es dann das erstemal in seinem feinen Wagen ausgefahren, muß es natürlich anders angezogen sein. Da gibt es jetzt so entzückende Garnituren gestrickter Höschen, Jäckchen, Schals und Mützen. Aber ja nicht im Haus zu sehr verzärteln, frühzeitige Abhärtung schadet dem modernen Kinde gar nichts. Zur Ausfahrt sind auch selbstgehäkelte Chapes zu empfehlen, vor allem warme Strümpfchen, und im Winter Handschuhe. Batist, Kunstseide und Chins sind die gegebenen Materiale, um die Pracht des neuen Kinderwagens zu heben.

Das Trockenbettchen mit Torfmullfüllung wird immer beliebter bei den jungen Müttern. Torfmull bindet bekanntlich üblen Geruch und saugt die durch die Windeln und Stoffmull sickernde Feuchtigkeit so gut auf, daß das Kind nie naß, nur in einer kaum feuchten Windel im Bettchen liegt. Außerdem wird das Kind durch die leichte Wicklung gut abgehärtet und hat vollkommene Strampelfreiheit.



„Au, fein!" (Lebrun, Zander-M.)

Die Matratze wird hier durch einen festen Behälter ersetzt, die gern mit Lackpapier, gut gereinigtem Torfmull gefüllt ist. Er wird mit Nesselstoff bespannt und darüber kommt ein straffgespanntes Schutztuch.

T. Glanz-Ruperti

Ein schöner Rücken... – und was Frau Mode aus ihm macht

Wenn man die Entwicklung der Mode in den letzten Jahren genau verfolgt hat, dann muß man unbedingt feststellen, daß wir immer weiblicher geworden sind. Am allermeisten zeigt sich das bei den Nachmittags- und Abendmänteln, die schon richtigen Kleidercharakter bekommen.

Die betonte Rückenpartie des Mantels, aus in sich gemustertem Stoff bringt trichterförmiger Abnäher, die sich nach obenhin verbreitern, in der Taille zusammenlaufen und von dort aus in einem einzigen Abnäher die Mittellinie des Rockteils nachzeichnen.

Noch kleidsamer ist der dunkle Nachmittagsmantel mit betonter Passe, die den Armelansatz auch auf den Schultern nachzeichnet und eine kleine Spitze im Rücken bringt. Das Oberteil fällt etwas bluisig, und der Rock ist stark glockig geschnitten. Eine weiche Schärpe wird vorn gebunden.

Der gleiche blusige Fall findet sich bei dem schwarzen Nachmittagsmantel, der auch am Abend getragen werden kann. Das Oberteil hat eine breite Passe, mit Fuchs besetzt, der aber nicht bis zum Nacken durchläuft, sondern nur die Fuchsboinchen im Rücken kreuzt. An die Passe ist das blusigfallende Oberteil angekraust, und auch die weiten Aermel, die am Handgelenk mit einem Bündchen zusammengehalten sind, beginnen erst unterhalb der Schulter. Das Rockteil hat wenig Weite und fällt ziemlich glatt, der Mantel ist vorn mit Knöpfen geschlossen.

Felicitas von Reznieck

Etwas mehr Selbständigkeit bitte...!

In einer rechten Ehe werden Mann und Frau in allen wichtigen Fragen des Haushalts und der Familie gemeinsam die Entscheidung treffen, so wie sie es nach reiflicher Ueberlegung für richtig und notwendig halten. Wenn der Mann unbedingt seine Meinung durchsetzen will oder die Frau einen Dickkopf hat, mitunter sogar gegen jede bessere Einsicht, dann geht es eben nicht. Verheiratet sein bedeutet ab- und zugeben, sich auch einmal nach den Wünschen des anderen Ehegatten richten.

Das schließt aber nun nicht aus, daß die Frau in ihrem besonderen Arbeitsbereich, dem Haushalt, durchaus ihr eigenes Urteil haben kann, dem sie folgt, weil sie der Meinung ist, daß es so gut sei. Kein Mann wird etwas dagegen haben, ja er wird sogar froh sein, wenn er sich nach seiner eigenen, oft recht schweren und anstrengenden Berufsarbeit, nicht um jede Kleinigkeit im Haushalt kümmern muß. Aber was gibt es da unter den Frauen für Fragelieselst! In allem wollen sie die Meinung des Mannes und seinen Rat hören, um mitunter dann doch zu tun, was die Freundin oder ihr eigener Kopf sich zurechtgelegt hat. Kommt nun der Mann müde und abgespannt von seiner Arbeit, dann überfällt ihn zuhause seine Ehelieblste mit tausend kleinen, unwichtigen Fragen und Mitteilungen, mit Dingen, die ihm völlig gleichgültig sind.

Was interessiert es den Mann schon, wenn Minna, der dienstbare Geist, schon wieder eine Kaffeetasse zerschlagen hat oder ob Bubi nun braune oder schwarze Söckchen bekommen soll? Auch für die Farbe des Spielkleides seines Töchterchens bringt er gewöhnlich keine allzu große Anteilnahme auf. So gibt es in jedem Haushalt hundert und tausend Kleinigkeiten, die eine Frau durchaus ohne die Hilfe und den Rat des Mannes erledigen kann.

Im übrigen schätzt es auch ein Mann garnicht so sehr, wenn er mit einer zu unselbständigen Frau verheiratet ist. Wohl macht es ihm vielleicht Vergnügen, einmal auf einer Reise die Frau zu verwöhnen, ihr alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. So daß sie wirklich ausspannen und ganz der Erholung leben kann, aber zuhause, da soll sie schon zeigen können, daß sie es versteht mit den kleinen Schwierigkeiten und Widrigkeiten des Lebens fertig zu werden, ohne daß immer „er" eingreifen muß.

Schließlich ist es ja auch viel schöner, wenn die Stunden der Erholung nach der Arbeit und des Alleinseins zwischen Mann und Frau möglichst wenig von Alltagssorgen und Alltagskram belastet sind. Wenn es garnicht anders geht, gewöhne man sich wenigstens daran, in einer kurzen halben Stunde alles Notwendige zu besprechen, um dann frei zu sein. Hält man sich an diese Regelung, dann wird man bald merken, wie die eigene Leistungsfähigkeit steigt, wie das Maß der Verantwortung wächst und wie man durch eigene Tüchtigkeit die Hilfe des Mannes entbehren kann, wenn es heißt die alltäglichen Sorgen zu bannen.

Sich der Qualität verpflichten / Haushaltsanschaffungen im Zeichen des Qualitätsgedankens

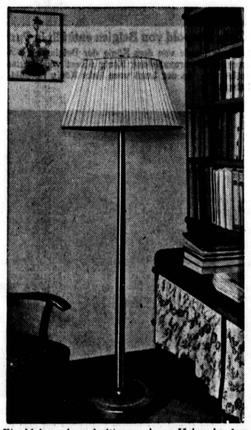
Geld ist umgesetzte Leistung, Geld ist unserer Mühe Lohn. Das, was wir für das hartverdiente kaufen, muß, aus Respekt vor unserer eigenen Mühe, aus Respekt vor uns selber und unserem Fleiß, im rechten Verhältnis zu unserer Bemühung stehen. Steht es das nicht, so erscheint plötzlich alles sinnlos, alle Anstrengung, alles Streben, alles Arbeiten.

Kaufen, richtig kaufen ist daher etwas ernst Verantwortungsvolles. Wir Frauen, die wir das Geld aus der Hand des Mannes empfangen, um dafür Nahrung, Kleidung und Dinge für die Wohnung zu kaufen, fühlen diese Verantwortung. Alles Kaufen muß aus der Sphäre des Von-der-Hand-in-den-Mund-lebens herausgerückt werden. Durch richtiges Wirtschaften, durch Zusammenschieben kleiner Summen zu einer größeren — man kann es auch Sparen nennen — gewinnen wir Abstand von diesem Kreislauf: Geldverdienen, Geldausgeben. Geldverdienen, gewinnen wir Zeit zur Ueberlegung für den rechten Kauf. Ein zusammengebrachtes Stück Geld ist eine Macht, ein kleines Sümmchen eine kleine Macht, eine große Summe eine große. Nehmen wir uns also die Zeit für unsere Anschaffungen, machen wir uns stark, das ist unserer würdig, erst zu kaufen, wenn die ganze Summe bereit liegt für den Gegenstand, erst dann können wir überblicken, ob uns das Geld auch tatsächlich entbehrlich ist für diesen Gegenstand. Käufe mit Zukunftssorgen sind unüberlegt und eine Verführung.

Die Hausfrau geht durch ihre Wohnung und fühlt: wir kommen vorwärts. Sie sieht das anständige Holz ihrer Möbel, befühlt die kräftigen haltbaren Gardinen, sieht ihre Kinder in einfachen warmen guten Sachen herumspringen und ihr wird froh ums Herz. Gewiß, einfach sieht alles aus, sehr sehr schlicht und bescheiden. Aber alles, was sie gekauft hat, ist aus zuverlässigem Stoff geschaffen, ein Stein fügt sich gutwillig an den anderen, das Haus hält, das Haus ist gut gebaut.

Wer unbeirrt in jedem Stück Qualität auswählt, muß planvoll leben, ungeordnete Zustände dagegen machen hastige, unvorteilhafte Käufe notwendig. Man muß nehmen, was der Augenblick einem in die Finger spielt. Ungeordnete Verhältnisse haben immer Notstands-Anschaffungen im Gefolge, man stopft schnell, schnell, schon liegt die Not hindurch, hier ein Loch zu, dort reißt ein anderes größeres wieder auf.

Die Moralpredigt gegen die Leute, die alles billig und minderwertig kaufen, mag hart klingen. Können denn die Leute anders? Reicht denn das Geld noch für anständige Ware? Ja, es reicht, bei einigen Menschen, es kommt immer darauf an, wie jeder mit dem Pfennig, der ihm in die Hand gegeben ward, zu wuchern versteht. Drei Familien mit ganz gleichem Monatseinkommen haben noch lange nicht das gleiche Niveau. Woher kommt das, wie zum Kuckuck macht das Herr Pleiwe?



Ein kleiner Ausschnitt aus einem Heim, in dem nichts Prahlerisches zu finden ist. Gute Qualität des Holzes und der Stoffe und ein sicherer Geschmack schaffen eine Atmosphäre von behaglicher Gepflegtheit.

Entwurf: Amt Schönheit der Arbeit (Delke M)

Von weit, weit her muß der Qualitätsgedanken, Qualitätsempfinden an uns herangetragen werden. Glücklich dürfen die Menschen sein, deren Eltern ihnen in die Wiege schon das rechtschaffene Stück Spielzeug legten und so die Sinne zu Anfang gleich in die rechte Richtung wiesen. Umgang mit Minderwertigem muß uns zur Pein sein, dann findet sich auch der treue, biedere, solide, ehrliche, rechtschaffene, ich möchte fast sagen der handwerkliche Weg zu reinlichen gediegenen Verhältnissen.

Es gibt eine Stufenfolge der Qualitäten. Ein Wäschestück aus Matko ist ein Qualitätsstück. Aber es ist einfacher, und welchem weiblichen Wesen heute nicht viel zu einfach, als eines aus Seide. Am Vormittag trägt eine Hausfrau, die weiß, daß die Mark hundert Pfennige hat, einen Stoff der Meter zu zwei Mark, dabei gute Qualität, geschmackvoll in Muster und Farbe, und sie sieht eine reizende Linie zur Zierde auf die Nackweite, und sie sieht jung und blühend und strahlend adrett aus. Wohlmeinen Frau Ratlos sich neulich einen so teuren Stoff für ein Nachmittagskleid kaufte, zehn Mark der Meter, daß es nachher nicht mehr für ein Vormittagskleid reichte und sie mitsamt ihrem Qualitätsgedanken und dem teuren, viel zu teuren Stoff schon am Vormittag anWohnschatisch stehen muß und teure Werte verschleudert Jede Qualität an dem Platze, der ihr jeweils zukommt, die unterste Stufe der Qualität zur ganz einfachen Gelegenheit, den Glanz aber und die Pracht und das Ueberschäumen für die festlichen Augenblicke.

Minderwertige Qualität ist wie ein Faß ohne Boden. Wir schöpfen voll, ein Leben lang, und am Ende fließen wir da, und alles Naß ist abgeflossen. Uns also ein Leben auf würdiger solider Grundlage führen zu können, wollen wir ganz weit ausholen, von frühesten Jahren her streben, einen Fond zu schaffen für gediegene Verhältnisse, indem wir kleine Werte hoch achten, indem wir Unnützes, Spielerisches weglassen und uns ernst den wirklich wichtigen Aufgaben im Leben zuwenden.

Ilse Deike.

Einige Rezepte

Sauerkrautsalat

Man reibt eine Zwiebel, einen Apfel und mischt alles unter 250 Gramm rohes, ungewaschenes Sauerkraut. Dann fügt man etwas Kümmel und etwas Salz hinzu und übergießt alles mit Oel. Der Salat muß eine Stunde vor dem Anrichten zubereitet werden, damit alles gut durchzieht.

Preißelbeergelee mit Schlagsahne-Ersatz

750 Gramm gewaschene Preißelbeeren zerstampft man mit einem Holzlöffel und leicht sie im Wasserbade. Dann filtriert man den Saft durch ein Tuch. ½ Liter Saft mischt man mit soviel leichtem Mosel oder mit Traubensaft, einem Stückchen Vanille, Zucker oder dem preiswerten Süßstoff nach Geschmack, läßt nochmals unter gutem Abschäumen kochen, gibt auf 1 Liter Flüssigkeit 10 Blatt gemeichte, aufgelöste Gelatine, füllt in eine Rinaform aus Glas oder Porzellan und stellt zum Erstarren kalt. Will man die Speise zum Anrichten stürzen, so setzt man die Form zuvor eine Minute in kochendes Wasser. Man füllt nun in die Mitte Schlagsahneersatz: ½ Liter Weißwein und ½ Liter Fruchtsaft, bringt man mit dem Saft von zwei bis drei Zitronen zum Kochen, rührt reichlich und läßt unter ständigem Rühren drei Eßlöffel Grieß einlaufen, schlägt bis zum Kochen und dann kalt und schaumig.

In allen Uhren schlägt sein Herz

Das Lebensschicksal Peter Henleins, des Erfinders der Taschenuhr, im Film

Der Kunstschlosser und Uhrenmacher Peter Henlein (Heinrich George) Fotos: Tobis

Um das Jahr 1500 erfand der Kunstschlosser Peter Henlein die Uhr ohne Pendel und Gewichte. An deren Stelle arbeitete eine Feder, die das Werk mit seinen Rädern und Brücken in Gang brachte. Aus Anregung des kühnen Seefahrers Michael Behaim soll dieser Zeitmesser entstanden sein, aus dem die Taschenuhren von heute wurden. „Nürnberger Eier", so nannte man sie damals. Eine Legende um diesen Erfinder, der sterben mußte, ohne die Früchte seiner Ewigkeitsarbeit erleben und genießen zu können, hat Walter Harlan in einem Drama gestaltet, das den Titel führt „Das Nürnbergisch Ei".

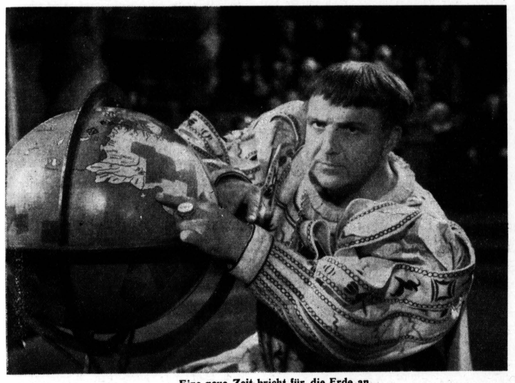
Es ist die Geschichte eines Märtyrers, denn zu Peter Henlein, als er kurz vor der praktischen Vollendung seiner Idee stand, sagte der Arzt, er müsse ihm eine gefährliche Geschwulst aus dem Kehlkopf schneiden, sonst würde sein Leben in wenigen Wochen zu Ende sein. Doch diese Zeit brauchte der traumäugige Meister, um seine Erfindung zu vollenden, die durch den

„Siehst du, Eva, ich werde es bald haben; das Rädchen muß laufen!" (Heinrich George — Kristina Söderbaum)

Neuaufführung gewagt hatte. Es blieb für besinnliche Menschen ein Schicksalsdrama, bürgerlich und heroisch, ethisch und lyrisch zugleich. Und ein Satz, den Walter Harlan seinen Peter Henlein sprechen läßt, könnte als Motto für das Bühnenwerk gelten: „Ei — da hab' ich meines Lebens Spiegelbild und Sinn."

Es starb der Meister. Doch seine Uhren ticken noch immer, das Lied der Ewigkeit. Es starb auch sein Dichter. Doch der Film, der unter dem Titel „Das unsterbliche Herz" erscheint, wird sein Werk zu neuem Leben wecken. Veit Harlan, Richard Billinger und Werner Eplinius haben das Drehbuch geschrieben, das eine Reihe großer Schauspieler zu einem Ensemble vereint, darunter Heinrich George, Paul Wegener, Richard Bohnen, Eduard v. Winterstein, in der weiblichen Hauptrolle Kristina Söderbaum.

(Bild: Archiv)



Eine neue Zeit bricht für die Erde an
Martin Behaim (Michael Bohnen), Seefahrer und Geograf lebte mit Peter Henlein in der großen Zeitenwende vom Mittelalter zur Neuzeit

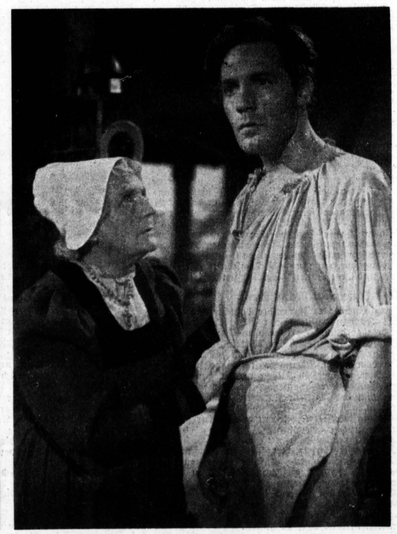
Peter Henlein (Heinrich George), besessen von seiner Idee, ruht von seiner Arbeit nicht Tag noch Nacht. Der Seefahrer und Geograf Martin Behaim (Michael Bohnen) stützt und fördert das Werk des Uhrmachers.

ungewissen Ausgang einer Operation gefährdet schien. Er kümmert sich nicht um den Tod, er behält das frohe Lachen eines Menschen, der mit der Welt fertig geworden ist, weil er weiß, unsterblich zu sein, wenn die neue Uhr nach seinem Willen gehen wird, durch die Energie einer Spiralfeder, die den Zeiger zum Kreislauf treibt. „Zuerst die Uhr!" ist seine Sorge. „Dann, wenn es sein muß, der Tod!"

Die Tat gelingt, die Tat eines schwärmerischen Grüblers für die ganze Menschheit. Dann stirbt er „in frohem Fanatismus" und die Schwester verkündet seinen Lebensabschied mit den prophetischen Worten „Deine Seele wird einstmals ticken in allen Taschen".

Diese Tragödie eines bürgerlichen Helden ereignete sich in der Stadt der Meistersinger, zur Zeit, da das Genie in Albrecht Dürer erwachte und Hans Sachs noch in die Schusterlehre ging. Aus der stillen, starken Prosa, die Walter Harlan mit dichterischer Einfühlung in die ferne, fremde Zeit seine Bühnenmenschen reden läßt, entstand ein hohes Lied der Arbeit. Es wird der Sieg idealen Menschenstrebens über die hemmende Wirklichkeit, ein Triumph des Willens über das mitleidlose Schicksal. Der Mensch vergeht, das Werk besteht — berichtet ein altes Sprichwort, das sich auch an Peter Henlein erfüllen sollte, an dem selbstlosen Schlosser, der durch seine Schiffsuhr ohne Gewichte, die „mit seekrank" werden konnte, unsterblich wurde.

Der Dichter Walter Harlan, der Vater unseres Veit Harlan, der vor sieben Jahren starb, ist auch heute noch nicht vergessen. Seine dramatische Ballade vom „Nürnbergisch Ei" lebt noch immer. Sie war 1915 im Deutschen Theater mit Eduard von Winterstein in der Hauptrolle zur Aufführung gekommen — nur nebenbei sei erwähnt, daß damals auch Emil Jannings und Werner Krauß mitwirkten — man sah sie zuletzt, wenige Wochen nach des Dichters Tod, im Staatlichen Schauspielhaus, diesmal mit Theodor Loos als schlichtem, opferbereitem Meister, nachdem zwischendurch das Steglitzer Schloßpark-Theater 1923 eine



Eva, die junge Frau des Erfinders (Kristina Söderbaum), der nichts ... und der Geselle Konrad (Raimund Schelcher) sieht nicht nur anderes als seine Uhr im Kopf hat, fühlt sich von ihrem Gatten verlassen, sondern auch das Leid der jungen Frau.

Im Banne der rollenden Kugel

Glücklich geworden ist keiner

Ein Tatsachenbericht von Curt Corrinth

Glück und Tragik am Spieltisch - Spieler, von denen die Welt sprach - Wie gewonnen, so zerronnen

Schluß

Aber diesmal hatte seine blonde Freundin keine heilsame Eingebung, mahnte ihn nicht, schenkte ihm keinen bittenden Blick. Garcia spielte weiter — und verlor nicht nur die 150 000 Franken, sondern auch noch die 20 000 Franken von Rubinstein dazu. Diesmal verließen ihn die Nerven. Er stürzte ins Büro der Direktion, schrie und tobte, brüllte von Betrug und Beutelschneiderei — und man war froh, als man ihn unter Ueberreichung von tausend Franken los wurde. Mit diesem Reisegeld verließ der Spanier Homburg — um zu neuen Taten nach Paris zu eilen. Immerhin aber war sein Weltruf als unbesiegbarer Spieler doch ins Wanken geraten . . .

Rutschbahn nach unten

25. April 1862. Garcia erschien wieder in Homburg, und zwar anscheinend mit neuen Reichtümern versehen. Angstbleich telegrafierte die Bank vorsichtshalber an ihren Bankier um eine bare Million, um dem bevorstehenden Kampf mit dem tollkühnen Spieler ausharren zu können. Und die Schwankungen, die der Spanier an den Spieltischen verursachte, waren neuerlich sehr hoch — aber alles in allem wurde er vom Glück nicht begünstigt, sondern verlor bald Hunderttausende. Als sein Verlust die 700 000 überschritten hatte, war er blank. Schließlich sah sich die Bank genötigt, ihm 5 000 Franken Reisegeld vorzustrecken, um ihm die Heimkehr zu ermöglichen . . .

Später hat Garcia noch öfter in Monte Carlo gespielt, aber nie mehr so hoch wie in Homburg. Immerhin bedeutete er auch da noch oft eine Gefahr für die Bank. Als er hier das letzte Mal auftauchte, gewann er aber noch einmal 90 000 Franken, verspielte sie aber schnell wieder und dazu noch 20 000 Franken eigenen Geldes. Diesmal mußte er sich mit einem von der Bank zur Verfügung gestellten Reisegeld von ganzen 500 Franken begnügen.

Man hat dann viele Jahre nichts mehr von dem tollkühnen Spanier gehört. Erst in den achtziger Jahren wußten die Blätter zu melden, daß man auf den Stufen der Rotte Dame de Paris einen zerlumpten Bettler tot aufgefunden habe; die Ausweispapiere lauteten auf einen gewissen Thomas Garcia, geboren zu Barcelona. Da wurde noch einmal die Legende von dem „tollkühnsten Spieler der Welt" aufgewärmt. Und sie ist bis heute nicht vergessen. Es hat keinen zweiten Garcia mehr gegeben . . .

Ein Bonaparte sprengt die Bank

Der Prinz von Canino

Mit dem Aufstieg Louis Napoleons, des späteren Kaisers Napoleon III. zum Prinzpräsidenten von Frankreich, waren auch alle Militärs der des Kaisertums Napoleons I., und deren Nachkommen, insbesondere alles, was zur Familie Bonaparte gehörte, in den Vordergrund des öffentlichen Lebens getreten. Zwei Linien des Hauses Bonaparte befanden damals noch neben der des Präsidenten: die eine, die von König Jerome von Weißfalen abstammte, und jene, die ihren Ursprung von drittältesten Bruder Napoleons, Lucien, herleitete. Diese Linie war für Napoleon I. lange Zeit ein unwillkommener Verwandter gewesen, ungehorsam und eigensüchtig, obwohl oder vielleicht gerade, weil er beim Staatsstreich vom 18. Brumaire als Präsident der Versammlung persönlich die Truppen zum Einschreiten gegen diese bewogen und dadurch mächtigen Anteil am Emporkommen des Bruders genommen hatte. In der Folge aber überwarf er sich mit diesem und seinem Polizeiminister Fouché. Dieses schlechte Verhältnis wurde noch verschärft, als Lucien nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Gastwirtstochter, gegen Napoleons Willen die Heirat mit der Witwe eines Wechselagenten einging. Er wurde daher als kaiserlicher Prinz nicht anerkannt. Nach dem ersten Sturze Napoleons ging er nach Rom und wurde dort mit dem kleinen Fürstentum Canino und Musignano belehnt. Seit dieser Zeit hieß er und jeweils der älteste Sohn aus dieser Linie Prinz von Canino. Lucien war nach Napoleon I. der begabteste aller Brüder Bonaparte, er besaß auch in hohem Maße jenen abenteuernden Sinn, der seinen Bruder zu so schwindelnder Höhe führte. Diesen Zug vererbte er auch seinen Kindern — nicht zuletzt dem ältesten Sohn, Charles Lucien, Prinzen von Canino, der eine der zwei Töchter Joseph Bonapartes, des Königs von Spanien, heiratete, wodurch dessen Linie in die Luciens übergeleitet wurde.

Auch dieser Charles Lucien war ein begabter Mann, falsch angeschrieben bei seinen Verwandten, dem Prinzpräsidenten. Er besaß eine tolle Leidenschaft — er liebte das Spiel, besonders das hohe Hasardspiel. Sowie er durch das Emporkommen seines Vetters zu Kredit und damit zu Geld gelangt war, begann er in seinem Hause Spielpartien zu geben. Danach begab er sich in die rheinischen Bäder — vor allem nach Homburg, das immer wieder erwähnt werden muß als Treffpunkt aller großen und „berühmten" Spieler jener Zeit.

Der Sturm auf die Bank

An einem 26. September besuchte der Prinz das Kurhaus zum ersten Mal. Naturgemäß bildete er angesichts der hohen Stellung seines Vetters in Frankreich den Mittelpunkt der Spielergesellschaft. Alles drängte sich heran und sah den dicken, tiernackigen Prinzen mit den dunklen, flackernden Augen zu, der ganze Haufen Goldes vor sich aufhäufelte, um sofort mit den von der Bank gestatteten Höchstsätzen zu spielen. Vom Roulettetisch zum Trente et quarante wechselnd, gewann er mit kurzen Unterbrechungen fast ununterbrochen und sich Verluste mit unglaublichem Glück durch Höchstsätze auf die mit fünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit Gewinn verheißenden einfachen Chancen wieder aus. An drei aufeinanderfolgenden Spieltagen hatte er bis zum 29. September 180 000 Franken gewonnen, und die Bank mußte fortwährend Zuschüsse zu den aufgelegten Geldern holen lassen, um die Tische, an denen der Prinz spielte, aktionsfähig zu halten.

Um Gotteswillen — was tun?

Man konnte sich an den fünf Fingern abzählen, daß der ganze Betriebsfond der Bank bei weiterem Glück des Prinzen verloren gehen und die Bank „vis-a-vis de rien" stehen würde. Der schon genannte Historiograph Homburgs, Comte Corti, weiß zu berichten, daß am 29. abends keine Zuschüsse mehr zu den aufgelegten Bankgeldern geleistet wurden und man das Spiel früher beendete als gewöhnlich. Der Direktor eilte zur Bank und fragte dort an, ob diese auf die im Besitze der Gesellschaft befindlichen Aktien 200 000 Gulden vorschießen wolle. Der Bankier, der schon von den Vorgängen im Spielsaal, von Homburg gehört hatte, war wie immer vorsichtig und gab zunächst eine hinhaltende Antwort. Geknickt fuhr der Direktor heim. Zum Glück für ihn verloren am 30. September andere Spieler so beträchtliche Summen, daß man die Tische, an denen der Prinz spielte, wieder mit Geld versehen konnte.

Der große Schlag

Der 2. Oktober. Wieder erschien Charles Lucien Bonaparte, angstvoll erwartet von der Direktion, umgeben von einem kleinen Heer, zusammengesetzt aus „Bewunderern", Schnorrern, schönen Frauen, unter die er mit großer Geste nach jedem Gewinn freigebig Gelder verteilte. Er ließ für die „Damen" Blumen gleich körbeweise besorgen, verschenkte Preziosen, bewirtete die Schar der Blutegel wahrhaft fürstlich.

Aber heute schien der Teufel loszusein! Immer mit den Höchstsätzen spielend, war er abends um 10 Uhr plötzlich in starkem Verlust. Er schnaufte erregt — die Bankdirektoren atmeten befreigt auf und freuten sich schon, daß eine Anleihe überhaupt nicht mehr nötig sein werde. Da packte den Prinzen der Galgenhumor. Er drückte grinsend einem der ihn umdrängenden kleinen Schnorrer eine Hand voll Scheine in die Faust:

„Nun spielen Sie einmal!"

Der Mann setzte. Gewann. Und dieser Gewinn war die Wendung in diesem Gigantenkampf gegen die Bank. Der Prinz gewann fortan Schlag auf Schlag; er hatte ein derart unsinniges Glück, daß die Bank in kürzester Zeit am Ende angelangt war. Ein letzter Satz von 10 000 Franken stand — der Prinz gewann auch ihn — und man konnte den Gewinn nicht mehr auszahlen.

Das Chaos brach los im Spielsaal:

„Die Bank ist gesprengt!"

Da zog sich Prinz Charles Lucien Bonaparte mit einem Tagesgewinn von nicht weniger als 560 000 Franken befriedigt zurück.

Vorsichtig ist die Mutter der Weisheit

Noch in der Nacht wurden von der Direktion die Aktionäre der Spielbank zusammengetrommelt. Niemand wußte Rat. Man ging damit um, Auszahlung die Bank überhaupt zu schließen — denn am nächsten Tag würde man nicht mehr imstande sein, auch nur unerhebliche Gewinne auszuzahlen.

Sollte man das dem „guten Ruf" von Homburg antun?! Man raufte sich Haare und Bärte. Der Morgen tagte. Noch immer war man auf keinen Ausweg gekommen. Da stürzte ein Agent keuchend herein zu der verstörten Versammlung und meldete atemlos:

„Unbegreiflich! Vor einer Stunde ist Prinz Charles Lucien Bonaparte von Homburg abgereist!"

Tableau! Man starrte sich an. Man konnte die Nachricht nicht fassen. Aber sie stimmte. Der Prinz war in sich gegangen, plötzlich weise geworden; anstatt weiter sein Glück zu versuchen und vielleicht Katastrophen zu ersehen, hatte er es vorgezogen, sich mit seinem Riesengewinn still heimwärts zu begeben.

Die Versammlung atmete erlöst auf. Die Bank wurde nun nicht geschlossen. Das Spiel konnte weitergehen, man rechnete nicht zu Unrecht auf neue Betriebsmittel aus den Verlusten der übrigen Spieler. Aber gleichzeitig spielte mein melancholisch auf — weinte heimlich dem Riesenvermögen blutige Tränen nach, das der Prinz davongeschleppt und das bei größerer Verbissenheit seinerseits vermutlich doch einen schönen Tages wieder in die Säckel der Bank zurückgeflossen sein würde . . .

Nun, noch war nicht aller Tage Abend. Jeder wußte, daß nichts so sehr zum Weiterspielen reizt wie ein Gewinn, der die Plantasie zu Träumen anregt, die dem Spieler die mühelose, rasche Erraffung ufervoller Schätze vorspiegelt. Und doch: es war der Abend aller Tage, in dieser Hinsicht wenigstens: Prinz Bonaparte sah sich nicht mehr nach Homburg zurück. So tat man das Einzige, was übrig blieb: man nützte die Bankssprengung zu ungeheuerlicher Reklame für Homburg aus: „Seht her, was hier alles möglich ist! Versucht Euer Glück!"

Die Versuchung Paganinis

Es sind zu allen Zeiten an den Spielbanken nicht nur Bargelder, sondern auch Sachwerte verloren worden. Einer der kostbarsten Gegenstände ist einmal eine alte Guarnerigeige gewesen — und der sie um ein Haar verspielte, war der berühmteste Violinvirtuose aller Zeiten: Nicolo Paganini, genannt der Teufelsgeiger, der wildeste und berühmteste Hasardeur seiner Zeit.

Auf eigenartige Weise war Paganini zu dieser Geige gekommen. Er weilte einst in Livorno, auf der Höhe seines Ruhms. Dort wohnte ein reicher französischer Kaufmann namens Livron. Er hat Paganini zu Gast. Man sprach von alten Geigen und großen Virtuosen. Und Livron meinte:

„Monsieur Paganini, wollen Sie auch einmal auf einer alten Geige spielen? Es ist eine Guarnieri."

Er reichte ihm ein Instrument, und Paganini betrachtete es. Seine Augen begannen zu leuchten, liebkosend strichen seine hageren Hände über das matte dunkle Holz. Dann nahm er die Geige auf und begann zu spielen — so wie nur er zu spielen vermochte. Ueber eine Stunde versank er im Rausch der Töne. Als er wieder zu sich kam, sah er, daß sein Gastfreund Tränen in den Augen hatte.

„Monsieur Livron — Ihre Geige ist herrlicher, als ich je eine hörte. Ich danke Ihnen." Er reichte das Instrument — aber Livron weigerte sich.

„Nein, Maestro: ich nehme sie nicht zurück. Ich will sie nicht profanieren — behalten Sie sie und bleiben sie meiner eingedenk."

Seither war die Guarnieri Paganinis Lieblingsinstrument.

Und es war zu Genua. Der rasende Hasardeur Paganini hatte wieder einmal alle Geld, die ihm überreichlich zuflossen, am grünen Tisch verloren. Alle Wertsachen, die Uhren und Ringe waren in den Pfandhäusern, denn die Abende an den Spieltischen trafen unglaubliche Summen. Und ein Abend kam, da wollte er noch einmal alles wagen. Er hinterlegte bei einem jüdischen Wucherer seine Guarnieri gegen eine hohe Summe mit der Maßgabe, daß die Geige verfallen sein solle, falls sie nicht bis Mitternacht pünktlich auf die Sekunde eingelöst sei.

Mit dem erhaltenen Geld raste Paganini an den Spieltisch. Er setzte — und verlor und verlor. Wie dumpfes Erwachen kam es über ihn, als er sich schließlich im Besitz nur noch eines Goldstückes sah. Die Guarnieri war verspielt — sein kostbarster Besitz dank der Versuchung des grünen Tisches zum Teufel gegangen; und ohne die Guarnieri war Paganini nicht Paganini mehr . . . Dem Maestro war alles gleichgültig, alles! Nun mochte auch das letzte Goldstück zum Teufel gehen — Mitternacht zog näher schon, und die Guarnieri war sein!

Er setzte — und gewann. Er ließ den Gewinn stehen — und gewann. Die Gelder häuften sich vor ihm, er bekam sich in einer Glückssträhne, wie er sie noch nie erlebt. Sie galt es auszunützen bis zum Aeußersten! — Wie spät? — Eine Viertelstunde noch bis Mitternacht! — Ein Ruck ging durch den Virtuosen? Die Strähne ausnützen — und die Geige verfallen lassen?! — Er kämpfte einen harten Kampf gegen die Versuchung — aber dann sprang er auf, stopfte die gewonnenen Reichtümer in die Tasche und raste davon, in die Nacht hinaus. Als er endlich vor dem jüdischen Wucherer stand, schlug es gerade von dem Kirchturm Mitternacht . . . Paganinis Glück hatte dem Juden das Geschäft verdorben.

In seidene Tücher gehüllt, trug er behutsam die wiedergewonnene Guarnieri in sein Hotel, zärtlich als sei sie sein Kind. Seit diesem Abend hat Paganini, der Teufelsgeiger, nie mehr hasardiert . . .

— Ende —

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Im Kreis Stendal hat sich dieser Tage ein Ereignis zugetragen, das wert ist, der Nachwelt überliefert zu werden. Als in der Dunkelheit ein Kraftwagen aus Osterburg durch den Ort Groß-Schwechten fuhr, bemerkte der Fahrer mitten auf der Straße ein dunkles Etwas. Auf diesem Etwas schien ein Tier zu sitzen, dessen Augen im Scheinwerferlicht funkelten. Dem Schofför kam die Sache nicht ganz geheuer vor, er hielt daher an, um sich zu überzeugen, was denn nun eigentlich los sei. Und des Rätsels Lösung? Der Fahrer des Wagens erblickte einen Hecker, der so unter dem Einfluß des Alkohols stand, daß er die Straße für sein Bett angesehen hatte. Auf dem Rücken des Betrunkenen aber hatte es sich eine Katze bequem gemacht. Nur diesem Umstand hat es der nächtliche Gast zu verdanken, daß er nicht überfahren wurde.

***

Eine höchst merkwürdige Beschuldigung hat das Gericht von Brooklyn (Newyork) gegen die 89jährige Frau Maria Felecia erhoben. Die Beklagte hat dadurch, daß sie an der Ecke der 4. Straße und der Rodling-Straße einen Verkehrsschutzmann stürmisch umarmte, nicht nur eine erhebliche Verkehrsstockung verursacht, sondern sich einer fahrlässigen Tötung schuldig gemacht. Im Hintergrund dieses Dramas steht die unglückliche Liebe, die Mrs. Felecia zu dem wackeren Hüter der Verkehrsgesetze im Herzen trug. Nachdem der Polizeibeamte ihr bei mehreren Anlässen zu verstehen gegeben hatte, daß er bereits vergeben sei, entdeckte die temperamentvolle Dame ihren Angebeteten in der erwähnten Straßenkreuzung, wo sie ihm, ohne an die Folgen zu denken, mit dem Ruf: „Ich liebe Dich!" um den Hals fiel. Nur mit Mühe konnte sich der Policeman gegen die unerwarteten Liebkosungen wehren, und ehe er sich aus den Armen der Frau Felecia freimachen konnte, waren bereits zwei kopflos gewordene Kraftfahrer ineinandergerannt, wobei sich der eine tödliche Verletzung zuzog. Erst nach zwei Stunden nahm der Verkehr wieder seinen normalen Verlauf, Mrs. Felecia aber wird ihren Liebestaumel mit einer längeren Freiheitsstrafe bezahlen müssen.

***

Zwei Jahrzehnte lang haben sich Major Leonhard Handley und Mr. Randolph Morris, zwei der berühmtesten Großwildjäger Englands, erbittert bekämpft. Jeder zog alljährlich in die Urwälder Südafrikas, in die Steppen Indiens und in die Dschungel Australiens, um die gewaltigen Bewohner der Wildnis, den Tiger und den Elefanten, das Nashorn und das Krokodil, den Löwen und die Riesenschlange, mit der Büchse zur Strecke zu bringen. Aber keiner gönnte dem anderen seine Erfolge, jeder bezeichnete die Berichte des anderen als Jägerlatein und Münchhausiaden. Und wenn Mr. Morris ein Buch über seine Erlebnisse im afrikanischen Busch schrieb, so wies Major Handley in einem anderen Buche nach, daß sein Rivale diese Erlebnisse gar nicht gehabt haben könne und daß sein Bericht von Fehlern strotze. Ungeachtete Male sind sich die beiden Großwildjäger vor den Londoner Gerichten gegenübergestanden und haben sich gegenseitig wegen Verleumdung und Beleidigung verklagt. Bald mußte das Buch des einen, bald das des anderen vom Markt zurückgezogen oder mit einer Berichtigung versehen werden. Als sich die beiden Widersacher unlängst erneut vor den Schranken des Gerichtes begneten, wurde zur allgemeinen Befriedigung der beiderseitigen Anhänger das Kriegsbeil begraben. Die beiden Rivalen verpflichteten sich, nicht mehr die Berichte des anderen zu kritisieren und als Jägerlatein zu bezeichnen. Darüber hinaus beschlossen sie sogar, die nächste Expedition gemeinsam zu unternehmen und das nächste Buch zusammen zu schreiben. Zugleich wurden sämtliche schwebenden Schadenersatzklagen zurückgezogen.

Xaver Xanten

9. Fortsetzung

DAS AUGE Indras

Kriminal- und Abenteuerroman

von Erich Karl

„Nun, Quermann, jetzt sind wir beide allein! Man kann schon sagen, endlich allein! Denn wir haben uns viel zu erzählen. Oder auch abzurechnen!"

„Wieso, abzurechnen? Ich verstehe Sie überhaupt nicht! Ich wollte Sie allerdings heute nachmittag verhaften lassen. Das war aber doch nur meine Pflicht! Es ist mein Beruf! Ich habe nicht härter gehandelt, als unbedingt nötig war."

Walter lachte laut und lärmend, anscheinend ohne besondere Veranlassung.

„Nicht hart behandelt, sagen Sie! Lachen muß ich, Quermann, wenn ich daran denke, daß Sie mich die ganze Zeit hetzen wollten und daß ich Sie nun hier habe! Aber nun zur Sache! Ich danke Ihnen für den Taxendmarkfrieden, den Sie bei meinem vorigen Besuch in meine Tasche stecken ließen. Ich finde das tatsächlich sehr großzügig. Allerdings hatten Sie gar keine edlen Absichten dabei. Die Polizei sollte dieses gestohlene Geld bei mir finden, Sie Lump! Genau so haben Sie damals die beiden gestohlenen Tausendmarkscheine und die Schmuckstücke in meinen Koffer gesteckt, nur um mich hineinzulegen!"

„Ich? Tausendmarkscheine in Ihren Koffer? Da müßte ich ja verrückt gewesen sein!"

„Nein, nicht verrückt. Aber gemein, niederträchtig! So, wie Sie immer gehandelt haben!"

„Sie irren sich, Herr Wehrsdorf. Das war gewiß ein anderer. Ich habe es immer gut mit Ihnen gemeint!"

„Natürlich, Quermann! Wenn Sie das so treuherzig sagen, möchte man Ihnen die Hand schütteln und Abbitte leisten oder aber Ihnen die Faust in das gemeine Heuchlergesicht schlagen! Ich werde Ihnen genaue Aufklärung darüber geben, auf welche seltsame und gemeine Weise mein Onkel ermordet wurde. Denn das interessiert Sie doch beruflich, nicht wahr?"

„Ich weiß vieles; aber ich lerne immer noch gern einiges hinzu!"

„Also hören Sie! Mein Onkel war in der letzten Zeit sehr nervös geworden. Die Erlebnisse seiner Reise am Himalaya hatten ihn zu sehr erschüttert, zudem hatte er in bezug auf den Tempel des Indra ein ganz reines Gewissen. Da kommt der Inder und fordert unter geheimnisvollen Drohungen den großen Diamanten zurück. Er verkündet die Rache des erzürnten Gottes. Mein Onkel, der sonst vor keiner Gefahr zurückschreckt, wird von einer seltsamen Furcht gepackt. Man weiß nicht, was solch einem fanatischen Inder alles zuzumuten ist.

Da liest mein Onkel in der Zeitung die marktschreierische Reklame eines gewissen Detektivbüros Quermann und merkt sich, was sie verspricht: „Ermittlungen, Beobachtungen, Schutz! Er wendet sich also an Quermann!"

„Ganz recht! Ich habe ihm meine Ueberwachung zugesichert, die . . ."

„Jawohl, Ueberwachung! Er hat Ihnen nicht nur seine Furcht und seine unheimlichen Erlebnisse in Indien anvertraut; er hat Ihnen auch verraten, daß er in seinem Geldschrank einen ungeheuer wertvollen Diamanten, einen Haufen kostbarer Juwelen und Bargeld aufbewahrte.

Eines Nachts erleidet er einen Nervenzusammenbruch. Ihre lästige Ueberwachung und ein Gewitter, das ihn an sein schreckliches Erlebnis erinnert, nehmen ihm den letzten Rest von Haltung. In seiner Angst ruft er sie telefonisch an. Er glaubt, er wäre von Feinden umringt. Sie antworten, daß Sie ganz diskret vom Garten her zu ihm kommen würden und daß er die Fensterläden öffnen möchte. Und nun brauchen Sie eine Waffe! Eine Waffe, die lautlos tötet, und Sie haben nur Trommelrevolver und Pistolen! Da kommen Sie auf eine teuflische Idee! In Ihrem Arbeitszimmer hängt ein Paar Fechtdegen kreuzweise übereinander! Sie nehmen einen Degen herab, zerbrechen ihn und schärfen den Stumpf, der am Handgriff geblieben ist, oder Sie brauchen ihn auch gar nicht erst zu schärfen; denn er ist äußerst scharfkantig abgebrochen. Im übrigen ist Ihr Plan schon länast fertig!"

„Und Ihre Phantasie treibt seltsame Blüten! Hören Sie, junger Mann, Sie sollten Drehbücher für tolle Kriminalfilme abfassen!"

„Rühren Sie sich nicht, Quermann, oder ich schieße sofort! Bewegen Sie sich nicht so weit vor! Zurück vom Tisch! So, gut! Ich fahre nun in meinem Bericht fort. Sie klettern also in den Garten, wahrscheinlich mit dieser Kanaille Bromberger. Sie klopfen leise an die Fensterläden. Mein Onkel öffnet. Sie steigen mit Bromberger in das Arbeitszimmer. Gleich darauf stoßen Sie meinen ahnungslosen Onkel mit Ihrem Florett-Bruchstück nieder. Die Wunde ist tief und wirkt sofort tödlich. Dem Toten nehmen Sie die Schlüssel zum Geldschrank ab und rauben damit alles, was Ihnen wertvoll erscheint. Dann stecken Sie die Schlüssel wieder in die Tasche meines Onkels. Um allen Verdacht von sich zu wälzen nehmen Sie den indischen Dolch, an dem so etwas wie ein Fluch hängen soll, von der Wand und führen ihn in die Todeswunde ein. Das sieht nach Selbstmord aus, auf jeden Fall lenkt es die Aufmerksamkeit auf das indische Heiligtum. Aus dem gleichen Grunde wurden Sie nun auch den berühmten technischen Kniff an, daß Sie aus dem Zimmer verschwinden und trotzdem Türen und Fenster geschlossen hinter sich lassen."

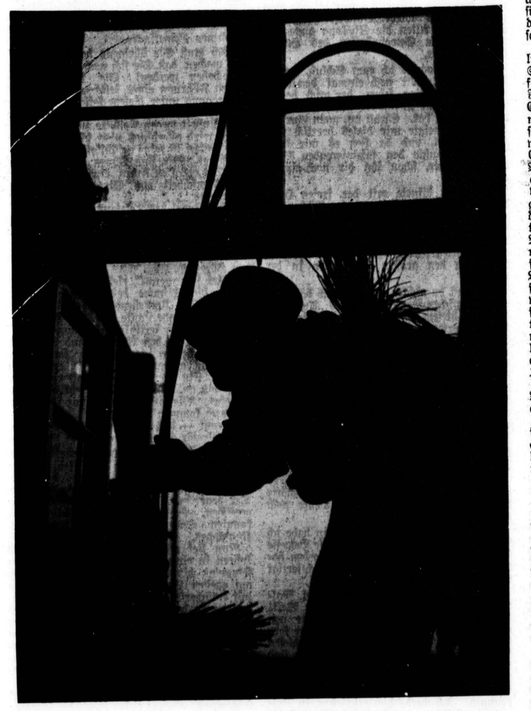
„Sie sind entschieden ein ganz hervorragender Phantast! Sie können das alles so leicht erzählen. Aber wo sind die Beweise?"

„Beweise? Einen Augenblick! Sie selbst werden sie bald liefern!"

„Ich selbst Beweise? Lächerlich!"

„Jawohl, Sie selbst! Sie sind übrigens sehr geschickt; aber Ihre Geschicklichkeit hat einige Lücken. So haben Sie die Unvorsichtigkeit begangen, das zerbrochene Florett an der Wand nicht sofort durch ein anderes zu ersetzen und dann eine junge Dame in Ihrem Arbeitszimmer zu empfangen, deren Vater Fechtlehrer war. Eine Kleinigkeit. Aber Kleinigkeiten werden jedem Verbrecher zum Verhängnis! Die junge Dame stellte sofort fest, daß bei Ihrem Waffengehänge ein Degen fehlt; denn Florettdegen werden immer paarweise gekreuzt aufgehängt. nie einzeln, und außerdem bemerkt sie dann auch noch an der Wand Spuren des abgenommenen Degens. An dem tragischen Tode ihres Vaters hat sie erfahren, daß ein zerbrochener Stoßdegen eine fürchterliche Waffe ist, die zuweilen tödliche Unfälle hervorruft.

In Ihren Unterhaltungen mit der Polizei und der Presse lenken Sie die Nachforschungen auf den Inder. Sie wollen glauben machen, daß mein Onkel den Tod durch Selbstmord in Hypnose gefunden hat oder daß der Inder eine seiner geheimnisvollen Künste angewandt hat, um bei seiner Flucht nach dem Morde die Türen und Fenster geschlossen hinter sich zu lassen. Sie geben ernsthaft vor, an indische Fakirkünste zu glauben; aber plötzlich ändern Sie diese Haltung, weil die Schwester des Ermordeten demjenigen eine hohe Belohnung verspricht,



Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

So lautet der Titel unseres neuen Romans, mit dessen Abdruck wir in unserer heutigen Ausgabe beginnen. Schon nach wenigen Zeilen wird man feststellen, daß die Verfasserin Christel Broehl-Delhaes, aus deren Feder wir wie erinnerlich den „Kurdirektor in Vertretung" zum Abdruck brachten, auch diesmal wieder einen Griff in das volle Menschenleben, da wo es besonders interessant ist, getan hat. Der Roman wird Dich nicht enttäuschen!!

der den Mörder zur Verhaftung bringt. Die ausgesetzte Belohnung reizt Sie!

Einer Ihrer Untergebenen dringt während meiner Abwesenheit in mein Zimmer ein und versteckt ein paar Juwelen und Banknoten, die bei meinem Onkel gestohlen worden sind. Wäre ich nicht vorsichtigerweise rechtzeitig verschwunden, so wäre ich wahrscheinlich verloren gewesen! Zu dem tatsächlichen Beweis, den die in meinem Koffer versteckten Wertstücke bildeten, wären noch die Verleumdungen der falschen Zeugen gekommen, die Sie bezahlt hätten. Sehen Sie, Quermann, nun machen Sie ein bestürztes und verlegenes Gesicht!"

„Bestürzt und verlegen? Keineswegs! Aber Sie sind bewaffnet und ich bin wehrlos!"

„Ihnen würde es allerdings besser passen, wenn Sie die Pistole hätten und wenn ich wehrlos wäre! Aber fahren wir nun fort! Nun kommt Ihr zweites Verbrechen!

Ich war Ihnen einstweilen entwischt. Da suchten Sie eine neue Einnahmequelle. Unter Ihren Besuche bei meinem Onkel hatten Sie die benachbarte Villa des Generaldirektors Linbolt gesehen. Sie hatten bemerkt, mit welcher Liebe beide Eltern an ihrem Töchterchen hingen. Und Sie kalter Mensch, Sie sind so roh, daß Sie bei jedem Gefühl nur daran denken, wie Sie ein vorteilhaftes Geschäft daraus machen!

Sie unterrichten sich genau über das tägliche Leben der kleinen Hilde, über ihre Spaziergänge und Spielstunden. Sie erfahren sofort, daß eine neue Kinderschwester, Fräulein Kohlmann, das Kind bewacht. Einer Ihrer Angestellten, ich habe ihn heute nachmittag nach der Beschreibung erkannt, spielt die Komödie mit der Heiratsanzeige, während Bromberger das Kind entführt. Er bringt es zu der etwas einfältigen Frau Wottschek in der Neuenburger Straße, wo er sich als Direktor Müller vorstellt, der verreisen muß und darum sein Kind in Pflege gibt. Das war ganz raffiniert ausgedacht; denn wenn jemand in der Zwischenzeit mißtrauisch geworden wäre und der Polizei Mitteilung gemacht hätte, wäre nur die unvorsichtige Frau Wottschek zu fassen gewesen. Dann nehmen Sie den Scheck, der das Lösegeld darstellen soll, und lassen die angeblichen Eltern weiter warten, denn Sie wissen, daß noch mehr Geld bei diesem Geschäft herauszuschlagen ist. Erst als die Eltern für die Herbeibringung ihres Kindes noch eine Belohnung außetzen, kommen Sie lächelnd wie ein Held mit dem Kind, tischen eine wilde Geschichte auf und nehmen ohne Ziererei das Geld!"

Quermann war wie erdrückt von diesen Beweisen und Anklagen. Zitternd beugte er sich vor.

„Und nun, nachdem Ihnen dieses Geschäft so glänzend gelungen war, wollten Sie auch mich um jeden Preis in Ihre Gewalt bekommen; denn der wahre Verbrecher ist unerbittlich. Da all Ihr Scharfsinn nicht ausreicht, um mein Versteck ausfindig zu machen, vergreifen Sie sich in Ihrer gemeinen und hinterlistigen Weise an Fräulein Linholt. Sie ahnten wohl etwas von der geheimen Verbindung mit mir. Sie wollen einen Verrat aus meiner Braut preßen, aber Sie mußten durch anlocken. Als mich Ihre Leute in Ihrem Zimmer zu Boden geschlagen hatten, steckte Bromberger mir einen von den geraubten Tausendmarkscheinen und ein Schmuckstück in die Tasche. Wenn ich mich nicht im letzten Augenblick befreit hätte, dann hätten Sie die Polizei gerufen.

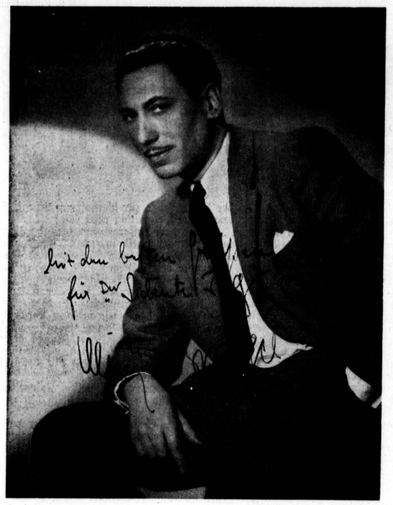
Jawohl, Quermann, auf ihre Besichtigung hin wäre ich verhaftet worden. Man hätte in meinen Taschen Teile der Beute des Mörders gefunden. Ich hätte keine Erklärung dafür geben können. So ein Schuft sind Sie! Ist das nicht alles wahr, was ich gesagt habe?"

„Na, es ist alles wahr! Und ich werde Ihnen . . . So, mein Bursche, jetzt habe ich dich!"

Quermann war plötzlich aufgesprungen und hatte Walter die Pistole mit beiden Händen entrissen!

Und nun stand er da, triumphierte lachend und hielt den innern Mann mit dessen eigener Pistole in Schach! Und ich werde dir zeigen, daß man den Quermann nicht so leicht fängt! Jawohl, ich habe den tödlichen Stoß mit dem zerbrochenen Floretdegen ausgeführt und den Geldschrank ausgeplündert! Und ich habe etwas Geheimnis darumgelegt, um die Sache als Selbstmord darzustellen oder den Inder in die Schuhe zu schieben.

Du möchtest wohl gern wissen, wie ich nach der Arbeit das Zimmer wieder verlassen



Wir sind heute in der glücklichen Lage, unseren Lesern nebenstehend freundliche Grüße des bekannten und überall geschätzten Filmschauspielers

Willi Birgel

zu übermitteln. Der Künstler wird in seinem neuen Film mit Zarah Leander zusammen auf der Leinwand zu sehen sein.

habe? Durch die Tür selbstverständlich! Ich habe sie von außen wieder verschlossen, und zwar mit einer kleinen und kräftigen Zange. Mit diesem Spezialwerkzeug habe ich das herausragende Ende des Schlüssels gepackt und umgedreht. Das ist der große Trick der internationalen Hoteldiebe. Immerhin hat die Oeffentlichkeit eine Weile über diese hübsche Denkportaufgabe nachgedacht.

Das hast du nicht herausbekriegt, trotzdem du ein ganz gescheiter Bursche bist. Ich hätte sogar Lust, dich zu meinem Sozius zu machen; aber du hast leider nicht den richtigen Geschäftssinn. Darum verlibt du auch so unzart von der wohlgelungenen Entführung der kleinen Hilde Linholt. Ist die Sache nicht glänzend gelungen? Der Trick mit der Brieftaube, die den Scheck überbringt, ist meine eigene Erfindung. Das Mienert, der kleine Angestellte, für mich das Geld abheben sollte, war auch kein ausgedacht und gut ausgeführt. Man muß die Leute mit ihren kleinen und großen Gefühlen, ihren Aengsten und Hoffnungen und Begierden kosen, dann kann man alles aus ihnen herausholen. Mienert hätte sich auch nicht gedacht, daß er für seinen Diensteifer den präzisen Faustschlag ins Gesicht bekäme.

Daß du herausbekommen hast, daß ich die kleine Hilde Linholt nach der Entführung zu der reichlich leichtgläubigen Frau Woltschek bringen ließ, das ist wirklich niedlich. Ich habe dann tatsächlich die Spaziergänge zum Spreewald gemacht, um so etwas wie Beweise in der Hand zu haben, wenn ich der Polizei mein angebliches Abenteuer mit der Verbrecherbande schilderte. Ich hätte mich totlachen können, als mir Frau Linholt mit rührseliger Dankbarkeit die Hand drückte.

Da ich gerade dabei bin, kann ich dir noch etwas anderes erzählen: denn ich risikiere in nichts dabei. Du glaubst gar nicht, Mensch, wie ich mich freue, endlich mal einen gefunden zu haben, den ich von meinen Toten berichten kann. Ich muß gestehen, die Sehnsucht, so frei von meinen Leistungen sprechen zu dürfen, ist das einzige Gefühl, das mir zuweilen zu schaffen macht. Also zur Sache! Der Juwelendiebstahl bei Jenssen und die Ermordung der Witwe des Großindustriellen Gardina . . ."

„Oh, ich weiß wohl! Sie selbst haben die Juwelen gestohlen und auch die arme Frau ermordet!"

„Du bist gar nicht so dumm! Jawohl, das habe ich gemacht! War das nicht fein ausgedacht? Ich breche bei Jenssen ein und hole mir die Juwelen. Da ich sie aber nicht verkaufen kann, weil eine genaue Beschreibung von ihnen in ganz Europa herumgeschickt worden ist, da verfalle ich eben den unangenehmen Einbrecher, natürlich meinen Freund Bromberger, der selbstverständlich enttkommt und den Koffer mit den Juwelen in meinen Händen läßt. 25 Prozent in bar habe ich dafür erhalten! Glaubst du, daß mir irgendein Hehler so viel gezahlt hätte? . . . Dann habe ich diese alte Schachtel, die Witwe Gardina, um die Ecke gebracht. Ich habe alle Umstände so gedreht, daß ein junger Mann, der keiner Fliege ein Leid getan hätte, als der Schuldige erscheint. Da seine Eltern sehr reich sind, erhoffe ich mich die Unschuld Ihres Sohnes zu beweisen. Einen Haufen Geld habe ich dafür bekommen. Durch klare Schlüsse stelle ich die genaue Zeit des Mordes fest und weise nach, daß der Mörder der Chauffeur war, den die Witwe Harding seit einigen Tagen in ihrem Dienst hatte. Jawohl, dieser Chauffeur, das war ich, den man natürlich nicht wiedergefunden hat! Ich hatte bei der Alten die Stellung angenommen, um alle Gewohnheiten des Hauses kennenzulernen.

Und nun komme ich zum Schluß, junger Mann! Du sollst noch einmal den großartigen Diamanten sehen, der mich hauptsächlich zu dem Abenteuer im Hause Fehrmann verlockt hat. Siehst du, mein Bursche, dein Onkel zeigte mir dieses herrlich funkelnde Juwel, und da ließ es mir keine Ruhe, ich mußte den faszinierenden Stein besitzen! Hier, schau ihn dir noch einmal an!"

Luermann öffnete mit der freien Hand den Deckel eines der beiden dicken Bücher, die auf dem Tische lagen. Die Seiten dieses Buches waren alle zusammengeklebt; in der Mitte war ein rechteckiger Hohlraum herausgeschnitten. Mit behenden Fingern hielt Luermann den großen Diamanten in der Hand.

„Staunst du nicht? Kein Mensch hätte bei einer möglichen Haussuchung das „Auge Indras" in diesem Handbuch der Kriminalpsychologie vermutet. Siehst du, wie der Stein blitzt und leuchtet, gerade wie ein böser Geist, der noch allen Seiten feurig anlügelt! Diese dunkelrote Glut, die aus ihm flammt, ist für schlechte Gemüter so unheimlich wie das Blut, das nun ihn vergossen worden ist. Ich wollte den Stein eigentlich zerschlagen und die Splitter einzeln für Hundertmarkscheine verkaufen; aber ich kann es nicht."

Luermann hatte die letzten Worte in vollem Ernst gesprochen, ohne seine gewohnte Ironie.

„Ich habe es auch nicht nötig!" flüsterte er arimmio-lächelnd hinzu. „Meine Geschäfte haben mir genug eingebracht. Heute noch acht die Reise fort!"

„Sehen Sie, Luermann! Vorhin habe ich behauptet, Sie würden mir noch alle Beweise für Ihre Schuld selbst liefern. Soeben haben Sie alles gestanden! Ich stehe gerechtfertigt vor der Welt!"

„Gerechtfertigt vielleicht im Himmel, Walter Wehrsdorf! Aber nicht vor der Welt! Als ich mir die kleine Freude bereitete, von meinen großen Taten zu erzählen, war kein Risiko dabei. Ich wußte ja, daß in diesem Raum nicht lebend verlässt. Wir beide sind hier allein. Du bist bei der Polizei des Mordes verdächtig. Du bist mit der Waffe in der Hand in meine Büroräume eingedrungen. Ich werde dich erschießen, in Notwehr natürlich, und bekomme dafür noch die große Belohnung!"

„So schießen Sie doch!"

Luermann drückte auf den Abzug. Ein leises Knacken war die einzige Folge. Walter lachte belustigt.

„Ah, du knipst, weil deine Pistole nicht geladen ist! Darum auch hast du sie dir so leicht abnehmen lassen! Ich habe das bald vermutet; denn sie ist so leicht, daß kaum eine Patrone im Lauf sein könnte. Vorhin hast du meine Taschen nach Waffen durchsucht, aber nicht diesen Lexikonband hier!"

Mit erstaunlicher Geschwindigkeit hob Luermann den Deckel des Lexikonbandes hoch, der ebenso bearbeitet war wie das Handbuch der Kriminalpsychologie, das den Diamanten enthielt. Er holte einen Revolver daraus hervor und schoß sofort auf Walter, gerade als dieser mit einem kraftvollen Tritt den Tisch auf Luermann zu umstürzte.

Die Kugel zerschmetterte einen Bilderrahmen, der dicht über Walters Kopf hing. Zu gleicher Zeit warfen sich drei Polizisten auf Luermann, und Erna eilte auf Walter zu.

„Walter! Ach, Walter, bist du verwundet?"

„Nein, Erna! Mir ist nichts geschehen. Ich war gleich mißtrauisch; aber ich mußte ihn doch auf jeden Fall zum Sprechen bringen! Wer weiß, gewinnt!"

Luermann hatte bereits stählerne Fesseln an den Händen. Sein Gesicht war leichenblaß. Er zitterte am ganzen Körper. Mit seinem vor Angst offenen Munde bot er einen jämmerlichen Anblick.

Kriminaloberinspektor Seifert nahm bedächtig seine Hornbrille ab und erklärte:

„Wir waren seit fünf Minuten nach 9 Uhr im Vorzimmer und haben alle Ihre Geständnisse gehört. Ihre Wohnung ist gemacht!"

Luermann wurde fortgeführt. Dann wandte sich Seifert an Erna und Walter.

„Die von Fräulein Wilhelmine Fehrmann ausgesetzte Belohnung in Höhe von fünfundzwanzigtausend Mark für die Feststellung des Mörders in der Mordsache Fehrmann gehört Ihnen", erklärte er. „Wie die Teilung erfolgen soll, müßte er noch unter genauer Abwägung des Beitrages erfolgen, den jeder zur Ermittlung geleistet hat." Aber lachend setzte er hinzu: „Mir scheint, daß Sie auf eine korrekte Teilung weniger Wert legen werden als auf eine dauerhafte Verbindung. Ich darf Ihnen wohl von ganzem Herzen gratulieren!"

Erna preßte innig Walters Arm.

„Ach, Walter, ich freue mich ja so sehr, daß du nun endlich wieder frei unter Menschen gehen kannst! Ich bin so froh!"

Mit einem glücklichen Lächeln legte Walter seinen Arm um Ernas Schulter.

„Wie dankbar bin ich dir", sagte er, „für deine Hilfe! Hättest du dich damals nicht mit Mut und Tat auf meine Seite geschlagen, wer weiß, was aus mir geworden wäre!"

Seifert legte sein Gesicht in amtlich ernste Falten. Er drohte halb scherzend mit dem erhobenen Zeigefinger.

„Ich muß Sie übrigens darauf aufmerksam machen, daß Sie sich noch zu verantworten haben werden! Sie, junger Mann, wegen Führung eines falschen Namens und Eintragung unter diesem falschen Namen in das Fremdenbuch eines Hotels; Sie, Fräulein Linholt wegen Beihilfe zur Flucht. Die Sache wird allerdings nicht schlimm werden. Die Polizei ist keine gefühllose Organisation. Wir sind Ihnen dafür dankbar, daß Sie geholfen haben einen Schädling an der Menschheit zur Strecke zu bringen! Uebrigens . . ."

Die Klingel des Telefons rasselte.

„Wir wollen mal sehen, wer noch so spät bei Luermann anruft. Vielleicht wird es interessant!"

Er schritt auf das Telefon zu und nahm den Hörer ab.

„Hier Luermann!" rief er, indem er verfuchte, die Stimme des Anrufers nachzuahmen. Die Umstehenden hörten nur undeutlich aufgeregte Laute aus dem Hörer.

„Gut, ich bin fertig! Ich komme sofort!" rief Seifert in den Apparat und legte auf. „Wir scheinen gerade noch im rechten Augenblick gekommen zu sein!" erklärte er dann. „Ein gewisser Brown ruft von einem Flugplatz an. Die Maschine steht bereit zur Abflucht. Alles ist verstaut. Nur Luermann soll noch kommen!"

„Brom — das ist sicherlich sein sogenannter Sekretär Bromberger!" warf Erna ein.

Seifert telefonierte nun fieberhaft. Er rief das Polizeipräsidium an und ließ sich den Flugplatz geben. Anderen Beamten nannte der Oberregierungsrat Seifert abgekommen hatte. Der war in dieser Stunde schwieriger zu erreichen. Schließlich fand er ihn bei Bekannten. So erfuhr er die Lage des Privatflugplatzes.

Nun lief alles glatt ab. Sechs Beamte fuhren in einem Polizeikraftwagen zu dem Flugplatz hinaus. Inspektor Brandis, der am ehesten Luermanns Gestalt hatte, eilte mit entsicherter Pistole allein auf den Schuppen zu, in dem das Flugzeug des Detektivs Bartheeil stand. Ehe Bromberger seinen Irrtum erkannte, war er von dem scharfen Lichtstrahl der Handlampe des Beamten geblendet. Gleich darauf war er von der herbeieilenden Hilfsmannschaft umstellt und gefesselt.

Dann ging es an die Durchsuchung des Flugzeugs. Sofort fielen ihnen die schweren Koffer auf. Brandis öffnete die erste.

„Ah, Geld und Wertpapiere! Interessant! Wahrscheinlich die gestohlene Beute aller Verbrechen unkommengeblieben. Wo kann der mit ins Ausland zu fliehen; denn der große Benzinvorrat soll bestimmt über die Grenzen hinaus reichen. Also an allem noch Devisenschmuggel!"

Zwei Beamte schoben auf dem Flugplatz um vielleicht noch weitere Entdeckungen zu machen. Bromberger wurde mit seinen Helfern im Wagen verstaut und zum Polizeipräsidium gefahren.

*

Der Fall Luermann-Bromberger erregte ungeheures Aufsehen. Die meisten Zeitungen füllten eine ganze Seite mit einzelnen Berichten über die Vorfälle des vergangenen Tages. „Großer Devisenschmuggel im letzten Augenblick vereitelt!", „Der Verbrecher-Detektiv!", „Verbrecher entlarvte sich selbst!", „Bromberger, der geistige Urheber aller Schandtaten!", so lauteten die Schlagzeilen der Blätter.

Alle waren des Lobes voll über Walter Wehrsdorf, den tapferen jungen Mann, der geholfen hatte, das raffinierte Verbrecherpaar Luermann-Bromberger unschädlich zu machen.

Das „Auge Indras" bildete noch einmal eine Sensation, als bekannt wurde, daß die Erben auf diesen Diamanten von ungeheurem Wert verzichtet hätten. Walter hatte sofort erklärt, er wolle den Stein dem indischen Kloster zurückfenden lassen, damit er doch wieder das Heiligtum des alten arischen Gottes ziere. Das sei auch wohl der letzte Wille seines Onkels gewesen. Wilhelmine Fehrmann hatte sich anfangs energisch dagegen gesträubt. Doch als Walter großzügig auf die Auszahlung der Belohnung verzichtete, da schien sie sich doch zu schämen.

Außerdem hatte sie noch einen schrecklichen Traum. Sie sah den unheimlichen Diamanten in ihrem Goldschrank neben einem Stapel von Goldschandbriefen liegen. Die feurigen Strahlen des Steines setzten die Wertpapiere in Brand. Die eierige Flamme griff immer mehr um sich und fraß unersättlich alles, was sie hatte. Sie vermochte kaum ihr nacktes Leben zu retten. Sie wollte aus dem brennenden Zimmer flüchten; aber die Tür war verschlossen, und die Fenster waren durch eiserne Läden verbarrt. Wie sie fast wahnsinnig an der Tür rüttelte, öffnete sie sich plötzlich mit fürchterlichem Donnergetöse. Und Wilhelmine Fehrmann erwachte, vor Aufregung in Schweiß gebadet.

In Wirklichkeit war es ein nächtliches Gewitter, das diesen erregenden Traum verursacht hatte. Alle Erscheinisse ihrer Phantasie, von den zinnaelnden Flammenstrahlen bis zu der unter Donnerrollen sich öffnenden Tür, hatten sich in der kurzen Sekunde zwischen Blitz und Donner abgespielt. Sollte das eine Drohung des Gottes sein?

Am nächsten Morgen ging sie in aller Frühe zu ihrem Rechtsanwalt und erklärte ihren Verzicht auf den gefährlichen Diamanten.

Die Mönche des Klosters am Himalaya zeigten sich dankbar. Sie übersandten als, was der tote Forscher Fehrmann an gesammelten Koffbarkeiten mit sich geführt hatte, und außerdem für Walter Wehrsdorf ein reichliches Geldgeschenk.

*

Ein kräftiger Passatwind wühlte das Meer gegen den Dampfer auf, der sich schon stundenlang immer weiter senkte, um die herumrollenden Wogen mit seinem Bug zu zerteilen.

Die flache und dunkle Linie, die den Horizont in der Ferne versperrte, war die Küste Afrikas.

„In einer Stunde werden wir in Daressalam landen, Erna", sagte Walter zu seiner jungen Frau, die sich neben ihm auf das Geländer des Decks stützte. „Dann wird uns die Bahn nach Arachi bringen."

„Und dort werden wir arbeiten, Walter, wir beide, auf eigenem Grund und Boden; ich freue mich so sehr auf das Leben in dem Lande, von dem du mir so oft erzählt hast."

„Hoffentlich habe ich dir nicht zuviel davon erzählt, Erna! Wenn du enttäuscht würdest?"

„An deiner Seite kann mich nichts enttäuschen, Walter!"

Ein Windstoß verteilte die Wolken, die den Himmel grau verhüllt hatten. Die Sonne strahlte hernieder auf das Meer, das in seinen zahllosen Wellen leuchtete und glänzte.

— Ende —

„Eberhard, wie nennt man einen Menschen, der stiehlt?"

Eberhard schweigt.

„Das weißt du nicht? Wenn ich zum Beispiel meine Hand in deine Tasche stecken und eine Mark herausnehmen würde — was wäre ich dann?"

„Ein Zauberkünstler!" (Politiken)

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

Erstes Kapitel

Der Stoff wird der Länge nach, er wird quer gelegt; es will nichts nützen. Es ist und bleibt zu wenig für das Kleid. Die Märzsonne schaut über die gegenüberliegende Hauswand und lächelt in den hellen Raum hinein, der nur aus Glas zu bestehen scheint.

„Mitsch-ratsch" reißt Else Strette einen Vorhang vor die zudringlichen Strahlen; ihr junges Gesicht ist in Falten gezogen, das Mäschen gekraust, die blonden Wellen der Haare sind in die reine, klare Mädchenstirn gefallen. O dieses Kleid . . . was ihr das zu schaffen macht! Ausgerechnet für ihre Wirtin, diese dicke, pummelige, ältliche Frau Schnüllgen, so wenig Stoff und ein Muster großkarrierter Blumen! Bildschön muß die gute Schnüllgen aussehen — so mit Klatschmohn auf der Brust und gelben Lilien am Kolle und einer vollerblühten Rose auf ihres Rückens wohlgewöhtem Ende! Wie Else Strette, die Näherin, sich das vorstellt, fällt sie das Lachen an, aber es werden Tränen daraus. Herrgott, wenn das Kleid nichts wird, kann sie ausziehen hier! Sie arbeitet es doch für die Miete, die sie nicht bezahlen kann. Wer steigt schon hier herauf in einen vierten Stock — über ausgetretene Stiegen in einem dunklen Treppenhaus?!

Frau Schnüllgen behauptet jedesmal beleidigt, das müsse so sein. Immerhin sei ihr Haus ja kein gewöhnliches Haus, sondern ein Künstlerhaus. Seit Jahrzehnten wohnten die jungen Maler der rheinischen Kunststadt bei ihr, und Else Strettes Schneiderwerkstatt sei ja eigentlich auch ein „Atelier". Deshalb die Glaswände und das Dach aus lauter Scheiben.

Puh, „Atelier"! Im Winter friert man sich zu Stein, und im Sommer kobt die Hitze förmlich unter dem Glasdach; und jetzt, im frühen März, ist es sehr kalt. Else Strette friert und übergelegt, ob sie noch ein Brikett auflegen soll. Lieber nicht! Wer weiß, wie lange der Vorrat reichen muß, ehe sie neue kaufen kann. Ach, wenn doch endlich Frau Weber ihre Rechnung bezahlen wollte — oder Frau Everbheim oder die kleine, schicke, lustige Verkäuferin Dieselotte Stirz. Aber am Sonntag stolzieren die Schönen stolz in ihren neumodischen Kleidern an Else vorbei über die Königsallee, nicken huldvoll — oder auch nicht, je nachdem, ob sie in Begleitung sind, und bezahlte Rechnungen sind eine unvorstellbare Angelegenheit für sie. — Aber das Kleid von Frau Schnüllgen muß doch werden! Wie die gute Frau bloß auf den Einfall mit den großen Blüten im Muster geraten ist? Spielt da etwa eine zarte, hohe Neigung mit?

Frau Schnüllgen hat eine niedliche Geschichte scheu und verschämt erzählt. „Kommt da eines Tages ein junger Mann am Hause vorbei, sein Stofflager gleich auf der Schulter, klingelt und sagt flehend, als ich ihn an der Tür abweisen will, er habe seit Tagen nichts mehr verkaufen können, er müsse verhungern — und es sei ihm sehr elend zumute. — Nun, was soll man tun? Ich ließ ihn rein und schüttete ihm ein Kömchen Kaffee ein. Und da packt er den herrlichen Stoff aus und legt ihn mir an. Also das sah wirklich aus . . . Einfach wunderbar! Und so billig! Und da hab' ich ihn eben gekauft, obwohl . . ."

Na, das „Obwohl" empfand die gute Schnüllgen selber. Aber der junge Mann war so nett gewesen und so treuherzig und so unglücklich. Und warum soll man nicht auch mal große, bunte Blumen tragen, warum immer einfarbig, bescheiden und in gedeckten Farben gehen?

Schön, also soll Frau Schnüllgen rubia bunte Blumen tragen — aber einen Meter mehr Stoff bringen keinen Meter!

In einer heiteren Laune bringt Else plötzlich vor den langen und hohen Anprobierspiegel und legt den hinten, großblumigen Stoff um die eigene schlanke, hochgewachsene Mädchengestalt. Wie hübsch! Wie fix ein Gartenfest im Melfoiten oder am Ananasberg oder im „Breidenbacher Hof" geschoffen wäre! Else wüßte schon, wohin man mit schönen Kleidern geht, wenn sie es auch nie selbst getan hat. Sie hat ihre Eltern früh verloren und dann auf dem Lande gelebt. Einmal ist da eine frühere Schulkameradin zu Besuch gekommen, die in der rheinischen Kunststadt studierte, und die hat ihr zugeredet, doch dorthin mitzugehen. In der Stadt seien doch ganz andere Verdienstmöglichkeiten geboten, man könne ein großes Atelier eröffnen, einen riesigen und vornehmen Kundenkreis bekommen.

Ach, das Atelier! Sie bewohnt ja nun eines — aber ohne Kunden zu gewinnen. Ein Jahr lang ist das Leben ja sehr schön gewesen, als sie noch zusammen hier gehaust haben, Berthe und sie; aber dann hat Berthe eine gutbezahlte Stellung als Kunstgewerblerin in einer anderen Stadt angenommen und ist abgereist. Else Strette hat das „Atelier" und einige Kunden behalten, aber leider gerade die, welche nicht zahlen. Ihnen sind die ausgetretenen Stufen zum vierten Stock nicht zu hoch, wenn es gilt, ein neues Kleid hinein, der nur aus Glas zu bestehen scheint.

„Ich müßte hier ausziehen", denkt Else, noch immer den schimmernden Seidenstoff über dem Körper, die Augen versonnen auf ihr Spiegelbild im klaren Glas gerichtet. Sie sieht dicht neben dem Ofen, der eine zarte, angenehme Wärme abgibt. Sie hat das damals mit Vorbedacht so gemacht, damit ihre Kunden während der Anprobe nicht zu frieren brauchen. „Aber wohin soll ich denn? Es müßte ein Zimmer im Erdgeschoß sein, da nicht keine Treppen zu steigen sind, aber es müßte trotzdem ein sehr helles Zimmer sein." Sie ist an viel Licht gewöhnt, und wenn sie auch manchmal darüber schimpft, so sieht sie es doch. Wenn ich ausziehe, muß ich zuerst mal Geld haben. Ich habe aber keines . . ."

In diesem Augenblick geschieht etwas Furchtbares. Ein Höllenlärm knattert los und erschüttert die Wände; ein heulendes Jaulen ist im Ofenrohr, ein Winseln, Wimmern, Beben. Eine blaue Rauchsäule erstickten Dualms bricht sich aus dem verschlossenen Ofen Bahn, und dann speit ein unsichtbares Ungeheuer eine gewaltige Schlitte Ruß in den Raum — auf Else Strette und den seidenen Blumenmuster-Stoff. Zugleich verbreitet sich ein übler, tückischer Geruch, der das Wasser in die Augen treibt und den Atem stocken läßt, und Else meint eine Weile, es sei ein Naturereignis geschehen und ihr letztes Stündlein gekommen. Aber dann kommt ihr mit wiederkehrendem Bewußtsein, während noch immer das Ofenrohr wackelt und prasselt, ein Gedanke: das Kleid ist verdorben, dafür gibt es keinen Nachlaß, ja, mehr noch, sie wird erjatzpflichtig gemacht werden. Und das alles wegen des Schornsteinfegers!

Sie rast zur Glaswand, reißt die breiten Fenster auf und beugt sich hinaus; mit dem Rücken an das Fensterkreuz gelehnt, sieht sie aufwärts, wo der schwarze Mann seelenruhig seines Amtes waltet.

„Sie!" ruft sie. „Sind Sie verrückt geworden? Können Sie nicht aufhören, wenn Sie fegen?"

Die Antwort kam ungerührt: „Ich sage immer an. Frau Schnüllgen weiß Bescheid."

„Aber ich nicht!" jammerte Else zurück. „Nichts habe ich gewußt, gar nichts, und nun haben Sie mir die ganzen Sachen verdorben!"

„Nu mal sachte, sachte, Fräulein." Er läßt einen Besen an der Leine in ein neues Kaminloch hinab und wendet sich kurz um: „Rollen Sie bloß nicht aus'n Fenster. Wär' schade um so'n nettes Mädchen!"

Seine hämische Gelassenheit reizt sie zu Tränen auf. Mit geballten Fäusten und funkelnden Augen sieht sie zu ihm auf.

„Sie haben gut spotten!" schreit sie. „Ihnen tut's so nichts. Aber meine Existenz . . . meine Existenz ist vernichtet! Sie haben mit Ihrem Ruß ein ganzes Kleid verdorben."

„Fräulein, Existenz' ist ein Fremdwort! Sie sind doch 'n deutsches Mädchen!" Und er zieht mit Fällengeraffel den fegenden Besen wieder hoch.

Sie wendet sich mit einem Aufschluchzer ins Zimmer zurück und nimmt von neuem den Stoff auf und betrachtet das Unheil, verfucht ein leises Bürsten und erprobt ein kleines Wasserbad. Da, hat sie's nicht gedacht? Die Blumen sind nicht waschecht und vertragen keine Nässe. Minderwertige Ware ist der ganze Stoff! Aber sie wird ihn doch ersetzen müssen, und zwar vermutlich zu dem gleichen Preis, den die gute Schnüllgen den schönen Augen des wandelnden Stofflagers zuliebe hat bezahlen müssen. — Und das kann sie nicht. Das kann sie ganz und gar nicht! Um elf Uhr aber kommt die Schnüllgen zur ersten Anprobe. Um elf Uhr an diesem strahlenden Sonnenvormittag wird sich ihr Schicksal also endgültig entscheiden. Denn daß etwas geschehen muß, das hänot seit Wochen und Monaten in der Luft. Es wird also heute sein!

Sie sieht sich hilflos in dem großen Arbeitsraum um. Ihre wenigen Sachen werden schnell zusammengepackt sein. Aber wohin damit? Auch das Unterstellen kostet Geld. Alles im Leben kostet Geld. Geld ist eine riesige Macht. Mit Geld erreicht man alles, ohne Geld nichts. Else fängt eine tiefsinnige Betrachtung über den Wert des Geldes an, bockt sich mitten im Raum auf den Boden, den verdorbenen Kleiderstoff auf den Knien, und weint leise und bitterlich, so daß die Tränen auf das rußgetränkte Gewebe fallen und hier nicht gerade verschönernd wirken.

Zu dieser Zeit geht schon wieder ein Poltern los, doch nicht im Ofen, sondern am Fenster. Männer von echtem Schrot und Korn beliehen sich nicht lautlos anzumelden. Der Schornsteinfeger tut einen Sprung ins Atelier", daß die Bodendielen krachen. Die kleine Näherin fährt herum, unwillig und zornerrötet:

„Was wollen Sie hier noch? Wer hat Ihnen gestattet, hier einzudringen?" Sie faucht wie eine gereizte Katze.

„Mein Amt gestattet es mir, auch hier den Ruß herauszunehmen", gibt er kurzlich, sich lachend wie ein Tänzer auf dem Parkett verneigend. Sein geschwärzter Anzug liegt straff an dem jungen, runden Körper, die nackten Füße, wohlgebildet, sind von Sandalen bekleidet. Unendlich komisch wirkt sein Blick, denn nur das Weiße seiner Augen lebt in dem rußigen Gesicht. „Gestatten schönstes weinendes Fräulein: Schrader ist mein Name. Toni Schrader, und meines Zeichens bin ich Schornsteinfeger!"

Sie sitzt atemlos noch immer mitten auf dem Boden und starrt ihn an. Solche Frechheit angesichts ihres deutlichen Schmerzes hat sie erstarren lassen.

„Schämen Sie sich nicht?" stößt sie hervor. „Sie sehen, daß ich weine, daß ich Grund habe zum Weinen, und Sie haben die Dreistigkeit, mich auszulachen, einfach auszulachen! — Da!" Und sie hält ihm den Kleiderstoff hin, der wirklich böse und für einen Laien noch böser aussieht.

Da erschrickt er und sieht ratlos auf die Seide, die sie ihm vor die Augen hält. Aber als er mit verlegener Miene danach greifen will, sinnlos zwar und nur, um etwas zu tun, bläft sie ihn an: „Finger davon! — Wollen Sie es etwa noch schlimmer machen?"

Er hat seine Ruhe wiedergefunden, sieht sich kaltblütig im Zimmer um und meint: „Ich kann sie mir ja waschen." Und er setzt mit langen, sicheren Schritten durch Zimmer — den Wasserleitung zu, bemächtigt sich des dicken Stückes Kernseife und schrubbt sich ab, daß die Schaumflocken fliegen.

„Na?" fragt er, sich ihr wieder zuwendend, und streckt seine tadellos sauberen, gebräunten Männerhände aus. „In Gnaden aufgenommen?"

Nun aber muß sie wider Willen leider lachen. Es sieht zu komisch aus: seine Buhmonnerscheinung mit den hellen, sauberen Händen.

„Es ist nicht recht, ein ehrsames Handwerk zu belachen", murrt er.

„Sie haben es mit dem meinen auch getan", trumpft sie auf.

„Ach, wußte ich denn, ob es wirklich so schlimm war? Frauen fkeischen so gern bei jeder unwichtigen Gelegenheit."

„Ich schelte nie", entwirrte sie grob.

„Ich . . ." und da überwältigt sie wieder die Wortfellung von der Aussichtslosigkeit ihres Lebens, und sie schluchzt plötzlich die Kante vor das Gesicht und schluchzt, daß ihre Schultern auf und nieder tanzen.

„Ich weine!" vollendet er den Satz, den sie nicht mehr aussprechen hat. Und nun ist es doch aut, daß er sich die Hände gewaschen hat, denn nun kann er ihr doch einmal übers Haar fahren, das ähnenblond ist und unter der Berührung knistert und aufwellt; nun kann er ihr mal auf die Schulter klopfen und sagen: „Na, nu, ist es denn so schlimm? Haben Sie überhaupt schon getrühstückt? Mit einem gefüllten Magen sieht sich alles viel besser an . . ."

Wie kann er jetzt nun ans Essen denken!? So etwas kann nur ein Mann sagen. Aber er hat recht: wenn man Hunger hat, ist alles nochmal so schlimm. Und ihr Magen ist wirklich leer und knurrt erbärmlich. Und so sagt sie widerstrebend, aber ehrlich:

„Nu—ein."

„Na denn mal los!" sagt er und gibt ihr einen brüderlichen Schubs. „Kaffee kochen und Butterbrot essen!"

Sie sieht ihr verweintes Gesicht empor und blinzelt ihn an. „Ich habe aber gar nichts da."

„Kaffee auch nicht?"

„Doch . . ."

„Na, denn immer zu! Butterbrote habe ich für drei!" Und er greift in die Taschen und fördert zwei Pakete säuberlich verpackter Brote nach außen, wickelt das Papier auf und legt die Butterschnitten und die Wurst auf den Tisch. „Fein, was? Das macht mir immer Mutter zurecht!"

„Sie haben noch eine Mutter?" fragt sie leise. „Wenn ich die hätte, dann ginge mir's auch besser."

„Wie, Sie wohnen hier wirklich ganz allein?" verwunderte er sich. „Ich dachte, da wäre noch ein Rückzaat: ein Bruder, eine Schwester, eine Freundin oder so . . .?"

„Nein", sie zündet das Gas an und setzt den Wasserkessel auf die Flamme, „ich habe hier auf eigene Faust eine Schneiderwerkstatt; anfangs ging sie gut, aber später hatte kein Mensch mehr Lust, die vielen Treppen zu steigen."

„Das ist doch auch ein Materialfehler", meint er und schaut sich kundig um. „Ziehen Sie doch aus und dahin, wo es für Sie günstiger ist." Er läuft in dem Raum umher, als sei er hier zu Hause, entdeckt einen blanken Blumenteller und baut die Brote appetitlich darauf auf.

„Zuerst war ich ja nicht so allein hier, da habe ich mit der Werbe zusammen gehaust. Sie ist Kunstgewerblerin und sehr tüchtig; nachher nahm sie aber eine Stelle in Aachen an und ging fort, und seitdem schlage ich mich hier so durch."

„Da würde ich aber jetzt ausziehen", rät er dringend, „für eine Schneiderin ist das hier zu hoch und zu unbequem."

Das Wasser kocht, die Mühle schnurrt; nun gießt Else das Wasser auf den gemahlenen Kaffee. Ein würziger Duft steigt Schrader in die Nase.

„Ausziehen kostet Geld", wendet sie kläglich ein, „und wenn meine paar Kunden nicht zahlen . . ." Sie brinat den heißen Kaffeetopf auf den Tisch zu den Broten, holt Tassen und Teller und fragt, ob ihr Gast Zucker nehmen wolle. Fucker hat sie gerade noch im Hause.

Er nimmt keinen Zucker, aber er fragt: „Sonst nichts?" Und sie antwortet verschämt: „Nicht viel."

„Wovon leben Sie denn?"

„Das muß ich demnächst mal feststellen." Sie gießt das Getränk in die Tassen; er sieht, daß ihr die Tränen schon wieder in den Augen stehen.

„Da greifen Sie mal zu, meine Dame!" scherzt er grimmig. „Immer 'ran ans Verzehren! Feinbrot mit Schlackwurst ist sehr zu empfehlen! Meine Mutter kriegt die Sorte immer aus dem Harz geschickt. Sie stammt daher und hat ihre ganze Sippe noch da wohnen. Schlächter und Bäcker — und das alles wegen des Schornsteinfegers!"

Sie nimmt ängstlich und beißt in ein Butterbrot. Hei, wie das mundet! Wie lange hat sie sich solche Wurst nicht mehr leisten können!?

„Denken Sie, so gut hätte ich's alle Tage: Kaffee zum Frühstück? Nee, da wird eine Schnitte 'rausgeholt und zwischen zwei Kaminen gefuttert. Aber heute ist ein besonderer Tag, der muß gefeiert werden!"

„Für mich nicht", gibt sie kleinlaut zurück. „Es ist ja nett so mit Ihnen, aber — das verdorbene Kleid ärgert meiner Wirtin, der ich die Miete schulde."

„Nu, das ist doppelt böse! Zeigen Sie doch mal her. Was kann der Kram gekostet haben?"

Der war nicht billig. Frau Schnüllgen hat ihn an der Tür gekauft."

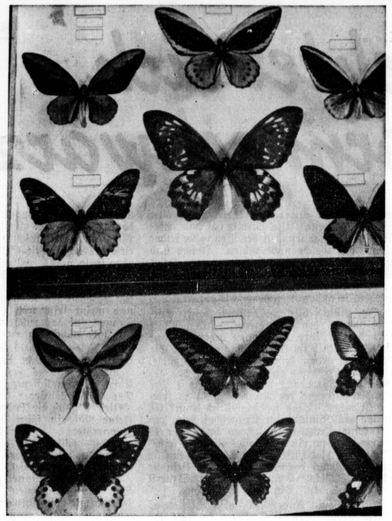
„Na denn . . ." Toni Schrader weiß Bescheid. Er kennt die teuren „Gelegenheitskäufe". „Was machen wir denn da? Wenn ich nun für den Schaden aufkäme . . .?"

(Fortsetzung folgt.)

„Nenne mir ein Musikinstrument!"
„Die Kasse!"
„Blödsinn, wie kommst du denn darauf?"
„Weil sie nie stimmt!"

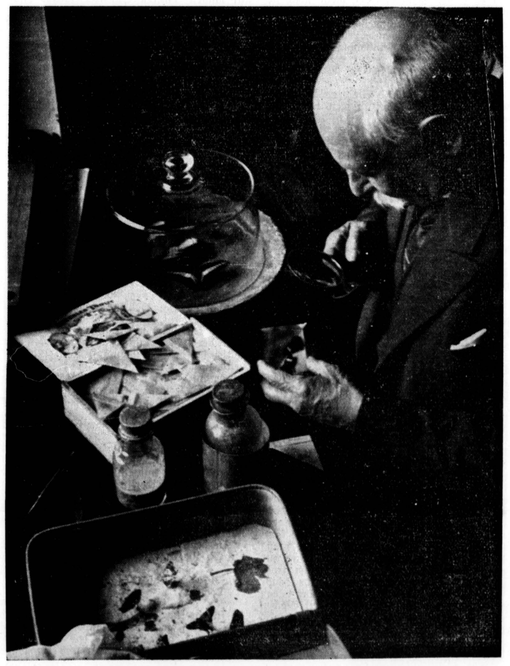
Zeichnung Hannesen (M).

100 000 Schmetterlinge UND EIN MANN



Eine kleine Auswahl formenschöner Schmetterlinge. Wer zählt die Namen: Danaiden, Edelfalter, Segelfalter, Polydoren, Papilionidien usw. Viele ähneln einander, sind aber nicht miteinander verwandt. Die ganz Schlauen unter ihnen haben sich das Aussehen giftiger Insekten zugelegt, um ihre Todfeinde, die Insektenfresser, zu täuschen. (3 Fotos: Carolus)

Hier ein paar Bände (es sind bisher im ganzen ca. 20) des Lebenswerkes des Forschers Prof. Seitz, ein Werk, das über die ganze Welt verbreitet ist und Kunde gibt von unermüdlicher deutscher wissenschaftlicher Arbeit. So heißt das Werk in der Forscherwelt kurzt der „Seitz".



Jetzt nun 60jährig lebt ein Mann in Darmstadt, dessen Lebensarbeit es war mit dem „Netz" in der Hand auf Schmetterlinge zu jagen. Es ist dies der in der Forscherwelt berühmte Prof. Dr. Adalbert Seitz.

Aus einer Liebhaberei wurde eine ernste, wissenschaftliche Forschung. Ursprünglich war Seitz Mediziner und dann erst reiner Naturwissenschaftler. Als ehemaliger Direktor des Frankfurter Zoologischen Gartens richtete er das erste „Insektenhaus" ein. Durch alle Erdteile ist er gereist. Seine 30 Forschungsreisen, die vornehmlich dem Schmetterlingsfang galten, hat er innerhalb von 50 Jahren unternommen und zwar ohne Unterstützung finanzieller Art von irgendeiner Seite, also alles geschah aus eigenen Mitteln. Aber jede Reise brachte große Erfolge, so daß immer wieder die nächste gewagt werden konnte. Amerika, Afrika, Australien, Indien, waren seine „Jagdgründe". Südamerika hat, wie er sagt, die meisten Schmetterlinge, dann kommt Indien. Aber überall müssen sich die Schmetterlinge den klimatischen und geophysischen Veränderungen anpassen. Daher kommt es, daß viele Schmetterlinge aussterben. Immer aber entstehen neue, unentdeckte Arten, und das Leben des Prof. Seitz hat nicht ausgereicht, alle Schmetterlingsformen der Erde ausfindig zu machen.

Trotzdem der Professor „nur" etwa hunderttausend Schmetterlinge mit nach Deutschland gebracht hat, ist sein Verdienst auf dem Gebiete der Schmetterlingsforschung gar nicht abzuschätzen. In den bisher 50 Jahren seiner wissenschaftlichen Forscherarbeit hat er aber noch etwas getan zum Nutzen der ganzen Weltwissenschaft, er hat ein Buch geschrieben, in dem alle Schmetterlinge der Erde vorkommen. Dies Buch heißt in Fachkreisen und auf den internationalen „Schmetterlingsbörsen" kurz: „der Seitz", und umfaßt bisher zirka 20 Bände, ein Werk, das jetzt schon mit den großen und teuren Farbtafeln eine hohe Summe kostet.

„Noch in hundert Jahren wird man an diesem Werk weiterschreiben, das nie eine zweite Auflage erleben wird", sagt er selbst. Der Professor hat über seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht einmal Zeit gehabt, seine Memoiren zu schreiben, die durch die vielen Abenteuer, die er als „Einzelgänger" in allen Ländern erlebte, sicher interessant wären. Seine Zeit ist streng eingeteilt in die Tätigkeit am Senckenberg-Museum in Frankfurt/M., das seine bedeutendste Insektensammlung enthält und seiner schriftstellerischen Arbeit in seinem Darmstadter Heim.

Sein Werk „Seitz", das überall in Hochschulen und wissenschaftlichen Bibliotheken steht, wird noch in hunderten von Jahren ein Denkmal sein für den fleißigen und größten deutschen Schmetterlingsforscher Dr. Adalbert Seitz. O. Sch.

Bild unten: Prof. Dr. Adalbert Seitz, ein über 60jähriger Gelehrter, arbeitet noch immer mit Geduld und Liebe daran, um die fremdartige und unerschossene Welt der bunten Schmetterlinge zu erforschen. Fast täglich erhält er noch heute von seinen Vertrauensleuten im Ausland hunderte von kleinen dreieckigen Tüten, in denen in gefaltenem Zustande kostbare Schmetterlinge versandt werden. Hier sehen wir ihn eben bei der Betrachtung und Prüfung einer neuangekommenen Sendung.

Die ersten Falter

Die Schmetterlinge sind die letzten und einzigen in den Wiesen und Wäldern verbliebenen Elfen und Sylphen. Seelenhaft lautlos, huschend und vom Blitz ihrer Farben und Flügelbilder flammend, gleichen sie Geistern — alten Geistern der Erde. Wer kann vermuten, wann sie zum ersten Mal über die Fluren der Vorzeit gaukelten? Und waren sie damals schon die leichten, seligen Tänzer? Tauchten sie zugleich mit den geliebten Blumen und Blüten aus dem Schoß der Schöpfung? Nur man gehaft überlieferte uns die Erde fossile Schmetterlinge, Urzeitfalter. Zu gebrechlich sind diese Wesen. Die ältesten, die wir kennen, haben unscheinbare Trachten und gemahnen in ihrer Vergiltheit an eine Zeit, da die Sonne hinter schwer ziehenden Nebeln schwamm. Aschig und grau glomm das Licht, nicht anders die Farbe. Jene schwerfälligen Falter stammen aus dem Jurazeitalter, es sind plumpe Tiere.

Aus der darauffolgenden Kreidezeit, in der sich die Blütenpflanzen entwickelten, erhielten wir keine Schmetterlingsabdrucke überliefert. Wie schade! Man hätte wohl die ersten innigen Beziehungen der Falter zu den Blumen enthüllen können. Dieses zarte Geheimnis ist untergegangen. Möglicherweise haben heftige Regengüsse die feingebauten Flieger niedergedroschen und zerweicht. Erst das Tertiär, das die höheren Säugetiere in das Dasein rief und die Riesenreptilien zurückdrängte, dieser sehr bewegte, unruhige Zeitabschnitt hat uns vielerlei Schmetterlinge in seinen Kalken, Schiefern und Massen aufgehoben. Sie waren bereits hoch entwickelt, von der Art der heutigen. Jene ersten besaßen zumeist keinen Rüssel, keinen Sauger, nur Mundteile, mit denen sie die Nahrung raspelten. Die späteren aber hatten bereits die alten Mundteile umgearbeitet und der neuen flüssigen, verfeinerten Nahrung angepaßt, dem köstlichen Nektar und Honigseim, den die Blumen für ihre gefiederten Freunde in den Bechern und Tellern zubereiten. Mit dieser neuen, feinen Speise mochte ein eifriges Fliegen und Schwirren in den Lüften über Wiesen und Fluren begonnen haben. Blumen und Schmetterlinge — die einen sind auf die anderen angewiesen. Sie haben ein ewiges Bündnis miteinander geschlossen. Zwischen ihnen webt geheimnisvolle Dertrautheit, innige Derwandtschaft. Sind nicht auch die Blüten Schmetterlinge — nicht abgelöste, an ihrem Ursprung haftende Falter? Wie der Schmetterling seiner braunen Puppe entkleimt, wenn die Stunde seines Erwachens gekommen ist, und seine vier Flügelblätter entbreitet, so entringt sich die Blüte ihrer walzenförmigen Knolpe, entfaltet sich, wächst gleich den neugeborenen Falterschwingen zur endgültigen Gestalt und flattert an ihrem Zweig im Wind. Die Blume der Erde und die Blume der Luft sammeln auf ihren Blättern und Schwingen den Zauberstrahl des Lichtes, das farbenzeugende Feuer des himmlischen Gestirns.

Die Blume labt den Falter. Aber sie, die an ihren Ort gebunden ist, benützt ihren Gast als Liebesboten und Austräger. Während er seinen Saugrüssel, einen dünnen, dunklen Faden, den er gewöhnlich wie eine kleine Uhrfeder aufgerollt zwischen seinen Mundteilen trägt, in die Blumengefäße senkt und den Honigsaft aufnimmt, heftet sie ihm ihren kostbaren Zeugungsstoff an, die Pollen. Bei seinen Herumstreunereien und Herbergsfügen schleppt er den Staub den Blumenschwestern zu, so ihre Befruchtung herbeiführend. Zur Anlockung der Liebesboten aus der Insektenwelt haben die geistreichen und listigen Blumen Lockdünste erfunden, die auf große Entfernungen wirken und von den Fühlern aufgefangen werden. Besonders Duftstoffe, die reich an ätherischen Oelen sind, locken die Schmetterlinge.

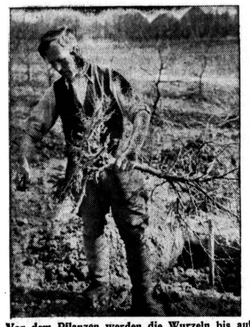
*

Der Dichter Friedrich Schnack leitet mit diesen Zeilen eine anmutige Plauderei über die Schmetterlinge ein, die das im Insel-Verlag, Leipzig, erschienene Bändchen „Das kleine Buch der Schmetterlinge" (Insel-Bücherei) ergänzt und abschließt. Das Bändchen enthält kolorierte Stiche der Tagfalter von Jakob Hübner.

Haus, Hof und Garten

Obstpflanzungen sorgfältig durchführen

Die Neupflanzungen von Obstbäumen haben nach den regierungsseitig erlassenen Verordnungen zur „Entrümpelung" der Obstgärten von kranken und schlechten Trägern und den vom Reichsnährstand dazu getroffenen praktischen Maßnahmen bereits einen erfreulichen Umfang angenommen. An die Baumschulen werden dadurch erhöhte Lieferungsansprüche gestellt, sie sind aber nach den vorliegenden Angeboten für den Mehrbedarf gerüstet. Heute wird nicht mehr wahllos gesätzt, sondern es sind von den einzelnen Landesbauernschaften Sortenlisten empfehlenswerter Obstsorten aufgestellt worden. Wenn erst in allen Obstgärten hiernach verfahren wird, werden wir in Deutschland schon nach wenigen Jahren über mehr und besseres Obst verfügen können. Der



Vor dem Pflanzen werden die Wurzeln bis auf die gesunden Teile zurückgeschnitten, die Schnittfläche muß nach unten zeigen
„Landw. Bilderdienst" M. (2)

Grundstock für die angestrebten erhöhten und verbesserten Ernten wird bei der Pflanzung gelegt, die deshalb in jedem Fall mit Ueberlegung und Sorgfalt ausgeführt werden muß, damit Fehlschläge und Zeitverluste künftig vermieden bleiben.

Die Pflanzungen beginnen mit der Bodenvorbereitung. Obstbäume gedeihen am besten auf mittelschwerem Boden mit genügender Grundfeuchtigkeit; wo dies nicht der Fall ist, muß der Boden entsprechend verarbeitet und verbessert werden. Ist der Boden schwer und undurchlässig, so muß er öfters tiefgehend bearbeitet werden, strohiger Dung und Aetzkalk tragen dazu bei, ihn lockerer und krümeliger zu machen. Leichter Boden wird durch tierische Dungstoffe, gesäuerten Torf, Kompost oder Gründüngung (Serradella, Lupinen) verbessert. Hoher Grundwasserstand wirkt sich schädlich aus; durch Entwässerung, hügelige Pflanzweise und Anpflanzung flachwurzelnder Obstsorten kann derselbe werden. diese Schwierigkeiten zu überwinden. Handelt es sich um eine größere Obstanlage, so wird entweder die ganze Anbaufläche oder ein 2,50 bis 3 Meter breiter Baumstreifen 60 bis 70 Zentimeter tief rigolt. Für Einzelpflanzungen richtet sich die Weite und Tiefe der auszuhebenden Baumgruben nach der Wurzelbildung der Obstart und der Bodenbeschaffenheit, bei Kern- und Steinobst etwa 0,80 Meter tief und 1 bis 1,20 Meter breit. Bei mehr bindigem Boden und bei hohem Grundwasserstand werden die Baumlöcher flacher und breiter ausgehoben. Die rigolten Flächen werden mäßig gedüngt, und zwar so, daß der Dung in der Oberkrume wirksam bleibt; erst im nächsten Jahr erfolgt die Hauptdüngung, wenn die Saugwurzeln sich ausgebreitet haben und mehr Nährstoffe verlangt werden. Für das eigentliche Pflanzloch genügt eine Beimischung nahrhafter Erde, von unmittelbarer Düngung ist abzusehen.

Gedeihen und spätere Ertragsfähigkeit der Obstbäume hängen wesentlich von einer sorgfältigen Pflanzweise ab. Ohne uns auf den überflüssigen (meistens von Theoretikern geführten) Streit einzulassen, ob mit oder ohne Baumpfahl gepflanzt werden soll, wird darauf aufmerksam gemacht, daß ein Baumpfahl in folgenden Fällen nützlich sein kann: als Schutz gegen äußere Beschädigungen junger Bäume auf der Wegeseite, zur Unterstützung des geraden Wachstums nach der Windseite, bei Steinobst zur Abhaltung schädlicher Einwirkungen der Sonnenstrahlen im zeitigen Frühjahr auf der Südseite. Der Baumpfahl wird vor der Pflanzung eingesetzt, er kann zugleich dazu dienen, die Pflanzhöhe richtig zu bestimmen. Auf das Stärkerwerden des Stammes ist Rücksicht zu nehmen, beim Steinobst kann durch Beschädigungen der Rinde leicht Gummifluß entstehen, der jungen Bäumen verderblich wird. Besonders dringlich ist die Warnung: nicht zu tief pflanzen. Die Veredelungsstelle muß unbedingt über der Erdoberfläche bleiben, da hier sonst Auswüchse entstehen, die das Wachstum schädigen, indem die Bildung von Fruchtholz verhindert wird. Es empfiehlt sich daher eine etwas hügelartige Pflanzweise, zumal sich das gelockerte Erdreich noch setzen wird. Das Wurzelwerk wird bis in die gesunden Teile so angeschnitten, daß die Schnittfläche nach unten zeigt; zu starke Wurzeln werden zurückgeschnitten, um ein richtiges Verhältnis zur Krone herzustellen. Das Eintauchen der Wurzeln in Lehmbrei ist nützlich. Die Wurzeln werden alsdann gut verteilt eingebettet.

Umstritten ist auch oft noch der Schnitt nach der Pflanzung. Steinobst wurzelt schneller an und wird daher im ersten Jahr geschnitten. Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen werden nur zwei Drittel ihrer letztjährigen Triebtängen, Pflaumen um die Hälfte gekürzt. Kräftig austreibendes Kernobst wird heute überwiegend ebenfalls sofort geschnitten, und zwar bei Aepfeln, Birnen und Quitten um die Hälfte der letztjährigen Triebtängen. Da das Pflanzgut nach dem vom Reichsnährstand eingeführten „Markenetikett" erheblich besser gesichtet ist, werden sich diese Schnittregeln allgemein durchsetzen lassen, besonders bei rechtzeitigen Herbstpflanzungen. Abweichend davon werden streng gezogene Formobstbäume behandelt. Hier kann der Hauptrückschnitt auch im zweiten Jahre nach der Pflanzung vorgenommen werden. Bei der Pflanzung kürzt man alsdann die letztjährigen Triebe nur um etwa ein Viertel bis zur Hälfte ihrer Länge ein und im nächsten Jahre wird bis ins vorjährige Holz zurückgeschnitten; dadurch wird erreicht, daß sich die Triebe kräftiger entwickeln und die Formbildung besser durchgeführt werden kann.

In kleineren Obstanlagen beträgt die Pflanzweite für das hier bevorzugte Buschobst mindestens 5 Meter, für breitwüchsige Sorten mehr, man kann die Kernenbildung natürlich auch beeinflussen; für Hoch- und Mittelstämme etwa 9 Meter; bei gemischter Pflanzung werden Stämme auf 10 Meter und dazwischen Büsche auf 5 Meter gepflanzt. Die Pflanzzeit der Obstbäume ist wesentlich vom Boden und vom Klima abhängig. Bei günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen wird die Herbstpflanzung vorgezogen, weil die Beiwurzelung dann sicherer ist als in einem trocken verlaufenden Frühjahr; Pfirsiche und Aprikosen werden zweckmäßiger nur im Frühjahr gepflanzt. Kernobstbäume können im Herbst vom Oktober ab und im Frühjahr bis Ende April mit gleich gutem Erfolg gepflanzt werden, auch das übrige Steinobst, richtige Sortenwahl ist dabei aber unerläßlich. Auf die pflegliche Behandlung frisch gepflanzter Obstbäume kann hier nur kurz hingewiesen werden. Diese jungen Lebewesen haben an ihrem neuen Standort ein großes Wasserbedürfnis, die Pflanzstellen müssen locker und unkrautfrei gehalten und Schädlinge sowie Krankheiten regelmäßig bekämpft werden.

Jeder Baum erhält einen Baumpfahl, der vor dem Pflanzen in die Pflanzgrube gesetzt wird. Beim Zuschaufeln wird der Baum in der richtigen Lage festgehalten

In kleineren Obstanlagen beträgt die Pflanzweite für das hier bevorzugte Buschobst mindestens 5 Meter, für breitwüchsige Sorten mehr, man kann die Kernenbildung natürlich auch beeinflussen; für Hoch- und Mittelstämme etwa 9 Meter; bei gemischter Pflanzung werden Stämme auf 10 Meter und dazwischen Büsche auf 5 Meter gepflanzt. Die Pflanzzeit der Obstbäume ist wesentlich vom Boden und vom Klima abhängig. Bei günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen wird die Herbstpflanzung vorgezogen, weil die Beiwurzelung dann sicherer ist als in einem trocken verlaufenden Frühjahr; Pfirsiche und Aprikosen werden zweckmäßiger nur im Frühjahr gepflanzt. Kernobstbäume können im Herbst vom Oktober ab und im Frühjahr bis Ende April mit gleich gutem Erfolg gepflanzt werden, auch das übrige Steinobst, richtige Sortenwahl ist dabei aber unerläßlich. Auf die pflegliche Behandlung frisch gepflanzter Obstbäume kann hier nur kurz hingewiesen werden. Diese jungen Lebewesen haben an ihrem neuen Standort ein großes Wasserbedürfnis, die Pflanzstellen müssen locker und unkrautfrei gehalten und Schädlinge sowie Krankheiten regelmäßig bekämpft werden.

Wenn die letzten Blumen welken

Die letzten Herbstastern sind nun verblüht und auf unseren Staudenrabatten finden wir heute nur hier und da noch einige Chrysanthemen, deren Leuchten uns die letzte Erinnerung an die Pracht des Sommers gibt. Die Tage werden kürzer und kürzer, und die Sonne besitzt oft nicht mehr die Kraft durch die dichten Nebelmassen zu dringen. Die zunehmende Kälte mahnt uns daran, daß wir unsere Staudenbeete für den Winterschlaf vorbereiten müssen. An den noch zuweilen eintretenden Sonnentagen aber nehmen wir zunächst eine gründliche Reinigung der Beete vor. Alles Unkraut wird sorgfältig entfernt. Dabei dürfen wir auch das Unkraut nicht vergessen, daß sich zwischen den Staudenballen versteckt hält. Auch alle abgeblühten Teile werden fortgenommen. Wenn wir diese Arbeiten sorgfältig durchführen, bieten uns die Beete auch im Winter einen ordentlichen Anblick. Bevor wir die Staudenbeete düngen, wird es nötig sein, eine gründliche Bewässerung vorzunehmen. Hierdurch wird nämlich dafür gesorgt, daß im Winter auch in den Wurzeltiefen keine Trokkenheit herrscht, und wir stärken dadurch unsere Pflanzen, damit sie sich gegen die Schäden des Frostes besser behaupten können. Das Bewässern der Pflanzen nehmen wir natürlich nur an warmen sonnigen Tagen vor, und dann nur in der Mittagszeit, so daß die Pflanzen bis zum Abend wieder abgetrocknet sind. Der Frost kann ihnen dann nicht schaden.

Zum Düngen benutzen wir am besten eine gute, verrottete Kompost- oder Dungerde, mit der wir die Beete überziehen. Die aufgebrachte Erde wird leicht eingehackt. Aber auch der Stallmist ist sehr gut zum Düngen und zum Abdecken der Beete. Selbstverständlich darf man hierfür nur alten, verrotteten Mist benutzen und vor allem darf man im Frühjahr nicht den Fehler begehen, diesen Mist mit Hilfe eines Spatens tief zwischen die Stauden einzugraben. Hierbei wird immer ein großer Teil der Wurzeln verletzt. Wir rühren ihn also nur ganz leicht ein und harken später das Land vorsichtig ab, ohne die Herzblätter der Stauden zu verletzen, die teils über der Erde und teils dicht unter der Erdoberfläche der Frühlingssonne harren. Wenn wir die Stauden nicht mit verrottetem Mist abdecken, empfiehlt es sich, besonders in rauhen Lagen, für einen anderen Schutz zu sorgen. Dafür gibt es verschiedene Mittel. Um zugleich den ganzen Winter über einen schönen Anblick zu haben, nimmt man am besten Tannengrün zum Abdecken. Auch das muß verstanden sein, denn schön ist der Anblick nur, wenn wir die Reiser nicht wahllos über das Land verstreuen, sondern stets so legen, daß die langen Enden mit grünen Zweigen bedeckt sind.

Das Abdecken der Beete dürfen wir nie vor Dezember vornehmen. Wir haben dann ja erst mit dem Einsetzen einer längeren und stärkeren Kälte zu rechnen, während im November meist eine naßkalte Witterung herrscht, die noch von vereinzelten warmen Tagen unterbrochen wird. Der Wechsel von Feuchtigkeit und Wärme könnte bei den zu früh eingedeckten Pflanzen leicht Fäulnis hervorrufen. Haben wir unsere Beete so für den Winter vorbereitet, dann können wir getrost sein, daß keine Kälte ihnen etwas anhaben wird. Oft unterstützt die Natur auch unsere Bestrebungen, indem sie uns vor rauhen und kalten Zeiten eine warme Schneedecke sendet, unter der die Pflanzen wohlgeborgen ruhen können.

G. Meyer-Victor, Hermsdorf.

Scharade

Eins wird besucht von nah und fern,
Sowohl von Damen als von Herr'n.
Ein Paar betätigt überall
Der ihm verliehnen Stimme Schall.
Das Ganze lobt mit großem Feuer
Die eigne War' als nicht zu teuer,
Und immer sammelt sich ringsum
Ein froh erstaunes Publikum.

Kreuzspruchrätsel.

In die Felder der Figur sind derart Buchstaben einzusetzen, daß sich in den senkrechten Reihen Wörter der angegebenen Bedeutung ergeben, die sich teilweise überschneiden und am Ende einer Senkrechten zum Anfang der nächstfolgenden hinübergehen. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben auf dem fetten Linienzug, der im Zickzack von links oben nach links unten läuft, ein altes Sprichwort.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1—2 Nebenfluß des Rheins, 2—4 fremdländische Eidechse, 3—5 Gewürz, 5—7 Erntegerät, 6—8 dicker Strick, 7—9 Haft, 8—10 Körperorgan, 9—10 männliches Haustier, 11—13 Teil des Auges. 12—14 Teil des Fußes, 14—16 unwirkliches Ereignis, 15—16 mathematischer Begriff, 16—18 alter Hochschultitel, 17—20 Waldfrucht, 19—23 Sportgerätebestand, 21—22 Geländesenkung, 23—25 Täuschungsverfuch, 24—26 Zeichen des Tierkreises, 26—28 Bitrombehälter, 27—29 Schwimmvogel, 29—31 englische Grafschaft, 30—32 Schwimmvogel, 31—34 Stimmlage, 33—35 Ansiedlung, 35—36 Spitze eines Zuges, 35—37 Stadt in Mecklenburg, 37—38 Jagdfrevler, 38—39 preußischer Kriegsminister.

Zickzack.

ma — li— fe — di — vi — sel — vi
mi — to — ti

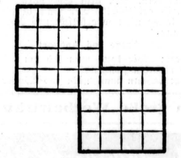
Obige Silben sind die Mittelsilben dreisilbiger Wörter. Sie sind mit den nachfolgenden Silben zu solchen umzugestalten und ergeben in unveränderter Reihenfolge, wenn man die Anfangs- und Endbuchstaben im Zickzack liest und dann aneinanderreiht, eine mehr oder weniger angenehme Erinnerung an die Ferien und den Urlaub.

Die Wörter bedeuten: 1. Stadt im Rheinland, 2. weiblicher Vorname, 3. Teil der Zeitung, 4. Papierstreifen zum Feueranzünden, 5. italienischer Hochruf, 6. Teil eines nüsstragenden Strauches, 7. Stadt in Frankreich, 8. Ammoniakverbindung, 9. Warenverkaufsgerät, 10. Volk als politische Einheit.

Die zur Ergänzung erforderlichen Silben sind:

ak — au — bus — e — e — ev — fi
— gen — ha — in — laub — mat —
na — nae — on — rat — re — sal
se — va

Magisches Doppelquadrat.



b — b — e — e — e — e — e — e — e
— f — f — h — i — i — i — k — l —
l — l — l — o — o — o — o — o — p
p — r — r — r — r

Obige Buchstaben sind in die Felder des Quadrats so einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter entstehen:

1. Körperteil. 2. Staat in Nordamerika, 3. Landungsbrücke, 4. Fisch (Lachsart), 5. Kosewort, 6. Stadt in Hannover, 7. Fluß in Spanien.

Denksportaufgabe.

Theobald Knobler hat niemals bei Pferderennen Geld riskiert und steht der Behauptung seines Freundes, daß er den Sieger in einem bestimmten Rennen genau im voraus wisse, sehr skeptisch gegenüber. Theobald versteigt sich schließlich zu der Behauptung, daß er als Laie dabei ebensoviel oder sogar mehr Gewinnaussichten als sein Freund habe; er wette aber aus Prinzip nicht. Wenn der Freund mit ihm eine Wette abschließen wolle, werde er ausnahmsweise aber einmal den Sieger in einem beliebigen Rennen voraussagen.

„Lieber Theobald, ich wette zehn Mark gegen eine Mark, daß du nicht imstande bist, herauszufinden, welches von den zehn Pferden morgen beim zweiten Rennen in Strausberg Erster sein wird."

„Die Wette halte ich. Ich muß mich jetzt natürlich erst noch informieren, werde aber heute noch Geld auf den Sieger setzen. Wenn du dann übermorgen wiederkommst, bringst du am besten gleich die zehn Mark mit, und wir werden dann gemeinsam meinen weiteren Gewinn vom Buchmacher abholen."

Ist Theobald leichtsinnig?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Schachaufgabe: 1. De8—b8, beliebig, 2. Sb5 setzt durch entsprechendes Abzugsschach matt.

Silbenrätsel: Gesundheit ist eine Tochter der Arbeit. — 1. Granit, 2. Einsiedelei, 3. Symphonie, 4. Urlaub, 5. Natter, 6. Desdemona, 7. Hamiltar, 8. Ellipse, 9. Iffland, 10. Thermometer, 11. Industrie, 12. Sanskrit, 13. Thunfisch, 14. Echo, 15. Institut, 16. Rosetette.

Bilder-Rätsel: Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst.

Magisches Quadrat: Apfel, Perle, Fries, Eleve, Lene.

Auflösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Lawine 5. Nuß, 8. Uhu, 9. Mut, 10. Tee, 11. Abend, 14. Rade, 16. Elite, 18. Basel, 19. Rage, 21. Raute, 24. Tau, 25. Spa, 26. Leo, 27. Zimt, 28. Egmont. — Senkrecht: 1. Luederitz, 2. Ahr, 3. Neb, 4. Eher, 6. Seide, 7. Segelboot, 11. Aller, 12. Drake, 13. Gig, 15. Alt, 17. Lakai, 20. Lupe, 22. Tag, 23. Ren.

Denksportaufgabe: Sie legten das ganze Geld erst einmal auf den Tisch. Theobald Knobler nahm einen Zwanzigmarkschein und drei Zweimarkstücke weg, womit er sein Geld zurück hatte. Der Bote erhielt den Hundertmarkschein, einen Zehnmarkschein und das Markstück und hatte damit für seine 74 Mark 111 Mark erhalten, also seine 37 Mark bekommen. Den Rest erhält der Kaufmann.

„Verzeihen Sie gütigst, Herr Direktor, soeben erfahre ich, daß ich doch nicht das Große Los gewonnen habe." (Bulletin.")

Mißverstanden

„Sie kommen mir bekannt vor; saßen Sie nicht Sonntag im Theater im ‚Biberpelz' neben mir?"

„Unmöglich, einen Biberpelz besitze ich überhaupt nicht! (Fliegende Blätter.)

*

„Zeige mir Amerika auf der Landkarte, Ludwig!" ruft der Lehrer. Ludwig springt vor und weist richtig auf das Gewünschte. Nun fragt der Lehrer die Schüler: „Und wer hat Amerika entdeckt?" Darauf scheinen alle: „Ludwig!" (Koralle.)

Die Nachschrift

Knirps hat eine Handschrift, die ihm selbst nicht gefällt. Er kauft sich eine Schreibmaschine und knattert einen Liebesbrief fehlerfrei herunter. Gewohnheitsmäßig schließt er: „Entschuldige die schlechte Schrift, aber es ging in Eile."

*

Truller kommt gehumpelt am Tag in den Zigarrenladen, um zu telephonieren, kauft aber nie auch nur eine Kleinigkeit.

Schließlich fragt der Ladeninhaber: „Sagen Sie mal, Sie sind wohl Nichtraucher?"

Meint Truller freudig erschrocken: „Wieso, gibt es bei jedem Telephongespräch vielleicht eine Zigarre zu?" (Lustige Blätter.)

Fernempfang

„Hast du mit deinem Radiogerät auch Fernempfang?"

„Fast einmal diesen nicht isolierten Draht an, dann hörst du die Engel im Himmel singen."

Ein Leidensgenosse

Herr: „Kutscher, meine Schwiegermutter muß mit dem Zug um 6.55 Uhr fort. Eilen Sie, daß Sie zurechtkommen!"

Kutscher: „Seien Sie nur ganz beruhigt, ich fahre, als ob es meine eigene wäre!"

Die Kunst des Satzbaues

Lehrer: „Sage mir ein Zeitwort mit der Vorsilbe ‚ver.'"

Schüler: „Verachten".

Lehrer: „Nun bilde mir einen Satz mit diesem Zeitwort."

Schüler: „Wir müssen schon fünf Minuten vor achten in der Schule sein."

Aus Fritzchens Aufsatzheft

„. . . und die herrlich ozonreiche Luft unserer einzig schönen Vaterstadt bewirkt, daß man schon in kürzester Zeit ein hohes Alter erreicht!"

Er weiß Bescheid

„Sag mir mal, Heinz, ihr seid doch zu Hause fünf Kinder, nicht wahr? Wenn deine Mutter nun bloß vier Aepfel hat, was macht sie dann?"

„Apfelmus, Herr Lehrer!"

*

Peterchen: „Ich und mein Vater wissen alles!"

„So? Wo liegt denn Madeira?"

„Das ist etwas, was Vater weiß!"

„Herr Ober, kommen Sie mal her!"

„Bitte, Herr Professor?"

„Also passen Sie mal auf. Vor einer halben Stunde habe ich ein Schnitzel bestellt. Habe ich es gegessen oder haben Sie es vergessen?"

„Sagen Sie ehrlich, in welchem Akt meines Stückes kamen nach Ihrer Ansicht die meisten Witze vor?"
„Im Zwischenakt — über Ihr Stück!"

Beim Einkochen

„Mutti, in dieser Pflaume ist kein Wurm . . . kann ich die auch essen?" („Fliegende Blätter.)

*

„Aber, lieber Doktor", lächelt die junge Dame, „seit habe ich Ihnen mindestens eine Stunde lang meine Ansichten über verschiedene Lebensfragen mitgeteilt, und dabei ist es wohl rechter Kohl, was ich rede, wie?"

„Aber, gnädiges Fräulein, selbst wenn es Kohl wäre, so könnte es von Ihren Lippen doch höchstens — Rosenkohl sein!"

Wie du mir — —

Der Kellner kommt mit großem Krach zu einem Gast, der eben bezahlt hat: „Der Zwanzigmarkschein, mit dem Sie vorhin gezahlt haben, ist gefälscht!" Der Gast lächelt hohn: „Noch lange nicht so gefälscht wie Ihr weißer Bordeaux!"

Frage und Antwort

Lehrer: „Wie kann man sich am besten vor dem Ertrinken schützen?"

Max: „Wenn man nicht ins Wasser geht."

Vertrauenerweckende Inschrift

Das Gasthaus „Zur Reblaus" hat einen neuen Inhaber. Vor der frisch gestrichenen Tür hängt einladend ein Schild:

„Habe die amtliche Erlaubnis, Wein auszuschenken, Gäste zu beherbergen, zu beköstigen und zu schlachten."

*

„Haben Sie schon gehört, daß Frau Krause täglich mindestens einen Liter Kölnisches Wasser trinkt?"

„Freilich — sie lebt ja in Köln."

Einsicht

Max wandert mit Olga durch den Park. Olga schwärmte: „Ist solch eine Sternennacht nicht herrlich?"

„Ja, ja", seufzte Max, „man müßte nur etwas mehr Mut haben!"

Unter Eid

Platte steht vor Gericht. In einer Verkehrsunfallsache. Platte ist Inhaber einer Volksglase. Sein Kopf gleicht einer riesigen Billardkugel. Ueber den Fall befragt, sagt Platte unter anderem: „Der Unfall war so entsetzlich, daß mir die Haare zu Berge standen!"

„Seien Sie vorsichtig", sagt da der verhandlungführende Richter, „Sie stehen unter Eid!" (Lustige Blätter.)

*

„Gestern haben wir im ‚Lahmen Ochsen' eine feuchtfröhliche Sitzung gehabt."

„Besonderen Anlaß?"

„Ja. Mein Jugendfreund Knickrig aus Geizenhausen war da und wurde von mir der Stammtischrunde vorgestellt. Müller bestellte eine Runde Bier, Krause eine Runde Steinhäger, ich wieder eine Runde Bier, der kleine Fleischermann eine Runde Kognak —"

„Und was bestellte dein Freund Knickrig?"

„Der bestellte unbekannterweise Grüße von seiner Frau!" (Neue J. Z.)

*

Der reiche Kommerzienrat Klapprot hat einen Prozeß geführt und ist verurteilt worden. Klapprot ist sehr erbost darüber.

„Ich bin zu Unrecht verurteilt worden", sagt er zu dem Richter. „Ich bestreite alles, was mir zur Last gelegt wird."

„Das nutzt nichts", meint da der Richter, „das einzige, was Sie bestreiten können, sind die Kosten des Verfahrens." (Allgemeiner Wegweiser.)

*

Im Wartezimmer des Arztes sitzen zwei kleine Jungen. „Was fehlt euch denn?" fragt eine Dame.

„Ich habe eine Murmel verschluckt, der Doktor soll sie herausholen!"

„Und du hast wohl deinen Freund begleitet?"

„Nein, das nicht, aber die Murmel gehört mir!" (Die Woche.)

„Wunderschön, das werde ich uns kaufen!"
„Aber Günther, das ist doch ausgeschlossen, du weißt doch, unsere Wohnung ist ohnehin so feucht!"

Freundliche Aussprache

Der sehr dickbäuchige Herr (seinem Oberen nigen Nachbar herzlich auf die Schulter schlagend): „Wirklich, Herr, man könnte glauben, Sie hätten Ihr ganzes Leben auf einem Faß geritten!"

Der Obeinige: „Ganz recht! Bis Sie kamen und es hinunterschluckten!"

(Argonaut.)

*

Hilde: „Arat ist dein Verlobter? Hat er denn auch Geld?"

Ruth: „Na, sage mal, denkt du etwa, ich heirate ihn aus Gesundheitsgründen?"

Fritzchen liest die Zeitung

„Mutti, warum heißen den die Kinder von Beckers alle August?"

„Wie meinst du das?"

„Na, hier steht doch in der Geburtsanzeige: Wir haben heute den 5. August einen gesunden Knaben erhalten." (Schweizer Illustrierte.)

Der Glaube macht's

Sohn: „Vater, was ist ein Gläubiger?"

Vater: „Das ist jemand, der glaubt, daß seine Kunden bezahlen."

Fußballbericht leicht verdruckt

Die Mannschaft spielte einzig. Zu bemerken wäre noch, daß Meier, der sonst nur mittelmäßige Stürfer, gerade gestern Hervorragendes leistete.

Keller braucht Geld

Etwas Kurzweil von Fritz Schaeffter

Als der Dichter Gottfried Keller noch jung war, litt er sehr unter Geldmangel. Keller hatte damals einen Verleger, der wegen seiner Großzügigkeit bei den Schriftstellern sehr beliebt war. Sehr oft kam Keller zu dem Verleger und bat um Vorschuß, den er dann stets ohne Widerrede bewilligt bekam.

Eines Tages feierte der Verleger seinen sechzigsten Geburtstag. Er wurde mit Glückwünschen geradezu überschüttet. Auch Keller sandte ein Glückwunschschreiben, es lautete:

„Meinen herzlichsten Glückwunsch zum Sechziger. Ich wünsche Ihnen noch hundertzwanzig dazu. Tun Sie bitte diese hundertzwanzig in einen Umschlag und lassen diesen bitte recht bald mir zukommen. Ihr ergebener G. Keller".

Der Verleger, der Sinn für Humor besaß, antwortete umgehend:

„Junge, Freund Keller! Ich bin zwar sechzig geworden, aber fühle mich wie fünfzig. Und lieber Freund, diese Fünfzig sende ich Ihnen anbei. Ihr Sie aufrichtig schätzender Freund und Verleger M."

*

Der Gelehrte Duhamel befand sich einst in einer Gesellschaft. Dort hatte er mit einem jungen Herrn eine wissenschaftliche Auseinandersetzung. Der junge Mann wollte den Gelehrten in Verlegenheit bringen und stellte sehr verzwickte Fragen. Eine dieser Fragen konnte Duhamel nicht beantworten. In seiner Bescheidenheit gab er dies offen zu.

Darauf fragte der junge Mann spöttisch: „Aber Herr Professor, Sie können nicht einmal diese einfache Frage beantworten? Ja, wozu sind Sie dann Mitglied der Akademie?"

Der Gelehrte erwiderte auf diese Frage nichts, sondern stellte nun seinerseits eine schwere Frage, die den jungen Herrn in große Verlegenheit brachte. Er konnte darauf nicht antworten, verfluchte daher durch Redensarten seine Unwissenheit zu verbergen.

Trocken fiel ihm der Gelehrte ins Wort: „Mein junger Freund, es hat doch etwas für sich, wenn man Mitglied der Akademie ist. Man lernt dort nämlich nur von dem zu reden, wovon man auch wirklich etwas versteht."

*

Eines Tages kehrte der englische Dichter Walter Scott von einem Spaziergang heim. Da öffnete ihm ein Bettler, der zufällig vor Scotts Haus stand dienstfertig die Haustür. Scott wollte dem Bettler für diese Gefälligkeit einen halben Schilling schenken, fand aber keinen in seiner Geldbörse.

„Lieber Freund", sagte er zu dem Bettler, „ich gebe Ihnen einen Schilling, aber vergessen Sie nicht, Sie schulden mir die Hälfte davon."

Der Bettler lachte über diesen guten Witz und erwiderte schlagfertig:

„Herr, mögen Sie so lange leben, bis ich sie bezahle!"

Der Lehrer sagt zu Hänschen: „Also paß auf. Du hast noch drei Geschwister. Ihr seid also vier zu Hause. Wenn nun deine Mutter fünf Stück Kuchen auf den Tisch stellt und sagt, es soll sich jeder eins nehmen, wieviel bleibt dann übrig?"

Hänschen: „Nichts!"

(Allgemeiner Wegweiser.)

Es hätte schlimmer kommen können!

Nottebohm hatte die Eigenart, bei jeder Gelegenheit zu äußern: „Es hätte schlimmer kommen können!"

Eines Tages traf er einen Freund, der fragte ihn: „Hast du schon gehört, daß unser Kollege Axel gestern mit der Frau des Englwirtes bummeln wird, dabei von dem Wirt überrascht und erschossen worden ist?"

Prompt antwortete Nottebohm: „Es hätte schlimmer kommen können!"

„Erlaube einmal", braust der Freund entrüstet auf, „schlimmer hätte es wirklich nicht kommen können! Er war ja sofort tot!"

„Und doch hätte es schlimmer kommen können", antwortete Nottebohm, und atmete auf, „den Abend zuvor war ich mit der Frau aus." (Hemmet.)

Die Ueberraschung

„Ich wußte gar nicht, daß Herbert die Absicht hatte, sich mit dir unter dem Weihnachtsbaum zu verloben!"

„Das war ja meine Ueberraschung für ihn!"

*

Der Witbold sagte: „Wenn ich auf dem Kopf stehe, dringt mir alles Blut in den Kopf, nicht wahr?"

Niemand antwortete aus Furcht vor einer Falle.

Der Witbold fuhr fort: „Wenn ich nun aber auf den Füßen stehe, warum dringt mir dann nicht alles Blut in die Füße?"

„Weil Ihre Füße nicht hohl sind", antwortete einer. (Berl. Ill. Ztg.)

*

„Wir haben auf unser Haus einen neuen Schornstein bekommen", prahlt der kleine Gerd.

„Paß", macht Fritz wegwerfend, „das ist noch gar nichts. Vater sagt, wir kriegen nächstens auf unser Haus eine neue Hypothek!" (Neue JZ.)

*

Der junge Engländer erzählte stolz: „Im britischen Imperium geht die Sonne nie unter!"

„Wie schade!" bedauert die junge Amerikanerin. „Bei uns sind die Sonnenuntergänge immer so wundervoll!"

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Arbeit für Drei
und doch schafft sie es allein! Ohne Müdigkeit u. Abspannung, immer frisch und leistungsfähig. Sie erhalten sich Nervenkraft und Kraftreserve durch
Quick mit Lezithin für Herz und Nerven
Pckg. RM 3.30 u. 1.15. Kurpck. 4x in Apotheken u. Drogerien

Herdfeger besser denn je

Laubsägeral Bild., Vorlagen, Werkz., empf. Lista gratis! **Hofmann & Schmitt** Untergrafenh. (Pfalz) 11

Baden! schütze dein Gehör aber: DURCH DER AKUSTIKA OHRSPROPS Antiseptisch, wasserabweisend u. schalldurchl. Wachsfrei durch Zugluft etc. in Drog. u. Apoth. 30-90 D AKUSTIKA, Spandau

Liguster immergrün
100 Pflanz. für 20 m prächt. Hecke 30/60 cm hoch 6 RM, Thuja (Lebensb.) 100 Bäumchen 10 RM, 10 Johannisbeer. 2.50 RM, 10 Stachelbeeren 3.50 RM, 10 Himbeeren „Preußen" 1.80 RM. Preisliste über alle Pflanzen f. d. Garten kostenl.
Rudi Hartmann Versandbaumschule **Pfaffenberg 14** (Holstein)

Knoblauch-Verjüngung! Ja, auch Sie müssen stets jünger und frischer scheinen können. Sie müssen es, wenn Sie Tausende Abertausende meinen, mehr als Gratisprobe in Apotheken u. Drogerien.
Zirkulin Knoblauch-Perlen ③
1-Monats-Pckg. 1 RM. ⑥ 14-Wochen-Pckg. mit Taschendose 3 RM. ⑥ Broschüre mit

Zuviel für die Beine
Dieses Uebergewicht muß je schmerzen und zu Senkfuß führen! Fort mit dem überschüssigen Fett; dann fühlen Sie sich leichter und frischer
Dr. ERNST RICHTERS Frohfuß-Kraftcreme auch als Drix-Tabletten—Drix-Dragees

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 44 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 30. Oktober 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Leben über Gräbern

Der Ring des Jahres schließt sich aufs neue: Keim und Blüte — Frucht und Reife — und nun: Welken und Vergehen. Die Sonne schneidet einen immer kleineren Bogen, früher und plötzlicher kommt der Abend. In den Gärten welken noch die letzten Astern freudlos hin. Die Farben der Landschaft sind erloschen, Nebel und Regenwolken drücken auf alle Dächer.

Das große Sterben hat begonnen in der Natur. Wenn das Laub um unsere Füße raschelt, mögen wir den vergangenen warmen Sonnentagen nachtrauern: Gesetz ist, daß alles Leben dahinstirbt, sich aufgibt, vergeht . . . Ob wir mit Riesenfernrohren von hohen Gipfeln in das Weltall vorzudringen suchen, ob wir mit dem Mikroskop die uns mit bloßem Auge unsichtbaren Welten des Mikrokosmos durchforschen, **immer wieder werden wir** dem gleichen Gesetz begegnen, dem jedes Leben sich unterordnen muß . . .

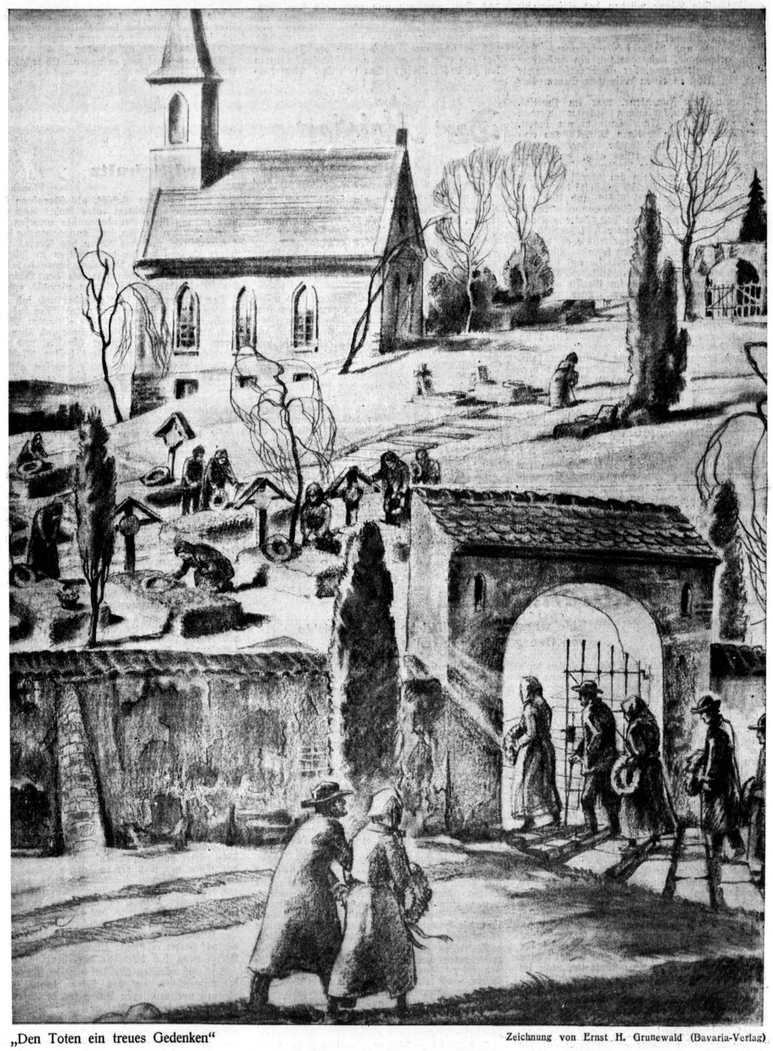
Auch der Mensch, auch wir selbst! Unser Leben ist zwischen Geburt und Tod wie zwischen zwei Pole in einen Bogen gespannt, den niemand zu brechen vermag. Unausweichlich stehen wir diesem Geschehen gegenüber. Generationen sind heraufgewachsen und dahingegangen, eine jede ist dem Tode begegnet; und die Zeugen gerade dieser Begegnung sind uns auf dieser Erde oft die einzigen Spuren der Existenz von Völkern, deren Name niemand mehr kennt. Solche Zeugen dieser Begegnung der Menschen mit dem Tode sind die Gräber und Grabmale, die sich durch die Jahrtausende erhalten haben. Daß man dem Toten ein Grab richtet, gehört mit zu den ersten und höchsten Kulturäußerungen eines Volkes. Die Totenehrung ist überdies ein Beweis für das Gemeinschaftsgefühl, das die Menschen auch in den frühesten Zeiten miteinander verband und das sie dem Toten auch über das Grab hinaus bewahrten.

Gerade unsere deutsche Heimat ist reich an Grabstätten unserer Vorfahren aus ältester Zeit, vor denen wir heute in Ehrfurcht stehen. Und immer ist es so, daß auch die Toten noch zusammen ruhen. Die Ketten- und Kegelgräber sind Sippengräber. Die Toten wurden zumeist nach einer bestimmten kultischen Ordnung gebettet, so daß die großen Grabanlagen oft einem landschaftlichen Punkt bis auf den heutigen Tag sein besonderes weihevolles Gepräge geben. Später fanden die Toten auf dem Platz rings um das Gotteshaus ihre letzte Ruhestätte, bis die neuere Zeit aus hygienischen und räumlichen Gründen die Stätte der Toten außerhalb des Ortsbildes verlegte.

Immer aber haben die Menschen die Gräber ihrer Toten mit Liebe und Ehrfurcht gerichtet, geschmückt und erhalten. Denen aber, die sich um das Gemeinwohl besonderes Verdienst erwarben, ist zu allen Zeiten auch im Tode besondere Ehre zuteil geworden. Oft erst von späteren Geschlechtern, die aus ihren Erfahrungen die Verdienste großer Toter erkannten. Ein Gang über die Friedhöfe aller Jahrhunderte wäre ein eindrucksvoller Gang durch die Geschichte. Und wenn es auch paradox klingen mag — die Gräber der Toten sind so unvergängliche Zeugnisse für den Lebenskampf und den Lebenssieg des Volkes.

So ist die Trauer an den Gräbern nicht das Bleibende. Wenn wir darum jetzt im November, der durch die Tage von Allerseelen und Totensonntag der Monat der Toten geworden ist, zu den Gräbern unserer Angehörigen hinausgehen, ihnen grüne Kränze und die letzten Blumen des Herbstes bringen und die stillen Lichter innigen Gedenkens anzünden, so ist nicht der Schmerz um den Verlust der Toten das beherrschende Gefühl, sondern das starke Bewußtsein, daß auch die Toten zu uns gehören, daß wir ihr Erbe in unserem Leben verwalten und einst selbst an unsere Kinder weitergeben werden. Das ist ja so im kleinen wie im großen Leben. Die Mutter, die dort unter dem Rasen ruht, oder der Vater, dessen wir am Mal für die im Weltkrieg Gefallenen gedenken, oder der Sohn, der allzu früh vielleicht ein Opfer der Arbeit wurde, — niemand hat ja sein Leben sinnlos hingegeben. Aus jedem Sterben wächst eine Verpflichtung für die Lebenden, deren wir uns würdig erzeigen müssen.

L k.



„Den Toten ein treues Gedenken" Zeichnung von Ernst H. Grunewald (Bavaria-Verlag)

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 2 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspaltige private Anzeigen 10 Pf., für einspaltige Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. — Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H. Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt. Paderborn. Hannover 3504.

Die Brücke

Von Friedrich Nike

Es waren heiße Tage in das Land gekommen, die die Arbeiten an dem Brückenbau erheblich gehemmt hatten. Die Ingenieure fuhren ratlos von einem Ufer zum andern. Sie kontrollierten an den Seitenbogen und den Pfeilern und warteten von Stunde zu Stunde, daß das Wasser des Flußufers steigen sollte. Am Ufer war alles schon aufgerichtet und aus den Fahrten herbeigeschafft.

Martin, der junge Ingenieur, stand am Fuße des Landpfeilers. Von Zeit zu Zeit kamen Schiffsleute zu ihm, die ihn über den stündlichen Wasserstand unterrichten mußten. Noch war die notwendige Höhe des Flusses nicht erreicht. Die Kähne würden das Eisengerüst nicht tragen können.

Tage vergingen, da endlich setzte sich eine Wolke am Himmel. Schwer und grau türmte sie sich hoch und ballte sich zusammen. Und dann geschah es, daß tagelang ein anhaltender Regen niederging, der alles verschlammte und den Fluß in einen reißenden Strom verwandelte.

Martin, der Ingenieur, war im Zweifel, ob jetzt das Einschwimmen gewagt werden könnte. Aber die Schiffsleute waren bereit, die Kähne mit den fertigen Mittelstücken einzufahren. Der Befehl wurde ausgegeben. Es heulten die Sirenen. Alles ging an seinen Platz. Dann die letzte Prüfung. Die Monteure, die Meister lagen im Gerüst, Martin unter ihnen. Unaufhörlich prasselte der Regen nieder, klatschte auf das Eisen und floß mit dem schmierigen Öl die Stäbe hinab. Martin kletterte auf die Spitze des Seitenpfeilers. Unter sich sah er die Arbeiter. Fieberhaft arbeiteten sie. Der Ingenieur wußte es, daß er sich auf seine Leute verlassen konnte. Sie würden für ihn einstehen, so wie sie auf ihn vertrauten und seine Befehle ausführten. Mehrere hundert Mann kletterten im Gerüst und auf den schweren Kähnen herum. Hier und da rutschte jemand an den nassen Stäben ab. Die Schiffer hatten Mühe, nicht vom Strom seitwärts getrieben zu werden. Die Last des Mittelbogens wuchtete unaeheuer. Jedes zu starke Schwanken konnte das Gerüst zum Stürzen bringen. Maschinen kämmerten, laut, daß die Rufe des Ingenieurs ungehört verhallten. Aber die Leute wußten Bescheid. Die Pumpen zischten. Unmerklich kam der Mittelbogen näher. Die Monteure fieberten. Ueberall wurde noch letzte Hand angelegt, genietet, geschraubt; alle verfolgten das Herannahen des Gerüstes. Es schaukelte ein wenig, aber es hob sich und war bald in der gleichen Höhe wie die schon stehenden Pfeiler. Wieder rief der Ingenieur. Niemand hörte ihn. Lauter zischten die Maschinen, und lauter heulte und tobte der Sturm um das Gerüst. Ein paar Hundert Augen warteten gebannt, ein paar Hundert Hände zitterten. Martin sah es, aber er glaubte an das Gelingen des Werkes.

Plötzlich zuckte er zusammen. Neben ihm lockerte sich das starke Drahtseil, das mehrere zwanzig Arbeiter einen Halt bot. Es kann sich jetzt nur noch um wenige Minuten handeln, dann würde der Mittelbogen fest stehen. Martin sah auf die Kähne. Dann auf die Arbeiter. Er rief, schrie, verzweifelt. Zwanzig Arbeiter durchzuckte es sein Gehirn. Er sprang auf. Lief. Nein, es hält nicht. Zwanzig Arbeiter würden mit niederstürzen, der Mittelbogen abgleiten und nicht festgemacht werden können. Martin griff nach einem Notseil, das im Gerüst hing und lief auf den Trägern entlang, dabei sah er sich um: der Mittelbogen. Wenige Zentimeter noch, dann würde das Gerüst erschüttert werden. Im Nu hatte er das Seil oberhalb und unterhalb der schadhaften Stelle umschlungen. Immer mehr riß das Seil. Martins Schläfen schlugen und hämmerten. Der Regen peitschte sein Gesicht, daß es schmerzte. Wieder sah der Ingenieur sich um. Wird er es noch schaffen? Unten hat er das Hilfsseil schon befestigt. Nun klettert er an dem Seil empor, hing frei in der Luft, und schlang das Seil um einen Balken. Von unten dröhnten die Maschinen, oben sahen die Monteure, die Augen fest auf den Mittelbogen gerichtet. Wieder sah Martin auf das Seil, auf die Arbeitskameraden, auf das Eisengerüst. Wird das Werk vollendet, oder? — —

Martin wagt nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Ihn schaudert. Da ging eine Erschütterung durch die Seitenpfeiler. Martin sah gerade noch, daß das Mittelteil einsahren war. Ein ohrenbetäubender Lärm setzte ein. unter Hämmern und Schlagen. Eine zweite. heftige Erschütterung folgte. Im gleichen Augenblick riß das Seil . . .

Martin, der Ingenieur, schrie auf, dann straffte sich das Seil wieder, gehalten von der Verkettung des Notseils und ein Körper schnellte in weitem Bogen durch die Luft.

Das Werk war gelungen.

Nun konnte der Mittelbogen nicht mehr abgleiten. Das gleiche fieberhafte Arbeiten begann.

Als sich die Arbeitskameraden abends am Ufer in der Nähe des Landpfeilers versammelten, fehlte einer. Er war trotz langen Suchens und Rufens nicht aufzufinden.

Aber das Werk war gelungen. Es trägt den Namen: Martinsbrücke.

Der Meister

Skizze von Bernhard Schultz

Meister Ehrbeck war ein sonderbarer Kerl, ein grober Klotz, wenn man will, ernst und trocken, viel zu trocken für die fröhlichen jungen Arbeiter, die da in seiner Abteilung an der Drehbank hantierten. Als Ehrbeck, der im Feuerdunst der Hochöfen welk gewordene Bauernsproß, sein „Fünfundzwanzigjähriges" feierte, schenkte ihm das Werk eine Reise, einen dreiwöchigen Urlaub.

Wohin er fahren wollte, hieß es, das möge er selbst bestimmen. In die Berge fahren, den Wald sich färben sehen, den Geruch der Erde spüren —?

Es kam plötzlich so über ihn. Ja-so, in den Herbst fahren, das wollte er. Wie lange hatte er dies auch nicht gehört: Das Orgeln des Sturmes über waldbestandene Höhen, den Schrei der Wildenten und den Ruf der Hütebuben? Als Schulkind hatte er da oben im Gebirge die Kühe gehütet. Sonne, Regen, Sturm und Glück. Aber das war nun schon lange her, er wußte kaum noch, wie einfach damals alles gewesen war. Seitdem hatte er immer nur am Amboß gestanden und den Stahl brüllen hören . . .

Als er die zweite Reise endlich hinter sich hatte und mit dem Bimmelbähnchen ins Dorf hinaufdampfte, kam er sich vor, als ob er gar nicht mehr er selbst sei, sondern irgendein anderer Mann, den sie weggeschickt hatten.

In einem bäuerlichen Gasthaus bezog er Quartier, und da stand er nun, Meister Ehrbeck, und hatte das Gefühl, als überzögen sich seine Hände mit dickem rotem Rost. Noch wie war er um diese Stunde müßig, sehen. es war so seltsam für ihn, im Sonntagsanzug hier herumzustehen und das Leben des Dorfes und seiner Bauern an sich vorbeipulsen zu spüren. Es gehörte zu jenen Menschen, denen das Reisen in den Knochen sitzt wie den Bäumen der Wind, ihre Hände können niemals ruhen.

Der Meister ging in die Felder und sah den Leuten zu, wie sie mit Stolz und Eifer bei der Sache waren, nicht achtend des einsamen Mannes, der da am Weidenzaun lehnte und über die Berge schaute, den Himmel überflog und am lodernden Feuer des Waldes haften blieb.

Ja, so war es auch damals gewesen, als er noch ein Knabe war, und so hatte er es all die Zeit über im Sinn gehabt: Blaue Berge und braunwabender Wald, silberne Wolken und Ruf der Hütebuben von weither. Er freute sich so, dies wiederzuerleben.

Ein paar Tage ging er still und versonnen einher, scheinbar zufrieden, aber doch spürte er seine Hände schwer und lästig wie Gewichte, die mitzuschleppen ihm nun einmal befohlen war. Seine Wirtsleute wunderten sich über seine Art zu gehen und zu kommen und da zu sein. Beinahe hätten sie ihn gefragt, ob er krank sei. Der wird schon sein Kreuz zu tragen haben, meinten sie unter sich, wenn einer nur wüßte, wie ihm zu helfen wäre. Aber Ehrbeck wurde immer trübsinniger, es war nicht seine Art, müßig zu sein, der Herbst hatte ihn so richtig in seinen Nöten, es war ihm wie dem Wald, dem der Sturm die Kleider vom Leibe reißt — nackt und hilflos steht er da, und stöhnt und wiegt sich hin und her und weiß nichts mit sich anzufangen.

„Arbeiten, wenn's mögen", sagte ein Bauer lächelnd zu ihm. Er war gerade im Begriff, mit seinen Leuten ins Feld zu gehen, zur Kartoffelernte. Was er denn für einen Metallarbeiter zu schaffen hätte? „Nun", meinte der Bauer, „ist die Erde etwa kein Ding zum Schmieden und Kneten? Komm ruhig mit!"

Und der Meister Ehrbeck zog vom Knecht den Rock an und zerrte die schweren Stiefel an seine Füße. Gebückt schritt er hinter dem Pflug her und sammelte Kartoffeln in seinen Drahtkorb. Erst ging es leicht, nachher wurde es immer schwerer. Er mußte die Hände auseinanderbreiten, um nicht laut zu stöhnen. Seine Hände überzogen sich mit einer dicken Kruste.

Schweigend pflückte der Bauer an ihm vorbei, er sah ihn ganz als einen der Seinen an. Da fiel alle Unlust und Qual von Ehrbeck ab. Die Arbeit ging jetzt wie von selbst. Die weißen Schwaden der Kartoffelfeuer umwehten ihn. Am Waldrand brachen Rehe durchs Gehölz. Hier auf dem freien Felde schmeckte ihm das Essen wie noch nie in seinem Leben, stark duftete die braune mütterliche Erde zu ihm empor. Am Abend war sein Kreuz lahm, und seine Knochen schmerzten ihn, aber er wußte nun, wie schön es war, auf dem Acker zu arbeiten und den Herbst dahinschreiten zu hören. Im Grunde war es dies, was ihn zu der Reise verlockt hatte: er wollte einmal ganz der alten Erinnerung sich hingeben dürfen.

Auch am nächsten Morgen ging er wie einer, der dazugehört, auf den Acker hinaus. Mit Frauen und munteren Buben las er unermüdlich die blanken Früchte aus der aebräunten Scholle. Er trank den Herbst in sich hinein, er konnte nicht genug davon bekommen, von Geruch und Schwere, von Sonne und Windgebraus, und sein Herz tat sich weit auf. Wenn der Bauer an ihm vorbeipflügte, nickten sie sich zu, wie es Männer tun, die in ihrer Freundschaft übereinsgekommen sind. Sie sprachen aber kaum ein Wort miteinander, nur im Abend in der geheizten Stube daheim, genossen sie den dicken abduftenden Bauernfrieden, während der Sturm über die Berge heulte und der Regen gegen die Scheiben sang.

Als der Bauer, dem er beim Sammeln geholfen hatte, ihm den Lohn in Geld auszahlen wollte, wie es Sitte war, wehrte der Meister mit beiden Händen ab. Geld? Nein, das wollte er nicht, das nahm er nicht an. Aber Kartoffeln, ja, die sollte er ihm geben. Für das Winterhilfswerk, sagte er, mir haben die Kartoffeln mehr Segen gebracht, als sich in Zentnern ausdrücken läßt.

Jo.-Jo.

Der Soldatenstorch

Eine wahre und ergötzliche Tiergeschichte von Georg Mohler-Enkenbach

Der Storch, von dem wir hier erzählen wollen, ist kein sagenhafter, sondern ein ganz persönlicher und geschichtlicher Storch, und zwar der seinerzeit berühmte Soldatenstorch.

Dieser war vor zirka 20 bis 25 Jahren in die Gefangenschaft der Ulmer Pioniere geraten, die ihn in ihrer Menagetüche so gut verpflegten, daß er selbst den auf seine Art einsetzenden Afrikaflug während des Winters vollkommen verpaßt. Da nun wohl in jedem Soldaten, in einem mehr, im andern weniger, ein Tierfreund steckt, so war es nur zu leicht zu begreifen, daß unser Freund Adebar bei den Ulmer Soldaten ein Herrenleben führte. Und so kam es auch, daß er alles, was den bunten Rock trug, in sein Storchenherz geschlossen hatte und sich seine Neigungen ganz auf das Militärische eingestellt hatten. Zivil aber existierte für ihn überhaupt nicht.

Nachdem er in der Pionierstube allmorgendlich sein Frühstück eingenommen hatte, flog er gewöhnlich auf den Kasernenhof der Wilhelmsburg. Je nach seiner Storchenlaune übte er sich dort im Parademarsch oder beschränkte sich darauf, den Uebungen der Grenadiere zuzusehen. Hatte er aber zu einem solchen Zweck einmal Platz eingenommen, so behauptete er ihn auch und stand fest wie eine Eiche! Eine anmarschierende Kompanie störte ihn nicht im geringsten und ruhig wartete er ab, daß man eine Lücke bildete, um ihn zu umgehen, was auch allgemein üblich war. Möglich, daß er sich in seinem Storchenhirn einbildete, er sei wegen seiner roten Beine im Rang einem General gleichzustellen!

Von der Burg pflegte er sich dann auf den Hof der Kaserne des 6. Württembergischen Infanterieregiments herabzulassen, um dann noch den Uebungen auf dem großen Exerzierplatz in der Au beizuwohnen, um schließlich zum frugalen Mittagsmahl zu seinen Pionieren zurückzukehren.

Einmal hatte sich auch der Ulmer Soldatenstorch einem württembergischen Hauptmann des 6. württembergischen Infanterieregiments Nr. 124 gegenüber, der später zum General avancierte, ein starkes Stückchen erlaubt, das wir hier noch erzählen wollen.

Die erste Kompanie des fraglichen Regiments hatte soeben in der Au ihre Besichtigung durch den Brigadekommandeur glücklich überstanden und der gestrenge Herr Hauptmann hatte ein uneingeschränktes Lob für die tadellose Ausbildung derselben davongetragen.

Doch die übliche Nachkritik des Gestrengen stand noch bevor. Und richtig, auf dem Rückmarsch zur Kaserne, in der Nähe der bekannten „Hundskomödie", ertönte das Kommando: „Ganze Kompanie Halt! Front!" und schon setzte der Generalton los:

„Eine tadellose Besichtigung soll das gewesen sein? Ja, was soll ich da sagen — — im großen Ganzen war es ja nicht übel — — aber natürlich der Schluß muß immer die Griffe vermatschen — — und dann der Kogoschnack, dieser . . .

Da rauschte es plötzlich in den Lüften, alles schaut nach oben, und in gerader Richtung fliegt läßt sich unser Soldatenstorch mit seiner ganzen Grandezza gerade zwischen der Kompagnie und dem wetternden Hauptmann nieder!

Erboßt über die unverhoffte Störung, wendet dieser sich drgerlich zu einem Feldwebel und schnarrt:

„Schaffen Sie das Viech fort!"

Der Feldwebel, so ungern er es tat, stocherte mit dem Seitengewehr nach ihm. Doch ohne Erfolg. Denn unser Storch war gewohnt, seinen einmal eingenommenen Platz zu behaupten. Dann tritt er mit den Füßen nach ihm, der Storch aber sucht durch balancierende Flügelschläge seinen Standpunkt einzuhalten.

Als alles nichts fruchtet, nimmt der Gewitterregen von des Herrn Hauptmanns Lippen seinen Fortgang. Da aber schreitet der Storch noch einige Schritte auf den Hauptmann zu, schaut steif an ihm hinauf und — — schnattert, schnattert aus Leibeskräften!

Ohne Zweifel hatte er der Besichtigung beigewohnt und sich ein günstigeres Urteil über die Leistungen gebildet als der Herr Hauptmann.

Der Ernst der Situation war schon durch das Eintreffen des Vermittlers stark gefährdet, nun aber plagte die ganze Kompanie in ein unbändiges Lachen aus und auch der vorher so gestrenge Hauptmann konnte nicht anders als eben mitlachen. Und als sich die Lachmuskeln endlich ausgetobt hatten, blitzte auch aus seinen Augen wieder der Strahl gutmütiger Laune und sich zu Gevatter Storch herunterbeugend, sagte er in freundlichem Ton: „Nun ja, ich bin ja auch so weit ganz zufrieden!"

Dann wandte er sich wieder der Kompanie zu und kommandierte:

„Ganze Kompanie, links um, Marsch! Heute nachmittag habt ihr frei!"

Und während die Soldaten ein lustiges Lied anstimmten und zur Kaserne zogen, erhob sich der Storch majestätisch in die Lüfte, um zum Mittagsmahl zu seinen Pionieren zurückzukehren.

Dies nebenbei

In einer französischen Landgemeinde unweit von Toulouse hatte sich eine alte allein stehende Frau bereit erklärt, ein Waisenkind bei sich aufzunehmen. Man schickte ihr die 14jährigen Jean Poulette, einen braven, flinken Bigen Knaben, der von seiner neuen Pflegemutter tief ins Herz geschlossen wurde. Von Zeit zu Zeit erkundigte sich der Bürgermeister, ob die alte Frau mit ihrem Schützling zufrieden sei und hörte nur Worte des Lobes. Um so erstaunter war es, als Madame Bargou kürzlich, nachdem Jean bereits drei Jahre in ihrem Hause ist, mit Tränen in den Augen auf der Amtskanzlei erschien und bat, man möge den Jungen woanders unterbringen, da sie nicht mehr in der Lage sei, ihn weiter zu erziehen. Man fragte sie, was denn der Grund für diese plötzliche Gesinnungsänderung sei, und erfuhr, daß Jean dem Anschein nach schon ein Liebesverhältnis habe, denn, so schluchzte die Alte, sie habe in seiner Nachttischschublade Bilder eines Mädchens gefunden, daß seiner großstädtischen Aufmachung nach ganz und gar nicht zu dem einfachen Jean passe und ihn sicher unglücklich machen werde. Der Bürgermeister solle sich nur persönlich davon überzeugen . . . Tatsächlich begab sich der Bürgermeister in Begleitung seines Sekretärs in das Haus der Madame Bargou, um in Jeans Abwesenheit die beanstandeten Photos einer Kontrolle zu unterziehen. Nur brachen die beiden Männer freilich in ein schallendes Gelächter aus. Das „aufgeputzte Großstadtmädchen", das Jeans Pflegemutter so viel Sorge machte, war nichts anderes als eine Großaufnahme von — Greta Garbo.

*

Jeden Morgen beim Appell ruft der Unteroffizier des ersten Zuges der ersten Kompanie des ersten Zuavenregimentes in der französischen Garnison Nogent sur Marne bei Paris laut aus: „Korporal Viktor Emanuel" — „Anwesend für ihn!" antwortet hierauf der diensttuende Korporal. Wie kommt es, daß der aufgerufene Korporal nie zugegen ist und daß ein Kamerad für ihn die Antwort erteilt? Korporal Viktor Emanuel kann diesem Appell nicht beiwohnen, da ihn „wichtige Geschäfte" ins Ausland zurückhalten. Dieser Soldat, dessen Name jeden Tag in einem französischen Regiment aufgerufen wird, ist nämlich kein Geringerer, als König Viktor Emanuel von Italien, Ehrenkorporal im ersten Zuavenregiment und Inhaber der „Medaille militaire".

*

In Barnstable in der englischen Grafschaft Devonshire fand dieser Tage eine öffentliche Versteigerung von sechs — Bahnhöfen statt, die mitsamt den Bahnsteigen, Kassenschaltern, Wartesälen und Gepäckräumen unter den Hammer kamen. Diese sechs Stationen lagen auf der Strecke einer bereits im Jahre 1935 stillgelegten Eisenbahnlinie der „Southern Railway", die eine Verbindung zwischen Barnstable und Lynton herstellte, inzwischen jedoch aus Gründen der Rentabilität durch Autobusse ersetzt wurde. So hat man sich entschlossen, die sechs vereinsamten Bahnhöfe mit allem Zubehör meistbietend zu versteigern. Und siehe da, es fanden sich Interessenten in großen Mengen ein; nur zwei Bahnhöfe, nämlich der von Lynton und der von Chelfham, blieben unverkauft, die anderen vier fanden zu allerdings sehr niedrigen Preisen einen Besitzer. Die Station Bratton Fleming wurde im Auftrage eines anonym bleibenden Käufers für 100 Pfund (etwa 1250 Mark) erworben, ein Preis, der für einen kompletten Bahnhof nicht eben hoch ist. Dagegen erzielte die Station Blackmore Gate 700 Pfund. Sie wurde von einem Unternehmer namens Broom eingesteigert, der hier ein kleines Wochenhotel einrichten wird. Den Bahnhof Woody Bay kaufte ein Rentner, der erklärte, er wisse noch nicht, was er damit anfangen werde; die Station Barnstaple selbst kam in den Besitz eines Klubs, der sie in ein Heim für seine zahlreichen Basteleien hukdigenden Mitglieder verwandeln wird.

*

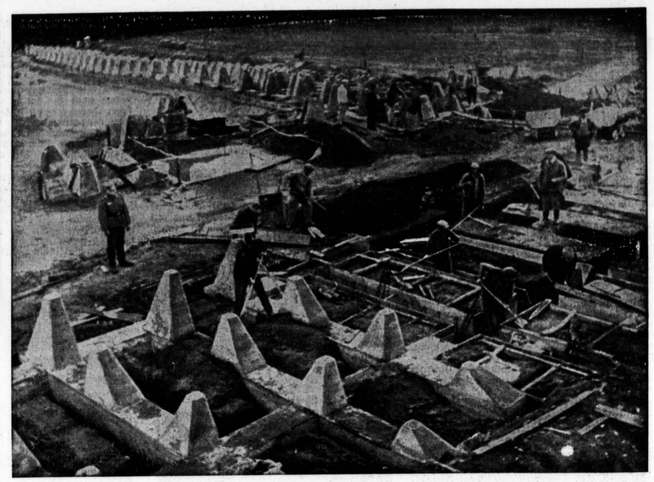
Auf dem demnächst stattfindenden medizinischen Kongreß in New York wird der rumänische Arzt Dr. Sarbulescu einen Vortrag halten, der zweifellos eine wissenschaftliche Sensation bedeutet. Dr. Sarbulescu hat das Material für seinen Vortrag sozusagen am eigenen Körper gesammelt und schilderte einen kühnen Versuch, den er an sich selbst unternommen hat. Um zu beweisen, was man durch die lokale Anaesthesie, die örtliche Betäubung im Gegensatz zur Vollnarkose, erreichen könne, ansesthesierte er sich selbst den Unterleib und operierte dann in Anwesenheit mehrerer Bukarester Chirurgen seinen eigenen Blinddarm heraus. Er schnitt sich selbst den Bauch mit dem Scalpel auf, entfernte den Blinddarm und nähte die Wunde danach wieder zu. Diese ungewöhnliche Operation gelang glänzend und erregte die höchste Bewunderung der anwesenden Augenzeugen.

*

In der britischen Kolonie Rhodesien in Südafrika hat sich eine Gesellschaft gegründet, um eine Autobuslinie ins Leben zu rufen, die den Norden mit dem Süden verbinden soll, damit die dort befindlichen Wüstengebiete leichter durchquert werden können. Leider haben sich unerwartete Feinde eingestellt, die den modernen Autobussen nicht besonders freundlich entgegenstehen. Die Löwen sind es, die gewaltiges „Interesse" an den Fahrzeugen bekundeten; eines Nachts überfielen sie burzerhand die aufgelerten Gerüsten und demolierten an den Autobussen, was es zu vernichten gab. Besonders aber hatten es die Löwensöhne auf die Autoreifen abgesehen, die sie platt auffraßen. Die Autogesellschaft hat auf Grund dieser Vorfälle den Entschluß gefaßt, ihre Pläne einstweilen fallen zu lassen, bis die Industrie imstande ist, „löwensichere" Autoreifen zu erzeugen.

Die deutschen Jugendführer Gäste der japanischen Kriegsmarine

Auf ihrer Rundreise durch Japan erreichten die zur Zeit zu einem Freundschaftsbesuch im Fernen Osten weilenden deutschen HJ.-Führer in den letzten Tagen des Vormonats die Hafenstadt Yokosuka, wo sie Gäste der dortigen Flottenstation der japanischen Kriegsmarine waren. Nach einem Besuch der im japanisch-chinesischen Krieg verwundeten Soldaten im Marinelazarett besichtigten die deutschen Jugendführer das Kriegsschiff „Mikasa", wovon unser Bild berichtet. Anschließend gab das Offizierkorps der Flottenstation zu Ehren der deutschen Jungen ein Frühstück. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)



Die deutsche Westbefestigung

Ein Höckerhindernis im Bau. Die verschiedenen Höcker sind untereinander durch Betonfundamente verbunden. Dadurch entsteht eine sichere Verankerung. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

Parade der italienischen Legionäre beim Verlassen Spaniens

Bevor die Formationen der italienischen Freiwilligen, die von Cadiz aus auf Anordnung des Duce Spanien verließen, an Bord gingen, paradierten sie vor ihren und den nationalspanischen Generälen. Vom Vorbeimarsch berichtet dieses Bild. (Scherl Bilderdienst, Zander-M.)

13. Jahrestag der Gründung der römischen Polizei

Aus Anlaß des 13. Jahrestages der Gründung der römischen Polizei fand eine Parade der Polizei vor Benito Mussolini statt, der auch Reichsführer SS Himmler beiwohnte. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Lindbergh bei Messerschmitt

Der amerikanische Flieger Oberst Lindbergh, besichtigte anläßlich seines Deutschlandbesuches zur Tagung der Lilienthal-Gesellschaft auch die Messerschmitt-Flugzeugwerke in Augsburg. Eingehend wird ihm eine der Messerschmitt-Taifun-Maschinen erklärt. Rechts Professor Messerschmitt, links im Führersitz der bekannte Chefpilot der Messerschmitt-Werke, der vor kurzem einen Schnelligkeitsrekord aufgestellt hat, Dr. Wurster. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

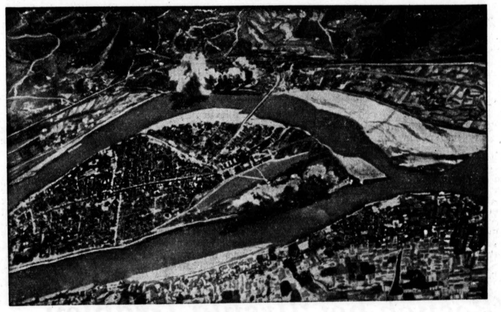


Bild unten:

„Selbstmord-Bataillon"

nennen die Engländer den Verband in Palästina, zu dem diese Panzerwagen gehören. Sie fahren als Draisine vor den fahrplanmäßigen Zügen die Strecke ab, um den Eisenbahnverkehr vor Bombenattentaten zu schützen. Hier sieht man eine der Draisinen bei Tulkarem. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Zur Eroberung Kantons

Die strategisch und ebenso politisch außerordentlich wichtige Einnahme von Kanton ist durch die Japaner erfolgt. Von den fast 2 Millionen Einwohnern sind nicht einmal mehr als eine Viertelmillion in der Stadt zurückgeblieben. Wir zeigen hier ein Luftbild der Stadt, aufgenommen während eines Bombardements von Industriezentren durch japanische Marineflugzeuge. Die Einschläge sind deutlich zu erkennen. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

Zusammenbruch der chinesischen Hankau-Front

Nach der erstaunlich schnellen Eroberung Kantons ist nun auch Hankau von den Japanern besetzt. (Kartendienst Erich Zander-Multiplex-K.)

Curt Goetz und die Diener-Rollen

Weiß man, was unter Bühnen- und Filmschriftstellern eine „Wand" ist? Es ist, um gleich von Curt Goetz zu reden, von dem hier die Rede sein soll, bei ihm meist der Diener, der mit lässiger Verbeugung „Sehr wohl, Mylord!" sagt, „Nein, Mylord!" oder „Wie Mylord befehlen".

Seit man lange Monologe eines Schauspielers nicht mehr liebt, in denen er, direkt zum Publikum gewendet, oder irgendwohin ins Ungefähre Meinungen äußert, seine Situation schildert oder verrät, was er jetzt zu tun gedenkt — seitdem pflegt der Dichter dem Schauspieler gern eine „Wand" zu geben, einen Zweiten, zu dem er, statt einen Monolog zu halten, sprechen kann, und die Aufgabe der Wand ist es, zuzuhören, zu und nein zu sagen, gelegentlich zu widersprechen, vor allem aber einfach da zu sein, damit der Schauspieler nicht mit den Wänden zu reden gezwungen ist. Daher wohl auch das Wort „Wand".

Wenn man Curt Goetz' Stücke sämtlich gelesen hat, fällt es einem auf, daß hier die „Wand" in den meisten Fällen jener in Verbeugungen graugewordene Diener ist, der in einem unnachahmlich melodischen Tonfall „Sehr wohl, Mylord!" sagen kann. Und daß Curt Goetz solche Diener besonders liebt, hat seinen guten Grund. Es ist nicht so sehr die Figur so eines Dieners, die er liebt, als der pointierte Dialog, der mit so einem Diener möglich ist. Ein Diener ist eine „ideale Wand", weil er — aus lauter Takt und angeborener Zurückhaltung — ein Gespräch niemals auf ein höheres oder niedrigeres Niveau ziehen wird, als es eben sein Herr haben will. Ja, mit wem ist ein wirklich geistreiches Gespräch besser möglich, als mit einem Diener? Jeder andere wird einem Mann, der geistreich ist, breitreden und wird es auch verstehen, geistreich zu sein oder er wird vom Thema des Gesprächs ablenken und vielleicht vom seinem kranken Magen zu reden anfangen —. Nicht wahr, man sieht schon, wie ideal ein Diener für ein Gespräch ist. Es würde einem Diener niemals einfallen, von seiner Magenkrankheit zu reden, und selbst wenn er etwas Geistreiches zu sagen wüßte, würde er es zweifellos unterdrücken. Er nimmt, was sein Herr sagt, willig hin und selbst, wenn sein Herr verkündet, daß er sich Punkt 12 Uhr erschießen wird, sagt ein Diener, ohne mit der Wimper zu zucken: „Sehr wohl, Mylord". Nicht wahr, jeder andere Mensch würde darauf eine Plattheit sagen wie: „Sind Sie wahnsinnig?" oder „Wieso, warum denn?", er würde jedenfalls die Sache ganz und gar verderben.

Nicht ohne Grund also gibt es solche Diener auch in dem Tobis-Film „Napoleon ist an allem Schuld", den Curt Goetz jetzt gedreht hat. Diener, die für den Schauspieler Curt Goetz die „Wand" sind, die er braucht und mit der er seinen witzsprühenden Dialog führt, einen Dialog, den wie gesagt, ein anderer als ein Diener, sehr leicht zu schanden reden würde.

Gustav Fröhlich als Holzhackerbua!
Gustav Fröhlich auf seinem Privatbesitz in Schwanenwerder beim Holzhacken. (Zander 3)

Was sinnt sie . . . ?
Sybille Schmitz die weibliche Hauptdarstellerin in dem Tobis Majestic Film „Tanz auf dem Vulkan", den Hans Steinhoff inszenierte.

Ein schöner Rücken . . .
Sybille Schmitz und Theo Lingen in einer heiteren Szene des Tobis Majestic Films „Tanz auf dem Vulkan" den Hans Steinhoff inszenierte. Gustaf Gründgens spielt die männliche Hauptrolle.

Verachtet die Diener nicht. Man könnte, ganz nebenbei, sogar den Verdacht hegen, daß die Engländer, die ja gern Diener haben, ihre Diener weit weniger als Diener halten, damit sie Briefe auf silbernen Tabletts bringen, sondern damit sie im richtigen Augenblick „Sehr wohl, Mylord!" sagen. Man braucht manchmal auch im Leben eine „Wand".

Besuch bei Ursula Grabley

Von der „Range" bis zur „Großen Dame"

In der Bismarckstraße in Charlottenburg liegt Ursula Grableys schönes Heim. Die Räume atmen Weite und Licht und lassen jedes einzelne Stück der Kunstwerke, die sie zieren, zu seinem Recht kommen. Die Kaffeemaschine sprudelt — und erinnert dadurch unwillkürlich etwas an das sprudelnde Temperament der jungen Dame des Hauses.

Wir plaudern von unserer ersten persönlichen Bekanntschaft. Sie fand — das sei hier vorausgeschickt — unter merkwürdigen Umständen statt und liegt einige Jahre zurück. Man muß das erzählen:

Es war im Sommer. Ich verbrachte meine Ferien in Binz auf Rügen. Eines Tages machten wir — das heißt eine kleine lustige Gesellschaft, die sich ganz zwanglos am Strande zusammengefunden hatte, — eine Segelfahrt mit Schiffer Dirksens leichtem Boot.

Erst fuhren wir „auf Schweden zu", also auf das Meer hinaus nach Norden; dann nahmen wir Kurs auf Saßnitz, und zu guter Letzt wollten wir an der Küste entlang nach Binz zurücksegeln.

Als wir ungefähr auf der Höhe von Mukran waren, also dort, wo jetzt das gewaltige Riesische „Kraft-durch-Freude"-Seebad im Entstehen ist, hatten wir eine sonderbare Erscheinung: Mitten zwischen den Fischern des Waldes, der sich an der Küste entlang zieht und an den Grunewald erinnert, glaubten wir eine tropische Landschaft zu sehen! War es eine Sinnestäuschung, eine Art „Fata morgana", wie sie den Wüstenwanderer zu narren pflegt?

Aber nein, eine Täuschung war ausgeschlossen. Näher kommend, erkannten wir deutlich einen Palmenhain und in dessen Mitte mehrere mit weißem Stoff bespannte Bambuszelte. Wie aber kam dieses Stück exotischer Südsee ausgerechnet an unsere brave Ostseeküste?

Da löste sich das Geheimnis; ein Boot kam uns entgegen, um uns von der Weiterfahrt abzuhalten, da — die Filmaufnahmen nicht gestört werden dürften. Das Zauberwort „Presse" öffnete uns aber dann doch die Einfahrt in den Dornkreis, und Harry Piel gestattete uns, den Aufnahmen zu seinem Film „Der Dschungel ruft" beizuwohnen, die zum Teil hier in einer mit viel Geschick und großer Mühe errichteten künstlichen Dschungellandschaft gedreht wurden. Und als „Königin der Dschungel" konnten wir Ursula Grabley begrüßen, ein Naturkind in verwegener Gewandung.

Inzwischen spielte sie auch wieder mit Harry Piel in dem Film „Der unmögliche Herr Pitt". In ihrer Rolle gehörte auch ein ausgelassener Tanz mit Herrn Pitt auf zwei Barstühlen. Wenn man ihn im Film sieht, so wird man sicher den Schwung dieses Tanzes bewundern, aber nicht ahnen, unter welch schwierigen Umständen er gedreht werden mußte. Da widerfuhr nämlich Harry Piel, der so manchen lebensgefährlichen Tierfilm ohne Zwischenfall gedreht hat, das Mißgeschick, daß er auf einer Planke der Jacht ausrutschte und sich einen Knöchel brach. Acht Tage lang lag der Fuß in Gips, als Piel schon, weil die Zeit drängte, die Aufnahme dieses Tanzes machte, mit der ganzen Energie, die diesen Fanatiker der Filmarbeit auszeichnet. Es mußte gehen, und es ging — wenn auch der verletzte Fuß an das Bein des Barstuhls angebunden werden mußte, und einmal sogar bei einer besonders wilden Tanzbewegung der Barstuhl mit dem daran gebundenen Piel umschlug, so war auch der Tanz für Ursula Grabley keine leichte Aufgabe. Noch in einem zweiten Film erschien sie umfangsf auf der Leinwand: In „Großalarm" spielte sie ein Berliner Mädel, die Lotte Timmler, deren Mutter einen Zeitungskiosk hat; hier war Paul Klinger als Zeitungsfachmann Paul Köppen ihr Partner.

*

Ursula Grabley ist in Woltersdorf bei Berlin geboren.

„Eine wilde Range war sie immer schon", sagte ihre Mutter, „sogulagen der Junge in der Familie! Ich hatte eigentlich gedacht, sie würde Tänzerin werden, denn ich weiß noch, wie sie sich als ganz kleines Mädel, wenn die Gäste musizierten, heimlich irgendwo einen Schleier oder ein Tuch holte und eifrig tanzte."

Die Lust, Schauspielerin zu werden, ist aber erst viel später in ihr erwacht, und seitdem haben wir sie nun auf der Bühne und im Film in zahlreichen Rollen gesehen und uns immer wieder von ihrem sprühenden Wesen erfreuen lassen. Es ist aber interessant, daß Ursula Grabley von ihren vielen Filmrollen gerade zwei als ihre Lieblinge nennt, die nicht auf ihrer üblichen heiteren Linie liegen. Das sind ihre Rollen in „Der goldene Anker" und „Mitt in die Freiheit". Wer sie in ihren letzten Bühnenrollen in den Kammerspielen gesehen hat, der hat sie von einer ganz anderen Seite kennengelernt. Sie gab da abwechselnd die Cyprienne in „Also gut, lassen wir uns scheiden!", eine bezaubernde kleine Frau, die so leichtsinnig mit dem Wort Scheidung gespielt hat und dann in dem Kampf um die Wiedergewinnung der Liebe zeigt, wie herzlich sie an ihrem Mann hängt, und eine junge Engländerin in der witzigen Komödie „Das Horoskop seiner Lordschaft".

„Ich freue mich, wieder Theater spielen zu können", sagt sie, als wir auf den schönen Erfolg hinweisen, den ihr diese Rollen eingetragen haben. „Theater spielen ist immer wieder eine künstlerische Erholung, bei der man neue Kräfte sammelt. Gerade da man im Film auch heute dem Dialog viel Wert beimißt, ist es wichtig, sich auf der Bühne zu schulen. Man bekommt eine größere Sicherheit, man lernt leichter, und auch die Stimme gewinnt dabei."

Es ist ihr Wunsch, daß ihr auch der Film Aufgaben stelle, ähnlich wie sie ihr die „Cyprienne" auf der Bühne gab, Rollen, die sich im Laufe des Spiels entwickeln lassen, die heiter sein können und doch einen echten Menschen, eine weibliche Frauennatur zeigen.

Geno Ohlischlaeger

Der Zeichner sieht sie anders!

Karikaturen von Nino Za

Camilla Horn

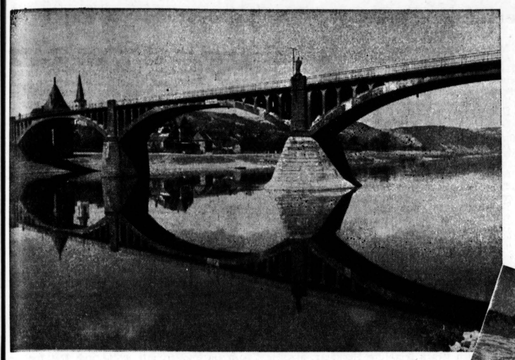
Georg Alexander

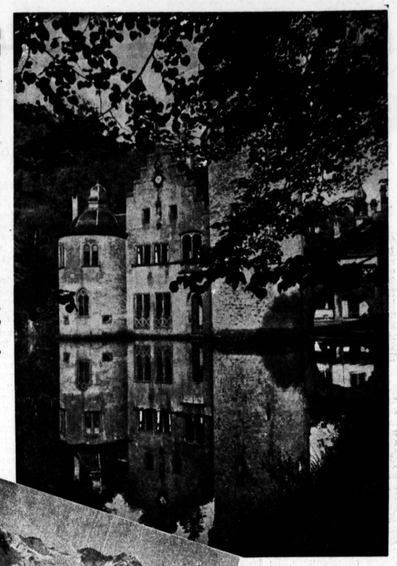
Paul Hörbiger

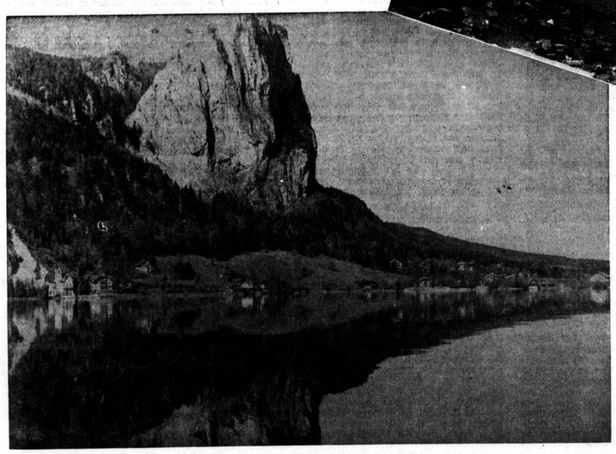
Maria Cebotari (Tobis 4)

Die Welt steht Kopf

Man weiß nicht, wo oben und unten ist!







Zu unseren Bildern: Bei Trillenheim schwingt sich diese Brücke mit vollendeter Grazie über die Mosel; der Fluß macht sich einen Spaß daraus und stellt sie mitsamt dem Dorf auf den Kopf. (oben).- Das kantige Bergmassiv des Drachensteins bei St. Lorenz spiegelt sich im Mondsee (unten) und sogar die schneebedeckten Kuppen des Zillertales in Tirol müssen sich das neckische Spiel gefallen lassen, im Spiege verdreht zu werden.

Schloß Mespelbrunn im Spessart (oben rechts) hat sich mit Türmen und Giebeln auf den Kopf gestellt. — Der kleine Bubi (unten rechts) entdeckt verwundert sein Spiegelbild.

Fotos:
Erika Schmauß (2), Josef Vogimayr (1), Oesterreichische Lichtbildstelle (1) Bavaria, Willi Engel (1).

Da ist gewöhnlich ein besonderer (meistens festlicher) Anlaß, wenn man selbst oder jemand anders „Kopf steht". Das sagen wir so, wenn wir mal ganz „aus dem Häuschen sind", und alles drüber und drunter geht, — vor Freude natürlich! Aber auch dann meinen wir das „Kopf-stehen" zu allermeist nicht wörtlich, sondern nur sinnbildlich, um den Grad der Stimmung, der Ausgelassenheit zu kennzeichnen. Auch in unserm Fall hier ist das Kopfstehen nicht wörtlich gemeint, aber auch nicht sinnbildlich. Wenn die Welt Kopf steht, braucht sie auch keine Hochstimmung dazu, sondern nur etwas — Wasser! Eine Pfütze, einen Bach, einen Strom, einen See. Dann werden uns diese Bilder begegnen, von denen unser Kameramann uns eine bunte Auswahl mitgebracht hat und die so überaus reizvoll sind.

Von dem kleinen Mädchen aus dem Märchen geht die Sage, daß es erst in dem Augenblick, als es sein Bild im Bach sich spiegeln sah, seine Schönheit erkannte. Das mag mit manchem Ding so gehen, an dem wir sonst vorbeilaufen, dessen Spiegelbild wir aber mit besonderem Interesse betrachten. Und wenn es weiter nichts wäre, als ein einfacher Lattenzaun, der sich im Dorfbach spiegelt. Welch ein reizendes Schattenspiel ist das, wenn die Umrisse des Lattenzaunes sich auf den kräuselnden Wellen abzeichnen und das Bild im Wasser scheinbar Leben erhält.

Schon manchem hat der Spiegel eine Ueberraschung beschert. Wie mag dem kleinen Bubi zumute gewesen sein, als er zum erstenmal in einer Pfütze auf der Straße sein Spiegelbild erblickte! Da stand er ja wahrhaftig auf dem Kopf! Und jede Bewegung, die sein Händchen ausführte, machte der Schatten da unten mit. Selbst als er weglaufen wollte, kam das Spiegelbild mit. Es hing an seinen Sohlen, und Bubi konnte es auch dadurch nicht loswerden, daß er zornig mit den kleinen Füßchen stampfe. Da blieb er ratlos stehen, und steckte nachdenklich den Finger in den Mund. Auch das machte ihm der kleine Schattenmann nach, worüber sich Bubi sichtlich wunderte. Und in diesem Augenblick hat ihn die Kamera des Photographen erwischt.

Aber nicht nur diesen kleinen Mann, diesen Zwerg, auch einen Riesen wollte der Kameramann im Spiegelbild auf die Platte bannen; da hat er die Bergriesen gewählt, deren Fuß ein blanker See umspült. Immer ist solch ein Anblick ein besonderes Erlebnis. Die Berge erscheinen in doppelter Höhe. Helle Häuser spiegeln sich im See, darüber die dunklen Tannen und schließlich das ragende Felsmassiv in seiner bizarren Form. Und sogar die schneebedeckten Gipfel stehen Kopf. Hoffentlich versucht niemand, auf die Kuppen zu gelangen, indem er — ins Wasser springt!!!

Reizvolle Spiegelmotive bieten ferner immer alte Schlösser über ihren Wassergräften und Brücken über Flüssen und Strömen. Gerade das alte Gemäuer, die breiten Wehrtürme und die würdigen Wohnfronten fügen sich mit ihrem Gegenstück im Wassergraben zu einem bezaubernden Anblick. Da das Wasser vielfach gleich die Mauern umspült, sieht man kaum den festen Untergrund auf dem die Mauern ruhen, und es ist dann als schwämme das schwere Gebäude wie ein Schiff auf dem Wasser. Aber auch die gemessenen Bögen, in denen eine moderne Brücke sich über den Fluß schwingt, zeichnen sich anmutig im Spiegel des Flusses ab. Und jeder Brückenbogen bildet gleich auch noch den Rahmen für ein liebliches Uferidyll, dessen bunter Häuserhaufen ebenfalls im Wasser auf dem Kopf steht.

So hält die Erde unserm Auge immer neue Ueberraschungen bereit, wir müssen uns nur mit wachem Blick umschauen. Ihre Schönheit ist unerschöpflich. Lk.

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

„Niemand in der Welt wußte, wo wir waren"

Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterfeld, Emden

Die „Emden" ist nicht mehr

November 1914. Trauer in Deutschland. In Gruppen gedrängt stehen die Leute. Jemand hat ein Telegramm in der Hand: weiter rennen die Zeitungsjungen mit Extrablatt. Extrablatt! Was ist los? Einer hält dem Fragenden das Blatt hin. Hier steht es, das Unaussprechliche: die „Emden" ist im Indischen Ozean nach schwerem Kampfe von einem weit stärkeren Engländer vernichtet worden. Traurig gehen die Leute auseinander. Die „Emden" . . . Viel Freude und Stolz hatte sie Deutschland bereitet, fast jeden Tag kamen Siegesmeldungen der „Emden" von weit draußen — und nun ist sie nicht mehr . .

Die feindliche Welt atmete auf. Die Seeherrschaft Englands in den indischen Gewässern war wiederhergestellt. Ohne Furcht, bei Nacht einen wohlgezielten Torpedo oder vernichtendes Artilleriefeuer zu erhalten und mit Mann und Maus abzusaufen, konnte nun England wieder fahren, die ungezählten Dampfer mit wertvoller Ladung aus den englischen Häfen ihre Reise nach der Heimat beruhigt antreten. Die Straßen waren befreit von dem kleinen, unerschrockenen und tollkühnen deutschen Kreuzer. Groß war der Jubel in England, denn allzuoft waren die Wunden, die die „Emden" Englands Schiffahrt geschlagen hatte. Monatelang den gesamten Handel im Indischen Ozean so gut wie lahmgelegt. Schiffe versenkt, in stark befestigte Häfen eingedrungen, sie bombardiert. Kriegsschiffe zusammengeschossen, eine für England äußerst wichtige Funkstation zerstört. Und hinter dem Deutschen Dutzende von feindlichen Schiffen. Gehetzt und gejagt, bis sie ihn gestellt und mit Uebermacht bezwungen hatten. — Still liegt das Wrack des Kreuzers in der Brandung der entlegenen Südsee-Insel — ein ehrendes Denkmal deutschen Seemannsgeistes.

Den Feinden entwischt

Doch noch ist die feindliche Meute auf der Suche, denn der 46 Mann starke Landungszug der Emden, der sich auf der Insel befand, war den Engländern entwichen. Dazu noch mit ihrem eigenen Schiff. Niemand wußte, wo wir geblieben waren. Wir trieben dem offenen Meere zu. Wohin? Keiner vermochte es zu sagen. Es war eine tollkühne Fahrt ins Ungewisse. Mit einem kleinen, alten von uns in Dienst gestellten Dreimastschoner suchten wir die „Emden", die seit dem frühen Morgen mit einem Engländer im Gefecht lag, zu erreichen. In der Dunkelheit sehen wir beide Schiffe brennend am Horizont. Wir halten auf den Feuerschein zu, um den hart bedrängten Kameraden zu Hilfe zu kommen. Die Nacht senkt sich herunter. Wir sind nicht imstande, die Emden am Firmament. Immer weiter kommen wir aus den gefährlichen Korallenriffen, aber der Feuerschein ist nach kurzer Zeit verschwunden. War das Schiff gesunken — mit allen untergegangen — oder wurden sie Herr des Feuers, und suchen den nächsten Hafen? So löste eine bange Frage die andere ab.

Bei uns auf dem kleinen Schiff herrscht ein wüstes Durcheinander. Segel, Seile, Trossen, Proviant liegen an Deck. In der Dunkelheit machen wir Ordnung so gut es geht. Und mennewegt suchen wir weiter. Wir halten immer noch in der Richtung, in der wir den Feuerschein sehen; wir wollen Gewißheit über den Verbleib unseres Schiffes und unserer Kameraden haben, wenn — Ja, über dieses „Wenn" sind wir die ganze Nacht nicht hinweggekommen. Wir selbst müssen auf der Hut sein, um nicht von einem feindlichen Schiffe über den Haufen gerannt zu werden, denn es ist sicher, daß alle in der Nähe befindlichen Schiffe, angelockt durch Funkspruche, hierher eilen. So vergeht in Hoffen und Bangen die Nacht. Trotz der günstigen Brise, die uns gut vorwärts brachte, haben wir die Kameraden nicht gefunden. Wir müssen sie, so schwer es uns fällt, für verloren halten. Bei Tagesgrauen steuern wir entgegengesetzten Kurs, um die Feinde von uns abzuschütteln. — Acht Tage sind seitdem vergangen. Schon manchen Sturm haben wir mit dem alten wackeligen Kahn erlebt, wenn er auch ächzte und in allen Planken krachte, er bleibt fest. So fahren wir weiter, immer noch mit dem Gedanken, in irgend einem Hafen die „Emden" zu finden. Niemand in der Welt wußte, wo wir waren, niemand hatte uns gesehen, niemand konnte den Standort der „Ayesha", so hieß unser Schoner, angeben; der amtliche Bericht über den Landungszug der „Emden" lautete — „zerschollen".

„Panzerkreuzer" Ayesha

Wohl war die „Emden" nicht mehr. Die Korallenriffe von Keeling Island haben ihr das Totenlied gesungen. Aber, der flüchtende Landungszug trug ihren Geist weiter über ferne Meere, der Heimat zum Stolze, dem Feinde zum Trotz. Schon waren uns auf unserer Fahrt mit der „Ayesha" einige Handelsschiffe zu Gesicht gekommen. Wir versuchten immer, sie durch gut versteckt aufgegangene Notsignale an uns zu locken, um einen zu kapern, denn ein Dampfer hat gegenüber einem Segelschiff immer Vorteile, zumal wenn er von Flüchtenden gebraucht wird. Aber unsere Kunst ist jedesmal gescheitert, die Schiffe hielten sich in respektabler Entfernung, um dann ganz zu verschwinden. Bestimmt wissen sie alle, wer wir waren, sonst wären sie näher gekommen, um uns die ersehnte „Hilfe" zu bringen, denn einem Schiff in Not zu helfen, ist des Seemanns heiligste Pflicht. Trafen wir so mit einem Handelsschiff erfolglos zusammen so mußten wir wieder schnellstens verschwinden. Dabei haben wir die unglaublichsten Ruder- und Segelmanöver gemacht.

Wir befinden uns schon vierzehn Tage auf der Flucht. An Bord haben wir uns gut eingelebt und uns mit den Segelmanövern gut vertraut gemacht. Dabei kam uns sehr zustatten, daß einige unserer Matrosen früher auf Segelschiffen gefahren waren. Das Essen war auf der „Ayesha", wenn auch einfach und ohne Abwechslung, so doch gut. Zuerst machte uns die Wasserversorgung große Sorge, aber hier kam uns die Natur zu Hilfe, ohne die wir in dieser Situation verloren gewesen wären. So wurde jedes Gewitter, und wenn es mit dem schwersten Sturm anrückte, herzlich willkommen geheißen. Dann konnte man Wäsche waschen, sich waschen, und was das Beste war, man konnte nach Herzenslust unrationiertes Wasser trinken. Das in den beiden Beibooten aufgefangene Wasser wurde zum Reinigen benutzt, doch übrige floß in die Wassertanks. Waren wir so auch mit Essen und Trinken versorgt, so ging doch nach einigen Tagen der Tabak aus. Aber in der Not frißt der Teufel Fliegen: wir rauchten Tee! Wenn der Koch den Tee zerteilt hatte, fanden wir dicht um den Teekessel, um den ausgelaugten Tee zu engagieren und an der Sonne zu trocknen. In Papier jeglicher Herkunft wurde dieser „Tabak" eingerollt und geschmaucht. Er entwickelte einen fürchterlichen Gestank! Der „Alte" machte zuerst einen Heidenkrach, aber schon nach einigen Tagen wurde er stiller. Weniger als sonst rauchte er Pfeife, bedenklicher schaute er bei jedem Stopfen in die Dose, bis endlich auch er seinen Bedarf aus dem Teekessel deckte.

Wir befinden uns in der Nähe des Hafens Padang auf der Insel Sumatra, den wir anlaufen wollen. Unsere frühere Absicht, die Manila-Inseln anzulaufen, ließen wir fallen, denn es sollte wieder etwas „Reizen". Auch hofften wir in Padang bestimmte Nachrichten über den Verbleib der „Emden" zu erhalten. Wir wußten, daß seit Monaten bei Padang ein japanischer Zerstörer lag. Den wollten wir bei Nacht überrumpeln und mit ihm die Arbeit der Emden vorsetzen. Wir haben schon tüchtig ein Scheinmanöver eingeübt, und dann — das Entern. Es war richtige Räuberromantik, bei der unsere Jugendträume auf ihre Rechnung gekommen wären. Hoher wußte genau, obwohl wir den Zerstörer nie zu Gesicht bekommen hatten, wo und was er bei dem Ueberfall zu tun hatte. Alles war begeistert, und daß die Sache klappen werde, bezweifelte keiner von uns. Das Proviant hatten wir längst verlernt, eine dicke Kalkschmutzigkeit hatte sich längst breit gemacht.

Durch die Sperre der Kriegsschiffe

Schon grüßten Ende November 1914 die hohen Berge von Sumatra. Beim Unterlandkommen sahen wir herrliche Palmenwälder mit allerhand exotischem Getier und buntgefiederten Vögeln. Drei Tage und drei Nächte versuchten wir verzweifelt, in den Hafen zu kommen. Namen wir bei Tage durch eine falsche Brise bis kurz vor den Hafen, so trieb uns des Nachts die Strömung um so weiter wieder zurück. Endlich erreichen wir doch, nachdem uns einige Schiffe sahen und der holländische Zerstörer „Lynx" uns empfing, den Innenhafen, umjubelt, von der Besatzung der hier internierten deutschen Schiffe. Fragen flogen herüber und hinüber. Die Freude wollte kein Ende nehmen. Schnell kamen die Deutschen mit Booten an, steckten uns Kleidungsstücke, Nahrungsmittel und Zigaretten zu, bis die Hafen-Polizei es verbot. Wir hörten, der Hafen-Kommandant sei ein Belgier, und da war uns alles verständlich. Der Kerl konnte uns nicht leiden. Der Zerstörer lag dicht bei uns, um dafür zu sorgen, daß die Neutralität nicht verletzt werde. Nachdem es der Behörde mißlungen war, die „Ayesha" als Prise zu behandeln, und wir den Kriegsschiffscharakter unseres „Panzerkreuzers Ayesha" unter Beweis stellten, bekamen wir den geforderten Proviant und ließen am Abend wieder aus. Auf die wiederholte höhnische Bemerkung des Hafenkommandanten: „Bleiben Sie hier, lassen Sie sich freiwillig internieren, denn vor den Toren liegen feindliche Zerstörer, die Sie sicher abfangen" (da war der Japaner dabei, den wir entern wollten), erwiderte Kapitänleutnant von Mücke nur: „Lassen Sie das meine Sorge sein." So gehen wir Anker auf. Die Nacht senkt sich über diesen herrlichen Flecken Erde. Ein Schlepper bringt uns vor den Hafen. Der deutsche Konsul besteigt uns bis hierher; mit drei Hurras nehmen wir Abschied voneinander. Wieder geht es hinaus auf das unendliche Meer. Weiter geht die Fahrt ins Ungewisse — Schiff ohne Hafen, Schiff ohne Ruh. Nuts nachdem uns der Schlepper verlassen und uns eine leichte Brise weiterbringt, schrecken wir zusammen. Im offenen Meer kreuzen zwei Kriegsschiffe, die mit den Scheinwerfern morsen. Sofort stellen wir unter Dampf. Im Falle des Entdeckt-werdens wollten wir außer den Handwaffen alles versenken. Klar zum Ueberbordwerfen lagen die vier Maschinengewehre mit Munition an der Reeling. Gewehre und Pistolen wußten gerettet werden; jeder sollte versuchen, schwimmend das Ufer zu erreichen. Hier wollten wir uns im Urwald verstecken, um entweder auf den Gnaden des holländischen Zerstörers zu warten, um ihn zu entern, oder aber in der Nacht von einem deutschen Dampfer Besitz zu ergreifen, um mit diesem zu entfliehen. Vorsichtig gruben wir Tag um Tag aus der Nähe können wir jetzt das Erwachen des Urwaldes beobachten; kreischend schwingen sich die Affen von Ast zu Ast, Paradiesvögel flattern auf. Tiere, die sich durch spanische Herrschaft, um an das Wasser zu kommen. Lange können wir uns nicht diesem Anblick hingeben, es heißt, nach Sos die Augen offen zu halten, um nicht überrascht zu werden. Sicher wissen die in der Nacht morsenden Kriegsschiffe schon jetzt, daß wir ausgelaufen sind und werden mit äußerster Kraft die ganze Gegend absuchen. Zum Glück suchten sie nicht da, wo wir waren. Selbst am hellen Tage leuchtete unser Glückstern; wir hatten die beiden Verfolger getäuscht und sind wieder im offenen Meere.

Das „Tor des Todes"

Wieder hatte die Welt etwas zu schreiben und zu lachen über die „Emden"-Leute. Man machte sich lustig über die Ohnmächtigkeit der Feinde und rühmte den deutschen Seemannsgeist. Karikaturen der drolligsten Art kursierten. Nur ein von den vielen sei erwähnt. John Bull reißt sein fürchterlich großes Maul auf, als wenn er alles fressen wollte, und aus einem hohlen Zahn schaut ein kecker „Emden"-Matrose, der ihm eine Nase dreht.

Wenige Tage, nachdem wir aus dem Hafen Padang geflüchtet waren, fühlten wir uns wieder einigermaßen sicher. Da erklärte uns der Kommandant, daß er in Padang heimlich einen deutschen Dampfer den Befehl gegeben habe, auszulaufen, um uns an einer verabredeten Stelle zu treffen. Am 16. Dezember gerieten wir in einen fürchterlichen Sturm, die Masten krachten, Segel und Taue zerrissen und schlugen im Winde, die „Ayesha" hing an Backbord im Wasser, mit Mühe und Not konnten wir die Großsegel reffen, die übrigen waren verloren. Pechschwarz war die Nacht, fürchterlich krachte der Donner, Blitz folgte auf Blitz, wir schafften splitternackt an Deck um zu retten war, die „Ayesha" flog von Berg zu Tal. Wie lange würde sie diesen Höllentanz aushalten? Doch die Nacht verging und mit ihr der Sturm.

Heute wollen wir den deutschen Dampfer, wenn er aus Padang entkommen ist, treffen. Immer noch ist die See stark bewegt, gegen Mittag zieht der Sturm wieder stärker, erreicht aber nicht die Wucht der Nacht, auch kommt er ohne Gewitter. Nackt wie die Spatzen hingen wir Mann für Mann in der Takelage, um den Dampfer zu sichten. So vergehen die Stunden, bis der Ausguck meldet: „Schiff in Sicht". Schnell pflanzt er sich von Mund zu Mund fort. Es müßte der erwartete Dampfer sein. Verzweifelt mit dem Sturm kämpfend suchen wir uns der Schiffe zu nähern. Bald ist er so hoch, bald ebenso tief unter uns. Wir rufen und brüllen, schießen Leuchtraketen ab, da endlich sieht er uns. Schnell halten wir beide nach der Insel Nias zu, dem Ziel, das sich dem Zerstörer zu warten, um ihn zu entern, oder aber in der Nacht von einem deutschen Dampfer Besitz zu ergreifen, um mit diesem zu entfliehen. Vorsichtig gruben wir Tag um Tag aus der Nähe können wir jetzt das Erwachen des Urwaldes beobachten; kreischend schwingen sich die Affen von Ast zu Ast, Paradiesvögel flattern auf. Tiere, die sich durch spanische Herrschaft, um an das Wasser zu kommen. Lange können wir uns nicht diesem Anblick hingeben, es heißt, nach Sos die Augen offen zu halten, um nicht überrascht zu werden. Sicher wissen die in der Nacht morsenden Kriegsschiffe schon

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

1. Fortsetzung

„Sie?" erschrickt Else. „Eigentlich können Sie doch auch nicht dafür."

„Ach, und da pfeifen Sie mich so toll an?!"

„Ich war doch aber so unglücklich!"

Der Trotteller wird immer niedriger. Ganze Stockwerke wohlbelegter Schnitten werden weggegessen. Vor dem Fenster zirpen die Vögel um Krumen und die Sonne steigt immer höher und wärmt das Atelier auch ohne Ofen.

„Wie heißen Sie eigentlich?" fragt Toni Schrader, und er räkelt sich so behaglich auf seinem Stuhl, als habe er heute keine Kamine mehr zu fegen. „So — Else? Elschen! Das ist ein schöner Name." „Ach Elslein, ach Elslein, mein Elslein von Caub", beginnt er das alte Rheinlied zu singen — mit einer frischen, wormgetönten Naturstimme.

„Ui", warnt Else, „wenn die Schnüllgen es hört, ist sie oben, und das Verhängnis nimmt seinen Lauf."

„Soll es doch! Da hätten Sie in mir einen guten Rechtsbeistand. Uebrigens", er verzieht sein Gesicht zu grüblerischem Nachdenken. „Vielleicht könnte ich Ihnen Kundinnen verschaffen. Ich habe eine hübsche Schwester, heimahe so hübsch wie Sie, Fräulein Else; die braucht eine ganze Menge Zeug, um ihrem Bräutigam zu gefallen. Tja, die macht eine glänzende Partie. Geld hat der Kerl wie Heu! Und die Freundinnen von der Grete . . . Und den Kollegen könnte ich es auch einmal sagen.

Wer sind denn eigentlich die Leute, die Ihnen noch Geld schulden? Die sollen doch mal bezahlen! Wie heißen sie denn?"

Sie nennt ihm die Namen und die Anschriften. „So, so, also die auch?" macht er manchmal. „Der Mann ist doch bei der Post und hat doch ein schönes Einkommen. Ja, ja, aber die Handwerker lassen sie warten. Das sind so feine Leute! Und so eine Verkäuferin hat auch ihr festes monatliches Einkommen und weiß nicht, wie es einem zumute ist, der von Fall zu Fall auf die Bezahlung der Rechnungen warten muß. — Da muß mal gemahnt werden, Fräulein Elschen. Da müssen Sie mal Briefe hin senden. — Haben Sie Papier da? Tinte? Los, setzen Sie sich mal hin und schreiben Sie mal!"

Sie setzt sich gehorsam hin, und er diktiert ihr kühle, geschäftsmäßige Briefe. „Aber das kann ich doch nicht . . ." wendet sie hin und wieder ein; aber er hämmert: „Natürlich können Sie! Wenn die Sie so lange warten lassen, dann dürfen Sie wohl auch einmal ein Wörtchen sagen!"

„Aber die kommen ja dann nicht wieder!" klagt sie.

„Dann lassen sie's bleiben! Leute, die nicht bezahlen, kann man sowieso nicht brauchen. Dafür gibt's dann neue Kunden. — Schreiben Sie, Elschen, schreiben Sie!"

Zweites Kapitel

Die ehren- und liebenswerte Mitfrau Veronika Schnüllgen verbrachte zwei geschlagene Stunden eines jeden Morgens damit, über den Tagesmarkt zu ziehen, an den einzelnen Ständen stehenzubleiben und mit ihren kleinen, wohlgewolfterten Händen in die verschiedensten Körbe und Kisten hineinzutasten, um den Inhalt auf seinen Wert und seine Brauchbarkeit hin zu prüfen. Nun liebten die Marktfrauen ein solches Tun zwar nicht sonderlich, denn ein Käufer, der so etwas und prüfte, war in seinen Falle leicht zu bedienen. Er unterschied sofort das frische von dem aufgefrischten Gemüse, das trockene von dem vermanschten Obst, die fülligen und die tauben Stangen Breitlauch und dergleichen mehr. Außerdem war es verboten. Aber Frau Schnüllgen bekam schon manches zugeflüstert, denn sie war eine Dauerkundin und eine recht gute obendrein, denn sie vermietete nicht nur die Zimmer ihres großen, altmodischen Hauses an Studenten, Maler, Gewerbetreibende und — wie im Falle Else Strette — kleine Näherinnen, fordern unterhielt einen gut besuchten und viel empfohlenen Mittagstisch, um den sich alltäglich die weniger gut besoldeten Menschen aller Berufe scharten. Und das muß Frau Schnüllgens Ehre gelassen werden: sie kochte ausgezeichnet für wenig Geld. Während Frau Schnüllgen allmorgendlich über den Tagesmarkt zog und die besten Waren erstand, traf ihre Küchenmaid daheim schon alle Vorbereitungen, schälte die Kartoffeln und richtete die Suppe an und überlegte wohl gar, welchen Nachtisch man heute geben könnte. Frau Schnüllgen kam dann eben mit den Gemüsen und dem Grünzeug, dem Fleisch oder Fisch und mit allen Sorten Obst nach Hause und legte letzte und entscheidende Hand an alles.

„Fritscher Spinat!" schrie eine Frau, der Frau Schnüllgen gerade den Rücken kehrte — und die es nicht ertragen konnte, die gute Käuferin allzu sehr und gründlich mit den jungen Mädchen des Nachbarstandes beschäftigt zu sehen.

Frau Schnüllgen wandte sich ein wenig und rief zurück: „Morgen! Heut' hab' ich mir die Rüben mit dem Hammelfleisch in den Kopf gesetzt." Sie reichte der Frau, an deren Stand sie diesmal die Körbe durchwühlt hatte, eine gute Handvoll Breitlauch, Sellerie und Meerrettich hinüber, griff noch einmal in den Korb und legte eine weitere Menge zu dem Ausgewählten und sagte laut und zufrieden: „So! Und dann die Rüben!"

„Ich", seufzte eine Stimme neben ihr, „gäbe es einen Stand, der Kresse und Kerbel, junge Brennesselspitzen, Sprossen von jungen Kastanien und die Knospen von Weiß und Schwarzdorn feilböte . . . So aber muß ich hungrig weiterschurren und durch falsche Ernährung meinem frühen Grabe entgegenwanken."

„Himmel", dachte Frau Schnüllgen, „wer salbadert denn da so? Die Stimme kenne ich doch und die Verrücktheit nicht minder!?" Sie wandte sich und mußte wider Willen lachen. Richtig, das war doch Peterling, der Maler. Er hatte vier Jahre bei ihr gewohnt und war zum Schluß mit einer Riesen-Mietsschuld an die Luft geflogen. Peterling, der Maler!

„Mir scheint, der Mann gehört in den Zoologischen Garten", sagte die Marktfrau, die ihre Schütze mißachtet wähnte. Soll er doch auf der Königsallee und am Malkasten die weißen und roten Kastanien anbeißen, wenn er davon satt wird."

Die gute Schnüllgen aber — sie hatte ein Herz für die Kunst und die künstlerisch begabten Männer — vergaß den Verlust von etlichen hundert Mark, den sie durch diesen jungen Mann erlitten hatte, wandte sich dem Maler vollends zu und fragte nicht unliebenswürdig: „Treiben Sie sich immer noch so herrenlos hier herum, Herr Peterling? Ist das Studium beendet? Und immer noch ohne Erwerb? Was sind das für verrückte Sachen, hier nach Brennesselspitzen und Kastanienknospen zu fragen?"

„Verrückt bin ich schon noch, und daran wird sich auch wahrscheinlich niemals etwas ändern; aber die Geschichte mit dem Verlangen nach den natürlichsten Dingen des Frühlings hat einen anderen Grund: Mir hat man in schlechten Häusern bei verbenbringender Kost sämtliche Organe verdorben! Magen, Leber, Galle, Lunge — und alles ist nicht in Ordnung. Beim Angedenken an Mutter Schnüllgens ausgezeichnete Küche — ach! Und er legte wie ein Kind die Hand auf die Magengegend und himmelte mit den Blicken Frau Schnüllgen schmeichlerisch an.

Sie wich diesem werbenden Blick gebarnischt aus und raunzte: „Wer nicht zahlt, kann auch nichts verlangen!"

„Wer sagt denn, daß ich nicht zahle? Es geht mir gut, und ich verdiene schön. Fast habe ich so etwas wie einen Mäzen gefunden."

„Einen Mäzen?" wiederholte Frau Schnüllgen ungläubig da, fremde Wort, das ihr aber durch den Verkehr mit den vielen Künstlern längst geläufig war. Und sie ließ ihre Blicke an ihm auf- und niedergehen und fand eigentlich nichts an seinem Aussehen zu bemängeln. Der da mit seinem lustigen Gesicht vor ihr stand, war ein hübscher, ranker junger Mann mit hellem Haar und hellem Gesicht und fröhlichen, braunen Vogelaugen, die immer aussehen, als machten sie sich aus dem ganzen schweren Leben nichts. Dazu trug dieser anscheinende Lump einen ausgezeichnet geschneiderten grauen Anzug und blanke, dunkelgelbe Halbschuhe. Doch von einem Hut ließ sich der wildsträhnige, weizengelbe Kopf immer noch nicht brav bedecken.

„Ja", bekräftigte Herr Peterling, und wir sind gerade dabei, wieder ein Atelier für mich zu suchen, einen Raum, der meiner Arbeit würdig ist." Er betonte das eine Wort besonders und blinzelte Frau Schnüllgen in die Augen. „Ich habe da schon an meinen früheren Raum gedacht, Mutter Schnüllgen, bei Ihnen da oben. Sie wissen . . .!?"

Frau Schnüllgen ließ ein paar rote Rüben wieder in die Kiste zurückfallen. „Nee", sagte sie, „nee, Herr Peterling, bei mir nicht mehr! Da soll ich wohl wieder monatelang keine Miete kriegen? Und überdies ist das Atelier auch vermietet."

Peterling nahm eine überlegene Haltung an, sein fröhliches, leichtsinniges Gesicht legte sich in gewichtige, unbedingt ernst zu nehmende Falten.

„Frau Schnüllgen", sagte er und betonte die Anrede in einer Weise, als habe seine ehemalige Vermieterin die größte Unwahrheit der Welt gesagt, „ich habe Geld, meine Liebe. Sie vergessen den Mäzen! Er bezahlt nicht nur meine Wohnung, er zieht auch mit mir hinein! Kann etwas sicherer sein? Frau Schnüllgen, Sie bekommen eine anständige Miete, viel mehr, als Sie jetzt erhalten; ja, ich denke sogar daran, nach und nach meine Schulden bei Ihnen abzutragen!"

Das war eine verlockende Rede, und Frau Schnüllgen griff — fast überzeugt — von neuem nach den roten Rüben, die sie so übel hatte zurückplumpsen lassen. „Aber ich habe", wandte sie ein, „eine kleine Näherin augenblicklich dort wohnen."

„Was brauchen Näherinnen ein Atelier im vierten Stock?" widersprach Peterling heftig. „Im Gegenteil, die junge Dame bemühte sich weit besser in einen Erkerschlafraum, damit die Kundinnen nicht so hoch zu steigen brauchen. Ich kann mir nicht denken, daß auch nur eine einzige Dame die vielen Treppen steigen mag."

„Hm", dachte Frau Schnüllgen, „er hat nicht unrecht. Die arme Strette liegt da oben nicht auf Rosen gebettet. Wenn sie das Kleid nicht zu nähen hätte, könnte sie mir nicht einmal die fällige Miete bezahlen. Hm, Hm!"

Herr Peterling bemerkte recht gut die beginnende Unsicherheit seiner ehemaligen Vermieterin, und er ließ nun ein Trommelfeuer schönster Versprechungen und leuchtender Ausmalungen, die seinem Talent auf der Leinwand alle Ehre gemacht hätten, auf die Schwankende los, so daß sie endlich und letztlich bald geschlagen nach gab und sagte, es sei ihr recht, wenn er sie mit seinem Mäzen' in den frühen Stunden des Nachmittags besuche. Sie wolle bis dahin sehen, was sich machen lasse.

Darauf raffte sie das Einkaufsnetz und den Marktkorb an sich, verabschiedete sich sehr schnell von Peterling und ging davon mit dem Gefühl des Menschen, der genau weiß, daß er jetzt nicht ganz richtig gehandelt hat.

Auf ihrem Wege mußte Frau Schnüllgen bin und wieder grüßen. „Guten Morgen, Mutter Schnüllgen!" — „Ach, sieh an, die gute Frau Schnüllgen!" — „Hallo, wie geht's noch, liebe, beste Frau Schnüllgen?!" Eigentlich bin ich,' so dachte die gute Frau, hier schon so etwas wie ein „Original", wenn ich in der Malerfprache reden wollte. Alles grüßt mich, alles lacht mich an und vor allem: alles kennt mich. Ich bin die „gute Schnüllgen", bei der man anständig wohnt, bei der man anständig ißt und von der man hochanständig behandelt wird. — Die kleine Strette tut mir so ein bißchen leid. Aber schließlich kann es nur zu ihrem Vorteil sein, wenn sie eine Wohnung bekommt, die weniger umständlich zu erreichen ist.'

Und sie besann sich, daß sie um elf Uhr zur Anprobe hatte kommen wollen. Wenn sie an das großblumige Kleid dachte, schlug ihr Herz schneller als bisher, und sie sah sich in den ersten Maitagen gravitätisch und von allen bestaunt und sicherlich auch bewundert am Rhein entlang spazieren, von der Sonne beglänzt, vom Wind umfächelt — in einem Wettbewerb tretend mit den blühenden Bäumen auf den üppigen Beeten der Anlagen. Daß die kleine Strette nur ordentlich nähte! Das Muster war so nett. Und erst der Schnitt . . .

Eine Uhr schlug freundlich und mahnend. Herrgott, es wurde aber Zeit. Sie schlüpfte noch, soweit es ihre Wohlbeleibtheit gestattete, zum Bäcker hinein und gab einer Verkäuferin, die gerade in einer Auslage prüfend und wägend ein Stück durchwachsenen Specks und machte sich dann eiligst auf den Heimweg. —

Im Hausflur walkte ihr ein beachtlicher und erschreckend brenzliger Geruch entgegen. Um Himmels willen, es wird doch die Miete, dieses fröhliche Geschöpf, nicht die Suppe verdorben haben?' Frau Schnüllgen stieß die Tür zur Küche auf, setzte ihre Einkäufe am Boden ab, kämpfte sich, mit beiden Armen die Bewegungen einer Schwimmenden ausführend, durch Wolken undurchsichtigen Dampfes und erreichte den Herd.

„Miele", rief sie, „Miele, du Unglücksrabe, wo steckst du denn?" Keine Miele antwortete. Frau Schnüllgen riß wutenbrannt den schwarzen, stinkenden Topf von der offenen Flamme, öffnete die beiden Küchenfenster und gellte durch Haus und Hof: „Miele! Mieeele!"

Danach ein Geklapper von irgendwoher; es klang, als ob die Dielen sich biegen müßten, und Miele stürzte angstverstört in die Küche.

„Miele, wo warst du denn?" schrie Frau Schnüllgen durch die unsichtbar machenden feindlichen Rauchschwaden. „Nennst du das deine Pflichten genau nehmen? Wo warst du denn? Wo hattest du denn am frühen Vormittag etwas zu suchen? Los! Antworte!"

„Ich war", kam Mieles junge Stimme aus dem Ungewissen, „bei Fräulein Strette oben . . .

„So, so, neue Kleider im Kopf, was, und das Essen wird darüber vergessen?! Das sind ja nette Sachen! Im Leben kommt es auf Pflichterfüllung an! Jawohl."

„Ich war gar nicht wegen . . ."

„Schwätz nicht! Gib mal den grauen Kessel her! — So! Nun bemühe dich mal gefälligst um eine neue Suppe. Und zur Strette kannst du gehen und ihr sagen, daß ich erst am Nachmittag zur Anprobe käme! Oder nein, bleib da!" Und so kommandierte sie fuchtig weiter, bis der armen, kleinen Miele der Schweiß auf der Stirn stand und ihre Mäcke vor Eile wehten, als gelte es, ein Regiment Soldaten zu verloren.

So geschah es daß die arme Else Strette ein paar qualvolle Stunden länger auf ihr Verhängnis warten mußte.

Aber dann trat es doch ein, und zwar am Nachmittag mit verstärkter Gewalt. Erst einmal leuchtete die gute Schnüllgen luftschnaufend die vier Stiegen hinan und kam nicht gerade erfreut — obwohl es sich doch dabei um eine Eigenschaft ihres eigenen Hauses handelte — im vierten Stock an, und dann meldete sich die junge Näherin auf mehr-

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Mister Knudsen, der Präsident der amerikanischen Autoproduktionsgesellschaft „General Motors" ist vermögend genug, um sich allen Bequemlichkeiten des Reisens zu gestatten. Augenblicklich hält er sich in England zu einer Ausstellung auf. Er erkundigte sich bei der Bahnverwaltung, ob man für ihn nicht einen Pullmann-Luxuswagen anhängen könne, den er selbstverständlich bezahlen würde. Dagegen hatte die Bahndirektion nichts einzuwenden. Sie machte aber darauf aufmerksam, daß dann eine Spezial-Lokomotive vor den Zug gespannt werden müßte, weil er durch den Sonderwagen erheblich schwerer würde. Mister Knudsen ließ sich die Kosten nennen und stimmte dem Plan zu. „Na", sagte man ihm, „aufhängen muß dann der Bahnsteig in Waterloo verlängert werden, weil durch Ihren Sonderwagen der Zug zu lang geworden ist." Auch dagegen hatte der Autokönig nichts einzuwenden. Als ihm aber dann mitgeteilt wurde, daß die Kosten alles in allem 10 000 Pfund ausmachen würden — und das bloß für eine einzige Reise, bestellte er Buntschwein. Sonderlich komisch wirkte den Ausbau des Bahnsteiges ab, um entweder bescheiden erster Klasse oder im Auto zu reisen. Wir hingegen bleiben, bescheiden wie wir nun einmal sind, nach wie vor bei der 3. Klasse.

***

Es gibt natürlich immer noch Menschen von der Sorte, die nicht alle werden, und es gibt ebenso natürlich Menschen, die optimistisch genug sind, die Möglichkeit des Aussterbens der ersteren Kategorie von harmlosen Mitbürgern zu bestreiten. Eine Mrs. Murran, 48 Jahre alt, mit einem Einkommen aus auf angelegtem Vermögen von ungefähr 8000 Dollar im Jahr, traf einen netten jungen Mann namens Swinnen, der ihr anvertraute, daß er Mitten erfunden habe, mit denen sämtliche Sorgen verscheucht werden. Zur Ausnützung dieser Erfindung benötige er natürlich Betriebskapital, und da ihm Mrs. Murran sympathisch war, wollte er ihr Gelegenheit verschaffen, an diesen Wunderpillen mitzuverdienen. Es leuchtete der Frau ein, daß es feinen Menschen gibt, der nicht irgendwann mal Sorgen hat und der gern bereit ist, sich diese zerstreuen zu lassen. Daher streckte sie bereitwillig Geld vor. Als nach drei Monaten, in welchen sie ungefähr 5000 Dollar ausgelegt hatte, immer noch keine Pillen auf dem Markt waren, begann Mrs. Murran sich um ihr Geld Sorgen zu machen. Die verlangte aber nicht ihr Geld zurück, sondern nur eine Pille, um diese Sorgen zu zerstreuen. Und das Wunder geschah. Swinnen brachte eine Pille. Mrs. Murran nahm sie. Als sie dann wieder erwachte, war Swinnen fort, ebenso 600 Dollar aus ihrem Schreibtisch und zwei wertvolle Brillantringe von ihren Fingern. Außerdem hatte sie böse Kopfschmerzen und mußte sich erbrechen. Nun eine sie zur Polizei, die anzeigt Herrn Swinnen sucht. Der wird jetzt auch Sorgen haben, aber wir glauben kaum, daß er die Pille nehmen wird, die er Mrs. Murran gab. In dieser war irgendein Narkotikum, das zwar einschläfert, aber kaum ein Sorgenbrecher. Erwachen gewährleistet. In Bezug auf Frau Murran aber besteht der Satz zu Recht: „Doof bleibt doof, da helfen keine Pillen!"

***

Das Testament eines kürzlich in Birmingham verstorbenen englischen Arztes lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Mann, der nicht nur einer der phänomenalsten Gedächtniskünstler, sondern auch ein zweifellos hervorragender Geschäftsmann ist. In dem Testament vermachte der Arzt einem Kollegen seine Rechte an dem Kopf eines gewissen Mr. Dale, eben jenes Gedächtniskünstlers. Er tat wohl daran, denn die Gesellschaft von drei amerikanischen Aerzten hatte Mr. Dale in die Lage versetzt, seinen eigenen Kopf zweimal verkaufen zu können. Den ersten Verkauf tätigte er im Jahre 1912. Drei amerikanische Aerzte hatten sich um seinen Kopf bemorben, um nach seinem Tode das Gehirn mit dem unglaublichen Gedächtnis zu untersuchen und wissenschaftlich auszuwerten. Sie hatten den geschäftstüchtigen Mr. Dale dafür die runde Summe von 60 000 Dollar bezahlen müssen und warteten seit dem Kauf jeden Tag auf das Ableben des Mannes, dessen Kopf ihnen gehörte. Doch er tat ihnen nicht den Gefallen. Im Gegenteil, er entreute sich der besten Gesundheit, führte mit dem Erlös seines Kopfes ein gutes Leben, heiratete bald der erste Käufer, dann der zweite und schließlich auch der dritte starb. Alle drei vergaßen ihre Rechte an Dales Kopf in ihrem Testament zu erwähnen, Dale fuhr über den großen Teich, sich sich den Tod der Aerzte beschleunigen und erstellte dann nach England zurück, auf der Suche nach einem neuen Konsortium, das an seinem wertvollen Verkaufsobjekt Interesse hätte. Er fand es auch und starb nur etwa zwei Jahren seinen Kopf zum zweiten Mal an den Mann bringen. Diesmal bekam er allerdings nur 1000 Pfund, was verwunderlich ist, da doch der Zeitpunkt seines vermutlichen Ablebens wesentlich näherzurückt und die Behauptung, der Kopf h

maliges Pochen nicht einmal sogleich, so als ob man gar nicht erwartet würde.

Frau Schnüllgen öffnete also ohne Aufforderung die Tür zum „Attelier", und da zeigte es sich, daß Else Strette völlig ratenlos mitten im Raum stand und mit großen Augen in einem seltsam erblichten Gesicht der erwarteten Besucherin entgegen sah.

„Na", räusperte sich Frau Schnüllgen und sah sich, nach ihrer vorherigen Anstrengung ruhebedürftig, nach einer Sitzgelegenheit um, „herein!' brauchen Sie wohl nicht zu rufen? Sind Sie eigentlich an Ueberfälle gewöhnt?"

Else Strette erröthte tief und fragte, denn sie befürchtete, daß Frau Schnüllgen auf den Schornsteinfeger anspielte: „Wie meinen Sie das, liebe Frau Schnüllgen?"

Die Vermieterin musterte ihre zahlungsunfähige Mieterin nicht ohne Wohlgefallen. Sie grinzte ein bißchen.

„Ein schlechtes Gewissen scheinen sie auch zu haben!"

Else stammelte: „Wie meinen Sie denn das nun wieder, liebe Frau Schnüllgen?" Und Sie dachte: Sollte die Gute bereits alles wissen? Sollte Miele, die herrliche Miele, sie schon vorbereitet haben, so daß alles gar nicht mehr so schlimm ist? Und sie wagte einen kühnen Vorstoß: „Sie wissen also schon . . .?"

„Was soll ich wissen?" erkundigte sich Frau Schnüllgen plötzlich wachsam, und das Wogen ihres überanstrengten Busens ließ langsam nach.

„So hat Miele Ihnen nicht . . .? formte Else einen völlig unvollständigen Satz.

„Miele? Ja so, Miele!" Das Busenwogen nahm wieder zu. „Diese verflixte, putzsüchtige Liese! Was hat sie bloß so lange hier oben zu schaffen? Und am hellen Vormittag, wenn die Arbeit nur so kracht! — — Nun, sie ließ mir die Suppe nicht umsonst anbrennen. Den Ausgang heute nachmittag habe ich ihr gesperrt, jawohl!"

Else Strette hob die Hände ein wenig und schlang die Finger ineinander.

„So, dann hat sie nicht . . .?"

„. . . von ihrem neuen Fräulein erzählt? I wo wird sie denn? Nicht zu Atem ist sie gekommen! Denken Sie, ich werde sie auch noch von Dingen erzählen lassen, die mit einem Küchenvormittag nicht das geringste zu tun haben?!"

„So muß ich also", die Näherin richtete den hilflosen Blick auf das erbarmungslose Gegenüber, „Ihnen sagen, daß . . . Es ist nämlich . . . Es war nicht meine Schuld, aber . . ."

Frau Schnüllgen schaute mit wachsendem Erstaunen auf Elses stotternden Mund.

„Sie haben das Kleid nicht zur Anprobe fertig? Mein Kleid nicht? Ja hören Sie mal, was erlauben Sie sich denn? Schulden Sie mir die Miete oder nicht? Was sind denn das für Unregelmäßigkeiten? — Das geht denn doch zu weit, mein bestes Fräulein."

Frau Schnüllgen hatte sich von ihrem Sitz erhoben und richtete sich drohend und keuchend vor der Verstummten auf. Da aber gewann Else den Mut der Verzweiflung, und sie sagte mit grausamer Offenheit:

„Es geht sogar noch weiter, Frau Schnüllgen! Es geht so weit, daß es gar keine Anprobe gibt — weder heute noch morgen; der Stoff ist nämlich verdorben."

Es dauerte eine Weile, ehe Frau Schnüllgen diesen Satz begriff, und als sie ihn endlich in sich aufgenommen hatte, da wollte sie ihn nicht begreifen, und sie schrie darum die unglückliche Else an: „Verdorben, sagen Sie? Das ist doch nicht möglich? Wie können Sie das im Ernst behaupten?! Sie haben ihn wohl verschnitten, was? Oder was haben Sie damit gemacht? Zeigen Sie ihn her! Wo haben Sie ihn? Dafür habe ich nun meine guten dreißig Mark ausgegeben!"

Die Schnüllgen überschüttete Else mit einer Flut von Fragen und Befehlen, trotzdem konnte Else sich nicht enthalten zu bemerken: „Herrgott, dachte ich's mir doch: sie hat ihn viel zu teuer bezahlt!"

„Zu teuer, sagen Sie?" kämpfte Frau Schnüllgen gegen diesen Ausspruch an. „Spottbillig! Die schöne Seide und die reizenden Blumen! — Wo ist denn der Stoff? Zeigen Sie ihn doch mal her!"

Elses Füße waren schwer wie mit Gewichten behangen, als sie langsam zum Arbeitstisch schritt und den verrutzten Stoff herunternahm.

„Das?" schrie Frau Schnüllgen auf. „Sie wollen mir erzählen, daß das mein Stoff sei? Der ist ja schwarz. Und wo sind die Blumen? Sind die etwa über Nacht verblüht, he? Wo haben sie meinen Stoff gelassen? Sie werden ihn doch nicht — verklopft haben?"

Else Strette erbleichte um einen Ton stärker.

„Alles können Sie mir ja zutrauen, Frau Schnüllgen", sagte sie bebend, „daß ich ein armes Frauenzimmer bin, das weiß ich, und ich wünschte, ich könnt's ändern. Aber eine Schlechtigkeit dürfen Sie mir nicht nachsagen, da wehr' ich mich und werde ungemütlich. Es war ein Unglücksfall, jawohl, und als ich den Stoff zu reinigen versuchte, zerfaste es sich, daß er nicht waschecht war, und die Blumen gingen aus — einfach aus."

„Das ist ja wunderbar", keuchte Frau Schnüllgen. „Weshalb wollten Sie ihn denn reinigen? Wie ist er denn überhaupt so schwarz geworden? Hm, was ist denn das eigentlich? Das ist ja Ruß! Regelrechter Ruß! Wie kommt denn der Ruß an den Stoff?"

Nun erzählte Else stockend und immer wieder nach Beschönigungen suchend den Hergang des Unglücks. Aber obwohl sie dabei eine Schuld des Schornsteinfegers Toni Schrader möglichst auszuschließen suchte, schimpfte Frau Schnüllgen gleich los: „Also dann ist eigentlich der Feger der Sündenbock!"

„Nein, nein, er hat doch nur sein Amt verrichtet. Der Ofen muß undicht gewesen sein — vielleicht auch das Ofenrohr."

„Ja, ja, ja: Ihre ollen Klamotten, natürlich! . . . Nun sagen Sie mir doch bloß mal, Fräulein Strette, wie Sie sich das hier so weiter denken?"

Das war nun fast eine Gewissensfrage, und sie erschreckte Else sehr, obgleich sie von ihr erwartet worden war. Sie begann zu stammeln, und davon wuchs ihre Sicherheit keineswegs; vielmehr fühlte sie sich mehr und mehr als willenloses Opfer in einer rächenden Hand.

„Jedenfalls — so geht das nicht weiter!" hielt ihr die Zürnende vor. „Sie zahlen keine Miete! Die letzte nicht und diese nun auch wieder nicht. Dazu haben Sie mir noch dreißig Mark Schaden verursacht. Wie wollen Sie denn das überhaupt gutmachen? Nee, Fräulein, das hört nun auf. Das Attelier wird anderweitig vermietet, und zwar sofort. Ich habe mein Geld auch nicht auf der Straße gefunden, ich muß auch sehen, daß ich durchkomme, und ich brauche meine Mieten. Angebote habe ich wie Heu. Immer habe ich auf Sie Rücksicht genommen. Aber nun ist es genug! Nein, es geht wirklich nicht länger. — Räumen Sie das Attelier!"

Else Strette hatte gewußt, daß ihr was Schreckliches drohte, aber hatte sich keine Vorstellung über das Was gemacht. Nun also war die Entscheidung gefallen: sie wurde an die Luft gesetzt.

„Aber", wandte sie ein, „meine wenigen Möbel . . . Schließlich muß ich doch . . .?"

„Ach Gott, die paar Brocken!"

„Schließlich müssen sie doch aber untergestellt werden." Else trat nahe an Frau Schnüllgen heran. „Wo soll ich denn jetzt hin damit?"

„Habe ich einen Möbelspeicher?" erwiderte die andere mit Achselzucken.

„Frau Schnüllgen", wagte Else noch einen Vorstoß, „wenn Sie nun eine — Tochter hätten? Und Sie müßten für sie ein bißchen sorgen . . .?!"

„Ich habe aber keine", raunzte Frau Schnüllgen zurück, und es war vielleicht besonders unklug von Else, die Frau an einen wunden Punkt ihres unerfüllten Lebens zu erinnern. „Ueberhaupt — und wenn . . ."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihre leidenschaftliche Abwehr. Noch ehe die Aufforderung zum Eintritt erfolgt war, ward von außen geöffnet, und Peterling, der Maler, verneigte sich mit einem lächelnden Gesicht, während er einem anderen Manne den Vortritt gewährte. Mißfällig betrachtete Frau Schnüllgen diesen fremden Herrn, der nicht viel älter als Peterling zu sein schien. Wenn das etwa der Mäzen sein sollte . . .? Na, viel Vergnügen! Der mußte dann aber einen reichen — Vater haben.

„Meine verehrte Frau Schnüllgen", setzte Peterling an, „ich höre, daß Sie gerade Ihrer Mieterin diesen Raum kündigen."

„Sie haben gelauscht?" fragte Frau Schnüllgen noch mißfälliger.

„Gelauscht? Aber beste Frau, das war beim besten Willen nicht nötig. Die Unterhaltung der Damen war so laut, daß es keiner Anstrengung bedurfte, um jedes Wort zu verstehen."

„Die Unterhaltung?" — verbesserte Frau Schnüllgen. „Ich sprach allein!"

„Gleichviel, liebe Frau Schnüllgen. Ich fände es zweckmäßig von dem Fräulein, wenn es sich ein anderes Schneideratelier suchte. — Vierter Stock? Ich bitte Sie! Das ist doch ganz unmöglich. — Ich vergaß aber, Herrn Wandel vorzustellen. — — Wandel, Felix Wandel!" Und damit schickte sich Peterling an, einen kleinen Staatergang durch den ihm bekannten und vertrauten Raum zu unternehmen. Er teilte bereits in Gedanken die ganze Fläche so ein, wie er sich die Einrichtung dachte, und dann gab er seinem Freunde, der bis dahin den Mund noch nicht aufgetan hatte, einen Wink, so daß dieser sich der verblüfften Frau Schnüllgen näherte, wie vollkommen nebensächlich eine Besitzerin sog und zwölf Fünfmarkstücke — tadellos und funkelnagelneu — auf den Tisch zählte.

„Die Miete", sagte er, „vorläufig für zwei Monate im voraus!"

Frau Schnüllgens Augen begannen zu funkeln. Und Else Strette rief:

„Aber ich? Wo bleibe denn ich? — Und meine Möbel?"

„Die paar Möbel?" sagte Wandel wegwerfend. „Die können Sie stehenlassen. Wir heben sie Ihnen auf, und wenn Sie sie brauchen, holen Sie sie wieder ab."

„Aber ich? Wo bleibe ich selbst?"

„Nun", lenkte Frau Schnüllgen ein, die diesem Zeitmaß nicht gewachsen war — und der die Sache fast ungeheuerlich erschien, „denken Sie, ich ließe Sie auf der Straße schlafen? Bis Sie etwas Passendes gefunden haben, können Sie noch bei mir in der Wohnung schlafen. Man ist ja schließlich kein Unmensch, nicht wahr?"

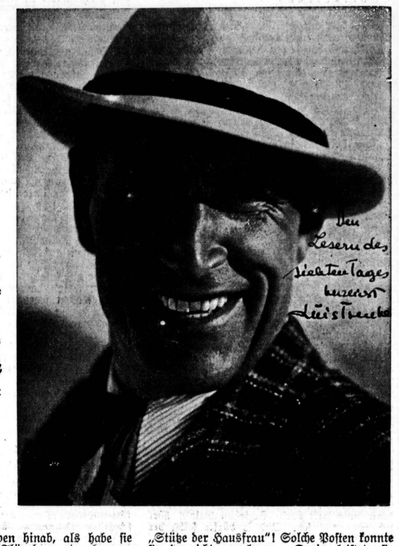
Else Strette drehte sich einigemale um sich selbst. Während die beiden ‚liebenswürdigen' Männer durch ihre Wohnung liefen und sich so benahmen, als gehöre sie schon ihnen, warf das Mädchen plötzlich die Hände vor das Gesicht und rannte hinaus. Sein erstickter Schrei: „Na, dann bin ich ja hier nicht mehr nötig!" verschallt auf der Treppe.

Im Zimmer aber machte Frau Schnüllgen jetzt einen befehlenden Schritt wie ein Feldwebel.

„Nun aber raus hier! Das wollen wir alles unten in meiner Wohnung in Ruhe besprechen!" Und sie schob die Herren einen nach dem anderen aus dem „Attelier" und schloß von außen ab; den Schlüssel steckte sie sorgsam ein. — — —

Drittes Kapitel

Nachdem Else Strette ihre Wohnung so fluchtartig verlassen hatte, flog sie erst ein-



In der Reihe der vielen Künstlerinnen und Künstler, die dem „7. Tag" Gruße übermittelten, fehlt, wie man sieht, auch

Luis Trenker

nicht. Und wie keck er lacht!

mal über die Treppen hinab, als habe sie keine Beine, sondern Flügel, rannte, ohne anhalten zu können, wider die Haustür und wurde hier durch einen empfindlichen Knuff in die Magengegend wieder einigermaßen zur Vernunft gebracht. Jedenfalls betrat sie die Straße wie ein normaler Mensch und unterschied sich in keiner Bewegung von anderen Leuten. Niemand vermochte freilich zu sehen, wie sehr das gehetzte junge Herz unter der dünnen Jacke schlug und wie wild und wirr die Gedanken sich in ihrem Hirn überschlugen. Else Strette eilte vorbei an den wohlbekannten Häusern der dennürdigen Altstadt, vorüber an höflichen Gärten, in denen ihre Besitzer den Spaten in die Erde stachen und braune, frische Schollen umwarfen. Auf den Kaminen saßen die Amseln und flöteten ihre süßesten ersten Frühlingslieder. Als Else Strette zufällig den Blick nach ihnen hin wandte, wurde sie wieder an den Schornsteinfeger und ihr Unglück erinnert. Aber merkwürdigerweise war die Erinnerung nicht nur eine Quelle des Kummers. Immer wieder stahl sich eine Vorstellung des Lächelns des schwarzen Mannes und seiner Art, sich zu bewegen, seiner fröhlichen Weise, mit ihr zu reden, in ihre Gedanken. Sie beneidete ihn bewundernd um seine rasante Tätigkeit, sie beneidete überhaupt alle Menschen, die jetzt irgendwie arbeiten konnten: die Grabenden in den Gärten, die Verkäufer hinter den Ladentischen, die Straßenarbeiter und andere Leute. Nur sie selber hatte nichts zu tun, und es blieb ihr nichts als die Hoffnung, eine Nähstelle zu finden oder in einem Familienkreise vorübergehend unterzuschlüpfen.

Es war ein wirkliches Glück für Else, daß es früh am Nachmittag war, und daß die Sonne es so gut mit diesen ersten Frühlingstagen meinte, sonst wäre es der Leichtsinnigen, die ohne Hut und Mantel und nur in einem dünnen Stickfräckchen wegelaufen war, übel ergangen. Ihre Weg führte sie jetzt aus der Altstadt in das belebtere, unruhigere und hastende Geschäftsviertel. Eine breite Brücke führte über einen Wasseraraben. Kinder lehnten sich neben ihren Müttern über die Brüstung und warfen weißen Schwänen fette Brotbrocken hin; zu beiden Seiten des Wassers prosten auf den schmalen Rasenböschungen weiße Gänseblümchen freundlich und ohne Ansprüche. Ein Kaffeehaus hatte seine Pforten weit geöffnet, und eine schmeichelnde Musik schwebte in weichen Klängen aus dem dunklen Schlund seines Raumes hinaus in die flimmernde, blendende vom Abhalt noch zurückgestrahlte Helle des Sonnentages.

Else Strette verhielt nur kurz und wie betäubt den Schritt und ließ sich einige Herzschläge lang einlullen von dieser süßen, verzaubernden, mildemachenden Musik, dann gab sie sich einen erschrockenen Ruck und bedachte, daß zum Träumen wirklich keine Zeit sei. Und wenn die Sonne noch so lachte — und wenn die Musik noch so lockte — und wenn auch alles vor lauter Frühlingslust jauchzte — unerbittlich packte der Alltag sie, ohne Erbarmen nötigte das Leben sie, sich einen Erwerb zu suchen. —

Und es wurde wieder Flucht — diesmal vor der Freude wie vordem vor dem Grauen. Elses Augen wanderten an hohen Gebäuden auf und nieder. Da war das Tageblatthaus. Ausbängekasten, Stellenangebote! Else reihte sich ein unter die sich Heraudrängenden. Ihre Blicke flogen über die Zeilen: „Hausmädchen" — „Kinderfräulein" — „Stütze der Hausfrau"! Solche Posten konnte sie ja nicht annehmen. Darin leistete sie keineswegs genug.

Was aber sollte sie tun? Um diese Zeit war das Arbeitsamt geschlossen. Sie mußte schon bis morgen früh warten. Die Menschen drängten sie, da sie sich nicht behauptete, von ihrem Platz; eine neue Schar nahm ihre Stelle ein. Niemand beachtete sie, niemand kümmerte sich um sie. Frauen schritten an ihr vorüber, die ihre kostbarsten Vorfrühlingskostüme spazierenführten mit einer Selbstverständlichkeit, als kokteten sie kein Geld. Autos tuteten, Straßenbahnen und Radfahrer klingelten. Jeder hatte es gräßlich eilig, und keiner beachtete den andern. Wie ein Heer von Larven waren die Menschen hier in der Großstadt. Sie würdigten sich keines Blickes, hasteten unfreundlich aneinander vorüber und wollten nichts voneinander wissen. So schien es Else.

Jetzt einen Freund haben, ein bekanntes Gesicht sehen, einen hellen, fröhlichen Gruß hören! Das würde weiterhelfen. — Lebhaft drängte sich ihr die Erinnerung an die Landheimat auf. Eigentlich war es ihr dort immer viel besser ergangen. Einer war für den andern dagewesen, und man hatte sich gegenseitig genug Aufträge geben können. Daß Berthe sie aber auch damals weggeholt hatte . . .! Jetzt wieder zurückgehen, wäre schwer fallen, würde wohl auch dem Mißtrauen und mancher Ablehnung begegnen. Sie war fremd geworden in ihrer Heimat, besonders da sie nun ohne Verwandte war.

Else schlug den Weg zum Hofgarten ein. Sie fürchtete sich mit einem Male vor den vielen fremden Menschen mit den bösen, gehetzten und ermatteten Gesichtern. Hier begegnete sie harmlos hielelnden Kindern und den schwebenden und strickenden Mädchen und Müttern. Ein Knabe hatte stolz ein Denkmal erklommen und setzte sich auf das steinerne Pferd. Seine Mutter stand davor und beschwor ihren Sprößling händeringend, sofort herabzukommen. Aber der mütterliche Befehl schien keinen Eindruck auf ihn zu machen, und die Mutter drohte, schnell umrinnt von lachenden Menschen, mit wilden Tieren, Schutzleuten, schwarzen Männern und ähnlichen gefährlichen Dingen. Aber dem Jungen gefiel es weiterhin gut dort oben, und er machte keine Anstalten herabzusteigen. Plötzlich bahnte sich ein linger Mann den Weg durch die Menge. Mit zwei Sätzen war er auf dem Denkmalssockel, mit einem weiteren Satz auf dem Pferd, und nun nahm er den zeternden, wild sich wehrenden Junge um den Leib und beförderte ihn nach unten.

(Fortsetzung folgt.)

Welt ohne Frau

Austern, Perlen und Krawalle

Tafelfreuden, die vor dem Richter endeten . . .

„Glück ist ein spröder Gast", singt Falstaff. Aber er hat nicht immer recht. Jüngst setzte sich Harry B. Paul, ein mäßig besoldeter Angestellter, in einem feudalen Gasthaus zu Tisch, um zum ersten Male in seinem Leben Austern zu essen. In der ersten Muschel, die er ergriff, fand er eine Perle, die ihm runde tausend Mark einbrachte . . .

Harrys Freude wäre vielleicht größer gewesen, wenn eine mitfühlende Seele daran teilgenommen hätte. Denn geteilte Freude pflegt doppelte Freude zu sein. Und schon der Genuß eines Austernessens ist eine Angelegenheit, die man gern in angenehmer Gesellschaft erledigt. Ein gewisser Rino Rinaldi, ein vielversprechender Musikus, hatte gar den großartigen Einfall, gleich zwei hübsche junge Damen zu einer solchen Schlemmerei einzuladen. Nicht daß es sich um einen besonders begüterten Mann gehandelt hätte. Aber ihm klimperte noch der volle Wochenlohn in der Tasche . . . Und man war sehr, sehr übermütig. Das Fräulein Sidi griff lachend nach einer besonders großen Auster, die auf Fräulein Margots Teller lag. „Ach, die Auster gehört mir so mit. Ich darf doch . . .? Selbstverständlich hatte niemand etwas dagegen. Und die übermütige Freude des kecken Mädchens festgerte sich noch mehr, als in der Auster eine schöne Perle zum Vorschein kam. Aber dann war plötzlich das Tischtuch zerschnitten. Die allgemeine Fröhlichkeit wandelte sich zu allgemeinem Streit. Denn Fräulein Sidi wahm die Perle triumphierend an sich. Aber Fräulein Margot verlangte die Herausgabe, denn die Auster habe auf ihrem Teller gelegen. Und sie verklagte die einstige Freundin. Dem gesört also die Perle? Vielleicht keiner von beiden. Denn auch der Kavalier hat sich eingemischt. Er beanspruchte die Perle, weil er doch das ganze Essen bezahlt habe. Und selbst der Mussant wird sich, wenn er obtegen sollte, nicht lange daran erfreuen. Denn auch der Wirt hat sich bereits gemeldet. Er behauptet nämlich, die Schalen und die Perlen darin seien als Abfall sein Eigentum . . . Es hat nicht lange gedauert, bis denn wegen die Prozeßkosten um ein vieles größer als die umstrittene Auster. Man wird diese Zeitgenossen kaum zu bemitleiden haben. Sie sind es sicher nicht wert. Wer nicht einmal bei Tisch Ruhe halten kann, muß hart derbe Erziehungsmittel über sich ergehen lassen. Und so dürfte selbst der glücklichste Sieger keine reine Freude an dem Errungenen erleben.

Immerhin ein Trost bleibt: Es kam kein Menschenleben dabei zu Schaden. Aber um einen harmlosen Hummer ist kürzlich ein Mord geschehen. Und das geschah unter Franzosen, die bekanntlich ebenso schlemmerhaft wie heißblütig sind. Der Hummer hatte seine elsässerne Besatzung in den wirklich recht vornehmen Gasthause des Monsieur Bonifac. Das Tier war ein Riese. Jeder Ankömmling — von dem Geschäftsführer vor das Aquarium geleitet — freute sich daran, und manscher wünschte das Tier zu verspeisen. Nachher, wenn der Hummer serviert wurde, kam allerdings die Enttäuschung. Der gereichte Hummer war viel kleiner. Aber die gutsituierten Fremdenmenge verbitten sich denn doch. Sie sehen ein, daß man ein so prächtiges, ein so klines Tier wie den Riesenhummer Alfons doch nicht töten dürfte. Und so schien ihm denn ein ewiges Leben beschieden zu sein. Aber eines Tages geschah Entsetzliches: Ein Gast, den der Geschäftsführer wieder einmal vor das Aquarium geleitet hatte, ergriff plötzlich den armen Alfons, rannte damit in die Küche und schleuderte das Tier in den siedenden Kessel. Selbstverständlich hatte niemand etwas dagegen. Der Koch und seine Trabanten, der Geschäftsführer, die Kellner standen zu Stein erstarrt. Der Mörder aber, als er die Bestialität vernahm, sah in seiner Wut den Gast nieder. Natürlich verhaftete man den Täter. Aber es ergab sich, daß jener Gast nichts als ein neidischer Konkurrent gewesen war, der den erfolgreichen Restaurateur beseitigen wollte. Und dem Totschläger hielt man zugute, daß ihm die Wut die Besinnung genommen und damit die volle Zurechnungsfähigkeit geraubt habe. Er kam also mit einem blauen Auge davon.

Vom Alten Fritz wird berichtet, daß er einmal über das Schicksal eines Hasen habe entscheiden müssen, um den sich ein Jäger und eine Pastorentochter stritten. Diese Geschichte macht einen recht unglaubwürdigen Eindruck. Wahr aber ist das kleine Geschehnis, das sich anfangs in einem Städtchen nahe der Heimat zutrug. Um einen Hasen gruppierte es sich allerdings nicht, sondern um einen biederen Bäckermeister. Dem lief eines schönen Tages ein leibhaftiger Hase ins Haus, durch die offene Ladentür in die Wohnung hinein, wo sich der verängstigte Lampe unter einem Schrank verkroch. Der Herr des Hauses hatte nichts davon bemerkt, wohl aber ein junger Mann, der gerade in den Laden trat. Er erfaß die Gelegenheit, griff das Tier bei den Löffeln und machte sich mit der Beute davon. Auch diesen wurde der Bäckermeister nicht gewahr. Und der junge Mann konnte sich den billigen Braten ungestört zu Gemüte führen. Aber nachher mußte er dennoch eine Kleinigkeit dafür bezahlen. Denn die Geschichte wurde allmählich in dem Städtchen bekannt. Das Ende war, daß der ergaunerte Bäckermeister vollig sein Ende nehmen. Schließlich kam es ihm selbst zu Ohren. Und er machte den größten Fehler, den er nur machen konnte: Er verfaßte in einem Briefe von dem jungen Manne die runde Summe von hundert Mark. Würde sie nicht bezahlt, so sei eine Anzeige bei der Polizei fällig. Natürlich bekam er keine Antwort. Der Strafgelder wurde bemüht. Der verfaßte den „Täter" zu einer Geldstrafe von zehn Mark. Aber der sagte nun den Brief des Bäckermeisters vor. Und darin erblickte der Richter einen Erpressungsversuch, der noch strengere Vergungen mit einer Geldstrafe geahndet wurde!

Und das von Rechts wegen! Denn der widerlichste aller Tischgenossen ist der Neid . . .

Ludwig Hartmann

Wo bleibst du mit den Knochen?

In jeder Küche fallen Knochen ab. Die tüchtige, sparsame Hausfrau wird sie gründlich auskochen, um Brühe für eine kräftige Suppe zu erhalten, und danach wird man sie in vielen Fällen kurzer Hand wegwerfen in dem Gefühl, sie nach Möglichkeit ausgenutzt zu haben. Aber sie sind Verschwender sind. Welche Verschwendung eine solche Vernichtung der Knochen im Grunde aber ist, wird uns aus einer kleinen Schrift des Referenten beim Reichskommissar für Altmaterialverwertung, Dr. Adolf Stöcker klar „Altmaterial". Die wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland. Was jeder Deutsche wissen muß. (Verlag Ewald Boett Halle a. S.) Wir entnehmen ihr folgende Ausführungen, die sich vor allem an die Hausfrauen richten:

Wie wichtig eine systematische Sammlung und Verwertung der Knochen ist, geht allein daraus hervor, daß die aus Knochen gewonnenen Stoffe für über 80 Erzeugnisse der deutschen Industrie lebenswichtig sind.

Knochen enthalten vor allem drei wichtige Stoffe: Knochenfette, Knochenleim und Knochenmehl.

Aus Knochenfett wird Glyzerin, Stearin, Olein und Seife hergestellt. Aus Knochenfett kann auch das Fett für Schönheitscreme, Rasierseife, Parkettwachs, Kerzen, Putz-, Poliermittel und Druckfarbe gewonnen werden. Aus Knochenleim wird das Klumenöl aus Knochenfett regeneriert, das entweder zu Talg verarbeitet oder als Schmiermittel für Uhren, feinmechanische Instrumente oder elektrische Feinmaschinen verwendet wird.

Die letzten Rückstände, das Knochenmehl, sind verwendbar als Futter- und Düngemittel, und die Knochenasche findet bei der Porzellan- oder Milchglasfabrikation Verwendung.

Die Metzgereibetriebe wußten vielfach den Wert der bei ihnen erfallenden Knochenmenge nicht zu schätzen, so daß es oft der Feuerkessel war, welcher auch dort wertvolle Rohstoffe vernichtete. Nach dem Vierjahresplan wird das nun anders werden. Jeder Knochen ist eine Kostbarkeit für die Wirtschaft.

Es sind erhebliche Werte die wir aus den Knochen gewinnen, Werte, die wir nicht einführen dürfen, weil wir sie selbst ergewinnen können. Darum sollen wir keine Knochen verbrennen, darum sammeln auch die Schulkinder Knochen, denn aus kleinen und kleinsten Mädchen müssen riesige Lasten werden, und mit diesen bestreiten die Knochenindustrie arbeiten. Werte schaffen und Arbeit spenden. Mehr als vier Fünftel der in Deutschland anfallenden Knochen bleiben bisher noch infolge Nachlässigkeit unausgenutzt.

Um uns eine lebendige Vorstellung zu geben, wieviel Knochen im allgemeinen anfallen, sei gesagt, daß man bei Geflügel von etwa 400 Klgr. Lebendgewicht ungefähr mit 54 Klgr. Knochen rechnen kann. Diese 54 Klgr. Knochen können in Industriell aufgeschlossen werden und zwar zu 14 Klgr. Leim und Gelatine, 4,5 Klgr. Knochenfett und 35 Klgr. Knochenmehl.

Eine kurze Schilderung der Knochenverarbeitung wird in diesem Zusammenhang interessieren: Nachdem die Knochen in verschiedenen Abstufungen sortiert sind, werden sie entfettet. In Bunkern, die ein Fassungsvermögen von 7500 Klgr. haben, werden die Knochen zunächst getrocknet und gereinigt und kommen dann in ein schwefelsaures Bad, das die Leimmasse löst. Der nach diesem nur kurz angedeuteten Herstellungsprozeß entstandene Knochenleim wird von den Schreinern zur Möbelfabrikation aber auch in Kartonagefabriken und in der Textilappreiur verwandt. Diese Knochenentleimung kann zum großen Teil den Anfall von Klebstoffen, die aus Auslandsrohstoffen hergestellt werden, decken.

Die entfetteten und entleimten Knochen werden dann gemahlen, und es entsteht das Knochenmehl, das zu Düngemitteln oder Futtermitteln verwandt wird, da es Stickstoff und Phosphorsäure enthält. Weiter wird aus den fettlosen Knochen Kohle hergestellt, die zu einem schwarzen Farbstoff verarbeitet wird. Die Knochen werden also fast hundertprozentig ausgenutzt.

Das Schönste sind die Abendkleider!

Jn den Abendkleidern liefert die Mode ihr Meisterstück. Einfache Wollkleider, ja selbst kompliziert ausgearbeitete Nachmittagskleider sprechen niemals so an, wie die abendlichen Ballkleider. Das liegt einerseits an den schönen farbigen Stoffen, die hier Verwendung finden dürfen, andererseits aber auch an dem Stückchen Romantik im Herzen der Beschauer. Ballkleider erwecken nun einmal Vorstellungen von Jugend, Glück und Liebe. Darum ist es auch kein großes Wagnis, wenn ein Ballkleid in die häuslichen Schneiderkünste mit einbezogen wird. Sein Erfolg bleibt ihm auf jeden Fall sicher.

Die jüngeren Jahrgänge haben nach wie vor eine große Vorliebe für Stillkleider. Durch Schnurstepperei wird der Rockrand in gehöriger Weite ausgespannt, und auch der neue Laternenärmel bekommt mittelst Schnurstepperei seine bauschig ausladende Form. Um die Hüften in ihrer jugendlichen Schlankheit nicht zu beeinträchtigen, setzt die gezogene Fülle des Rockes erst unterhalb einer glatten, schnurdurchsteppten Passe an. So bleibt die feine Kontur der Figur gewahrt, und die Rockweite wirkt durch ihren Gegensatz doppelt imposant.

Ganz Hauch und Duft in ihrer schneeigen Weiße sind die neuen Tanzkleider aus grobem weißem Tüll mit reichem Besatz von krausen Valenciennesspitzchen. Ihr reizender Stil erinnert an alte Bilder, wozu die wehenden Gürtelschleifen noch beitragen.

Daneben spielen in diesem Winter plissierte Kleider eine Rolle in der Bekleidungskunst. Hier schlängelt sich bewegliches Faltenspiel vom Hals bis zur Fußspitze in langer graziöser Linie. Besonders anmutig sieht das aus, falls ein Blütenkranz die Falten unter dem Kinn zu halten scheint. Plissierte Kleider lassen sich wunderschön mit Spitze zusammenstellen. Der ganze Rücken kann aus Spitze sein, die dann als Glockenärmel nach vorn übergreift.

Überhaupt Spitze! Unsere Spitzenindustrie schafft Spitzenstoffe in vielen gestickten oder gewebten Mustern. Sie vereinen alte Tradition mit neuzeitlichem Können. Dazu bietet die Mode Kleidervorlagen von einfacher Vornehmheit, geeignet, dieses erlesene Webgut vollauf zu seinem Recht kommen zu lassen. Spitzenkleider sind nicht nur der Jugend vorbehalten. Auch für Frauenkleider verwendet man gern Spitze. Das ist kein Wunder, denn gerade die fraulichen Macharten mit langen Ärmeln finden in den durchbrochenen Effekten der Spitzenstoffe ein sehr dankbares Material.

Durchsichtiges, Verschleierndes hat nirgend soviel Berechtigung als auf dem spiegelnden Parkett. Mit Mänteln aus schwarzem Tüll von fast kleidartiger Beschaffenheit werden tiefausgeschnittene Ballkleider verhüllt. Daß man den Mantel nicht draußen ablegt, sondern ihn gewissermaßen als einen Bestandteil des abendlichen Anzugs betrachtet und auch im Saal anbehält, hat dazu geführt, die Abendmäntel immer dünner und kleidähnlicher zu machen. Wer auf bescheidenere Weise den tiefen Ausschnitt seines Ballkleides zeitweilig bedecken möchte, greift zu einem der netten kleinen Jäckchen, die in vielen Arten die Kleider der Ballbesucherinnen in Tagesendkleider verwandeln.

M. Cl.

Lob und Ehre der deutschen Sprache

Eine Auslese aus den Zeugnissen deutscher Männer — Zusammengestellt aus Anlaß der „Woche des deutschen Buches"

Die Woche des deutschen Buches im Herbst eines jeden Jahres ist bereits Tradition geworden. Das Buch ist jene Macht, der die tiefe Durchdringung des Volkes mit seinem geistigen Besitz gelingt. Vermittlerin des Ideengutes unserer Zeit und des kulturellen Besitzes aus allen Jahrhunderten deutscher Geschichte aber ist die deutsche Sprache. Sie ist das feste Band, das alle, die den deutschen Namen tragen, verbindet. Sie hat sich gerade in diesem Jahr stärker erwiesen als Grenzpfähle, die leindliche Willkür einst zwischen Deutschen errichtete. So mag es gerade jetzt, da zum erstenmale Großdeutschland die Woche des Deutschen Buches begeht, von besonderem Reiz sein, das Lob der deutschen Sprache zu vernehmen, das in allen Jahrhunderten zu ihrer Ehre gesagt worden ist.

Johann Wolfgang Goethe

Vermittlerin zwischen den Nationen

Die deutsche Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit, sich andern Ausdrucksweisen zu fügen.

Anlockung für Fremde. Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unserer eigenen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immer mehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urteile der übrigen europäischen Nationen über unsere Literatur beobachtet hat und sie nach und nach durch teilnehmende und unsichtige Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationellen Selbstgenügsamkeit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Fächern ihre Vornehmheit ablegen und zu einer freieren Umsicht gelangt sind, als sie mit uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt wurden.

Man mißgönnt der französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Jean Paul

Unwandelbares Wort

Nicht aus Gemeinem ist der Mensch gemacht (wie Schiller sagt), sondern aus Worten. Vom Worte werden die Völker länger als vom Gedanken regiert; das Wort wohnt auf der leichten Zunge fester, als dessen Sinn im Gehirn; denn es bleibt, mit demselben Tone Köpfe zusammenrufend und an einander befestend, und Zeiten durchdauernd, in lebendiger Wirkung zurück, indes der ewig wechselhafte Gedanke ohne Zeichen umfliegt und sich kein Wort erst sucht. So gleicht das Wort — die Gedankenschale — den Schalthieren, deren Häute ohne die weichen Einwohner das bilden, was kein Tier und Riese zu bilden vermag — Inseln und Gebirge.

Ernst Moritz Arndt

Sprache und Volk

Wer seine Sprache nicht achtet und liebt, kann auch sein Volk nicht achten und lieben; wer seine Sprache nicht versteht, versteht auch sein Volk nicht und kann nie fühlen, was die rechte deutsche Tugend und Herrlichkeit ist; denn in den Tiefen der Sprache liegt alles innere Verständnis und alle einzige Eigentümlichkeit des Volkes verhüllt.

*

Wenn wir politisch hoffen, wenn unser Vaterland irgend noch die Tugend und das Glück hat, sich politisch einen Leib und eine Gestalt zu erschaffen, so wird der deutsche Adler mit neuem Geist und Streben höher und höher fliegen, und der Klang seiner Flügel wird den weißen nordischen Falken herbeilocken, der nun in seinen Felsen und Klippen, da die Göttet und Helden zu Grabe gegangen und die Geschichte schweigt, in einsamer Trauer die Flügel hangen läßt. Der germanische Norden und Süden werden wieder zu einander kommen, nicht durch das Schwert, wodurch ihrer beider Schaden nicht geheilt werden können, nein, durch den seligen Wetteifer der Wissenschaft und Dichtkunst. — Und können wir, die am Rhein und an der Elbe und Donau wohnen, der nordischen Brüder entbehren? Wir haben ihrer lange entbehrt; aber in welcher Zeit? Im Mittelalter waren sie immer frisch bei uns, ja, sie lebten und blüheten recht in unserer Mitte und umfaßten in den Sagen und Heldenliedern unser innigstes Leben. Die erhabene Schwärmerei, die vom Norden weht, die unendliche Sehnsucht nach einem ewigen Frühling und einer ewigen Liebe, die aus den Herzen und Augen nordischer Menschen funkelt, der lebenverachtende und mit kühner Unschuld allen Gefahren entgegenbrausende nordische Ungestüm, der noch immer bis zur Zauberei lebendige Fabel- und Natursinn, dann die Einfalt, Treue, Gastlichkeit, Biederkeit und der stille Menschen- und Freiheitssinn, der dort in jeder Bauernhütte blüht — o deutsche Jünglinge, ihr könntet da wohl mehr holen und lernen, als ihr oft von den Gassen Roms und Paris zu Hause bringt. — Und sie bei uns? Wir sind im Süden; bei uns sollten sie zuerst ein Maß des südlichen Lebens lernen, ehe sie nach Frankreich und Italien reisen. Dort umfängt die, welche gleich sehnsüchtig südliche Nachtigallen und fabelhafte Riesen und Verzauberte suchen, zu leicht das zauberische Netz sinnlicher Lüsternheit und Verführung, und sie bringen kein frisches Leben, sie bringen den glatten oder den welken Tod mit in die Heimat.

Jakob Grimm

Geschichte und Sprache

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugnis und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen? und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein?

*

Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen und jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber, ich darf wohl sagen, einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann. Dies mächtige Sprachgefühl hat

Volkstum und Sprache

sind unzertrennlich miteinander verbunden. In diesem Jahre werden sich zum ersten Male für zehn Millionen Deutsche, die bisher durch widersinnige Grenzen vom deutschen Heimatlande getrennt leben mußten, die unerschöpflichen Bronnen deutschen Kultur- und Geistesgutes im deutschen Buch öffnen. Volkstum und Sprache der Deutschen in Oesterreich und im Sudetenland haben in Treue ihre harten Drüfungen bestanden, — das ist der beglückende Gedanke der ersten Buchwoche im Großdeutschen Reich. Unser Bild zeigt zwei Egerländer Frauen in ihren Trachten.
Foto: Mauritius

Bücher, Bücher ...

Von Felix Riemkasten

Darf man so einen alten Witz noch erzählen? Federmann sagt zu seinem Freund: „Gustav hat morgen Geburtstag. Was kann man da schenken?" „Schenk ein Buch." „Nein, ein Buch gebt nicht; ein Buch hat er schon."

Liebtich, dieser Gustav mit dem einen Buch, das er schon hat, und folglich ist er mit Büchern eingedeckt. Er ist nicht einmal selten, dieser Freund Gustav, auch Federmann ist nicht selten. Sie lesen keine Bücher, sie essen lieber Wurst. Andere Menschen sind anders. Alle sie ist der Bauch nicht der einzige Gott. Sie haben Verlangen nach geistiger Nahrung.

Jedes schönere Wort, über das wir verfügen, jeder reifere Gedanke, jedes Vermögen, die Erscheinungen zu sichten, zu ordnen und dann zu verwerten, stammt nicht aus uns als angeborene Gabe, sondern Erwerb aus Büchern. Wissenschaftliche Bücher schärfen den Verstand und mehren die Kenntnisse, schöngeistige Bücher bilden unser Gefühl. Was wir geworden sind, sind wir zum guten Teil durch Bücher geworden. An Büchern aber gibt es viele, gute wie schlechte Bücher, schwere wie leichte, seichte Bücher, es gibt Bücher für jeden Bedarf und jedes Vermögen. Mit dem Vermögen ist nicht das Kapitalvermögen gemeint, gemeint ist das geistige Fassungsvermögen. „Die Rede des Weisen schlägt im Ohre des Toren." Und mancher, der durchaus kein Tor ist, möchte nicht andauernd weise sein, er liest ein Buch, das nichts weiter sein soll als spannend. Es spannt ihn an, aber er selber spannt dabei aus. Er vergißt einmal, er liest bloß.

Andere wünschen es anders. Beruf und Aktion sind nichtern, nun soll das gedruckte Buch ihnen eine Aufgabe stehen, es soll die Persönlichkeit auffüllen mit Gehalt und Wert. Männer und Frauen erleben im Buche das Schicksal anderer Männer und Frauen, sie sehen daran, wie das Leben ist, wie es sein könnte; und indem sie sich unterhalten, ergötzen sie sich, erbauen sich auch, sie können nachgiebig wollen, sie können sich hüten wollen. Es war nur ein Buch, aber auch Bücher sind Beispiele. Und man kann sich aussprechen über Bücher.

Das sind Gedanken, mit denen ein Mensch vor der Auslage des Buchhändlers steht. Er soll Geld ausgeben, aber dafür empfängt er ein Vergessen der Umwelt und einen bleibenden nutzbaren Nachhall. Das ist so wichtig, es kann so folgenreich sein, auf alle Fälle wird es interessant sein. Er kann an sich denken, wenn er Bücher kauft, aber er kann auch bedenken, welches Buch er welchem Menschen schenken will. Mit solchem Geschenk gibt er Anstöße für die Mitglieder seiner Familie und führt den Geist ins Haus, den er hineinführen will, denn was man durch möchte, immer möcht er: Bücher! Also Bild, also Urteil, also Anregung, also Richtung.

Wohl dem, der so gut weiß, welches Buch er welchem Menschen schenken kann. Oft muß man Bücher wagen, oft ist es schwer, aber freundlich ist der Buchhändler, er wird uns beraten. Völlig fehl wird man nicht gehen, es sei denn, es ergänge einem wie Federmanns Gustav, der in der Jugend riesig für Detektive schwärmte und sich das Buch erstand: „Die Kunst, Männer zu fesseln"! Und dann war er furchtbar enttäuscht. Aber so schlimm wird es nicht kommen. Erinnern wir uns lieber an die Fälle, in denen jemand ein Buch für sich oder andere kaufte, und es war nachher das Buch, das entfernde Buch, die Umsetzer, der Aufschwung oder sonst etwas Großes, ein unvergeßliches Buch, selbst wenn es heute übervunden sein sollte, aber damals war es das Buch, und seit diesem Buche sind Bücher erst Bücher für uns geworden.

den Menschen von jeher ihre erste Weihe gegeben und sie zu jeder Eigentümlichkeit ausgerüstet. Wer nach jahrelangem Auswandern wieder den Boden seiner Heimat betritt, die mütterliche Erde küßt, in weichen Ohr die altgewohnten Laute bringen, der fühlt, was er entbehrt hatte, und wie ganz er wieder geworden ist. Allen edlen Völkern ist darum ihre Sprache höchster Stolz und Hort gewesen. Welchen Segen gewaltiger Baum hat die unsere getrieben, dessen Wachstum wir nun schon fast zweitausend Jahre in der Geschichte verfolgen können!

Heinrich Federer

„Muttersprache, Mutterlaut..."

Die große deutsche Orgel: So nenne ich unsere schöne, tiefe, heilige Muttersprache.

Französisch klingt wie ein elegantes Streichorchester, Italienisch hat mehr Cello dabei und sonores Blech. Aber die deutsche Sprache ist Orgelspiel. Nicht daß sie süßer singt als der gallische oder voller und melodiöser als der römische Mund. Sie hat weniger vom Einen, aber mehr von Allem, sie ist reicher an Tönen, an Wandlungen und vor allem an Kompositionsmöglichkeiten. Französisch ist ein edler Park, Italienisch ein großer, heller, hunter Wald. Aber Deutsch ist heimate noch wie ein Urwald, so dicht und geheimnisvoll, so ohne großen Durchgang und doch tausendpfadig. Im Park kann man sich nicht verirren, in der italienischen Waldhelle nicht so leicht und gefährlich; aber im Deutsch kann einer in vier, fünf Minuten im Dickicht verschwinden. Darum, weil der Weg so schwierig scheint, suchen die meisten möglichst geradlinig hindurchzumarschieren, was eigentlich gegen die Natur dieser Sprache ist. Sie will gewiß eine Hauptrichtung, aber ladet durch hundert Pfade und Pfädchen nach links oder rechts bald aus ihr heraus, bald wieder in sie hinein.

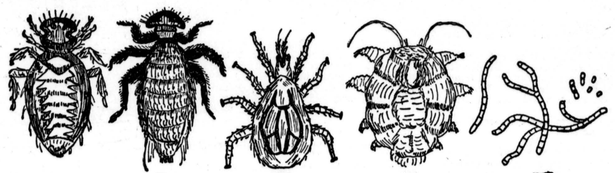
Haus, Hof und Garten

Auch die Hühner haben Feinde

Das Hühnerungezieter und seine Bekämpfung

Wenn man von Ungezieferbekämpfung bei Hühnern spricht, meint man vor allem die auf der Haut und im Federkleid ansässigen Schädlinge. Die dem Hundefloh verwandten Hühnerflöhe sind dabei die unschuldigsten, weil sie schon dann nicht in schädlicher Menge auftreten, wenn den Tieren Bewegungsmöglichkeit und Staubbad geboten wird. Anders steht es mit den meistens Läuse, besser Federläuse oder Federlinge genannten Quälgeistern. Sie leben von den Federn und Hautschuppen und können dadurch mauserähnlichen Federverlust herbeiführen, der das Tier schwächt. Bild 1a und 1b zeigt die Große und Gemeine Hühnerlaus in beträchtlicher Vergrößerung. Bei Befall genügt es nicht, die Tiere einer Säuberungsprozedur zu unterziehen, gleichzeitig sind auch die Stallungen vorzunehmen. Nach gründlichem Abkratzen der derbpulmilben sich auf die Zerstörung der Federbälge hzw. der Federspulen spezialisiert haben. Größer und zahlreicher vertreten ist die Gemeine oder Rote Vogelmilbe, die auf der Haut sitzend sich saugend vom Blut der Wirtstiere nährt und diese entsetzlich peinigt (Bild 2). Tagsüber verkriecht sie sich meist in den Ställritzen und fällt nachts über die Hühner her, worauf ersichtlich ist, daß die Anbringung von Milbenfängern unter den Sitzstangen, die mit ablötzenden Mitteln gefüllt sind, eine wichtige zusätzliche Hilfe darstellt. Eine besonders kleine Unterart aus der Hautmilbenfamilie verursacht die Hals- und Brust- oder Hautkräße, die oft zu dicken Borkenbelägen auf der Haut der Tiere führt. Hier wie auch bei der Fußkräße (Kalkbeine) müssen die Borken und aufgetriebenen Fußschuppen mittamt der in ihnen nistenten Brut durch wiederholte Petroleumwaschungen zur Ablösung gebracht werden. Bild 3 zeigt eine Milbe der Fußkräße.

Während die Hauptkräße im weiteren Fortschreiten bis auf Kamm und Kehllappen übergreifen kann, geht der Kammarind vom Kamm aus und kann in schweren Fällen auf den ganzen Körper übergehen. Hier ist ein Pilz der Urheber des weißgrauen Belages. der Kavuspilz (Acorion). Bild 4, der die Hautschicht mit seinem Geneche durchsetzt. Die Bekämpfung durch Perubalsam oder Präzipitatsalbe ist sehr langwierig, so daß nur in Ausnahmefällen bei besonderem Zuchtwert der Tiere die Behandlung dem Schlachten vorzuziehen ist. Ein Schimmelpilz verursacht bei Hühnern auch den kreisförmigen Federausfall, die Kahlmachende Flechte, die wie Kammgrind behandelt wird. Kräßemilben und besonders kleine Unterart aus der Hautmilbenfamilie verursacht die Hals- und Brust- oder Hautkräße, die oft zu dicken Borkenbelägen auf der Haut der Tiere führt. Hier wie auch bei der Fußkräße (Kalkbeine) müssen die Borken und aufgetriebenen Fußschuppen mittamt der in ihnen nistenten Brut durch wiederholte Petroleumwaschungen zur Ablösung gebracht werden. Bild 3 zeigt eine Milbe der Fußkräße.



Ia Ib II III IV

Die regelmäßige Ungezieler-Bekämpfung ist auch beim Geflügel sehr wichtig („Landw. Bilderdienst" M.)

Wände und Holzteile und Abwaschen mit heißer Soda- und Seifenbrühe muß gleich nach dem Trocknen ein Kalk-Phsolanstrich erfolgen, wobei ½ Liter Lysol auf 10 Liter Kalkbrühe gerechnet wird. Die Ritzen und Ecken müssen dabei völlig von der Flüssigkeit ausgefüllt werden. Der Fußboden wird mit der gleichen Flüssigkeit übergeschlämmt. Die Hühner selbst werden in einer Flüssigkeit gebadet, die die Parasiten tötet, z. B. 2prozentiges Lysol oder Kreolin, notfalls nur scharfe Sodaseifenlösung. Nach dem Bade müssen die Tiere bei warmer Witterung freien Auslauf haben, sonst in einem warmen Raum abtrocknen. Um erneuten Befall zu verhüten, werden sie in den ersten Wochen danach öfter mit Insektenpulver oder Tabakstaub eingestäubt, wobei der beizende Staub recht tief in das Federkleid eindringen muß. Man kann die sogenannten Stäubemittel auch mit dem Sand- und Aschestaub des Staubbades vermischen, das ständig in einer Ecke des Auslaufes regensicher zu Verfügung stehen sollte. Innerhalb des Stalles bilden die Legenester leicht Ungeziefer- und damit auch die einfachste Erklärung für das Weglegen der Eier. Daher sollten auch Legenester nie fest, sondern immer herausnehmbar und zerlegbar angebracht sein, damit sie oft genug mit heißem Wasser, Das Unterlegen von Thymian- und Kamillenzweigen, auch Farnkraut, unter das Neststroh ist nur zu empfehlen, auch das Aufhängen dieser Kräuter im Stall.

Wirksamer als die genannten Schädlinge sind die Milben, von denen die Federbalg- und Federspulmilben sich auf die Zerstörung der Federbälge bzw. der Federspulen spezialisiert haben. Größer und zahlreicher vertreten ist die Gemeine oder Rote Vogelmilbe, die auf der Haut sitzend sich saugend vom Blut der Wirtstiere nährt und diese entsetzlich peinigt (Bild 2). Tagsüber verkriecht sie sich meist in den Ställritzen und fällt nachts über die Hühner her, worauf ersichtlich ist, daß die Anbringung von Milbenfängern unter den Sitzstangen, die mit ablötzenden Mitteln gefüllt sind, eine wichtige zusätzliche Hilfe darstellt. Eine besonders kleine Unterart aus der Hautmilbenfamilie verursacht die Hals- und Brust- oder Hautkräße, die oft zu dicken Borkenbelägen auf der Haut der Tiere führt. Hier wie auch bei der Fußkräße (Kalkbeine) müssen die Borken und aufgetriebenen Fußschuppen mittamt der in ihnen nistenten Brut durch wiederholte Petroleumwaschungen zur Ablösung gebracht werden. Bild 3 zeigt eine Milbe der Fußkräße.

Während die Hauptkräße im weiteren Fortschreiten bis auf Kamm und Kehllappen übergreifen kann, geht der Kammarind vom Kamm aus und kann in schweren Fällen auf den ganzen Körper übergehen. Hier ist ein Pilz der Urheber des weißgrauen Belages. der Kavuspilz (Acorion). Bild 4, der die Hautschicht mit seinem Geneche durchsetzt. Die Bekämpfung durch Perubalsam oder Präzipitatsalbe ist sehr langwierig, so daß nur in Ausnahmefällen bei besonderem Zuchtwert der Tiere die Behandlung dem Schlachten vorzuziehen ist. Ein Schimmelpilz verursacht bei Hühnern auch den kreisförmigen Federausfall, die Kahlmachende Flechte, die wie Kammgrind behandelt wird. Kräßemilben und besonders kleine Unterart aus der Hautmilbenfamilie verursacht die Hals- und Brust- oder Hautkräße, die oft zu dicken Borkenbelägen auf der Haut der Tiere führt. Hier wie auch bei der Fußkräße (Kalkbeine) müssen die Borken und aufgetriebenen Fußschuppen mittamt der in ihnen nistenten Brut durch wiederholte Petroleumwaschungen zur Ablösung gebracht werden. Bild 3 zeigt eine Milbe der Fußkräße.

Während die Hauptkräße im weiteren Fortschreiten bis auf Kamm und Kehllappen übergreifen kann, geht der Kammarind vom Kamm aus und kann in schweren Fällen auf den ganzen Körper übergehen. Hier ist ein Pilz der Urheber des weißgrauen Belages. der Kavuspilz (Acorion). Bild 4, der die Hautschicht mit seinem Geneche durchsetzt. Die Bekämpfung durch Perubalsam oder Präzipitatsalbe ist sehr langwierig, so daß nur in Ausnahmefällen bei besonderem Zuchtwert der Tiere die Behandlung dem Schlachten vorzuziehen ist. Ein Schimmelpilz verursacht bei Hühnern auch den kreisförmigen Federausfall, die Kahlmachende Flechte, die wie Kammgrind behandelt wird. Kräßemilben und besonders kleine Unterart aus der Hautmilbenfamilie verursacht die Hals- und Brust- oder Hautkräße, die oft zu dicken Borkenbelägen auf der Haut der Tiere führt. Hier wie auch bei der Fußkräße (Kalkbeine) müssen die Borken und aufgetriebenen Fußschuppen mittamt der in ihnen nistenten Brut durch wiederholte Petroleumwaschungen zur Ablösung gebracht werden. Bild 3 zeigt eine Milbe der Fußkräße.

Während die Hauptkräße im weiteren Fortschreiten bis auf Kamm und Kehllappen übergreifen kann, geht der Kammarind vom Kamm aus und kann in schweren Fällen auf den ganzen Körper übergehen. Hier ist ein Pilz der Urheber des weißgrauen Belages. der Kavuspilz (Acorion). Bild 4, der die Hautschicht mit seinem Geneche durchsetzt. Die Bekämpfung durch Perubalsam oder Präzipitatsalbe ist sehr langwierig, so daß nur in Ausnahmefällen bei besonderem Zuchtwert der Tiere die Behandlung dem Schlachten vorzuziehen ist. Ein Schimmelpilz verursacht bei Hühnern auch den kreisförmigen Federausfall, die Kahlmachende Flechte, die wie Kammgrind behandelt wird. Kräßemilben und besonders kleine Unterart aus der Hautmilbenfamilie verursacht die Hals- und Brust- oder Hautkräße, die oft zu dicken Borkenbelägen auf der Haut der Tiere führt. Hier wie auch bei der Fußkräße (Kalkbeine) müssen die Borken und aufgetriebenen Fußschuppen mittamt der in ihnen nistenten Brut durch wiederholte Petroleumwaschungen zur Ablösung gebracht werden. Bild 3 zeigt eine Milbe der Fußkräße.

Während die Hauptkräße im weiteren Fortschreiten bis auf Kamm und Kehllappen übergreifen kann, geht der Kammarind vom Kamm aus und kann in schweren Fällen auf den ganzen Körper übergehen. Hier ist ein Pilz der Urheber des weißgrauen Belages. der Kavuspilz (Acorion). Bild 4, der die Hautschicht mit seinem Geneche durchsetzt. Die Bekämpfung durch Perubalsam oder Präzipitatsalbe ist sehr langwierig, so daß nur in Ausnahmefällen bei besonderem Zuchtwert der Tiere die Behandlung dem Schlachten vorzuziehen ist. Ein Schimmelpilz verursacht bei Hühnern auch den kreisförmigen Federausfall, die Kahlmachende Flechte, die wie Kammgrind behandelt wird. Kräßemilben und besonders kleine Unterart aus der Hautmilbenfamilie verursacht die Hals- und Brust- oder Hautkräße, die oft zu dicken Borkenbelägen auf der Haut der Tiere führt. Hier wie auch bei der Fußkräße (Kalkbeine) müssen die Borken und aufgetriebenen Fußschuppen mittamt der in ihnen nistenten Brut durch wiederholte Pe-

Unser praktischer Wink

Die Süßlupine kann im Herbst lange vom Felde verfüttert werden

Die Süßlupine ist eine unserer wertvollsten Eiweißfutterpflanzen. Ihr Anbau kann sowohl als Haupt-, Zweit- und Zwischenfrucht erfolgen. Die Verwertung des Zwischenfruchtanbaues sieht noch bevor. Dabei ist es keineswegs nötig, das Futter sofort in den Gärfutterbehälter zu bringen. Prof. Nikoleisen, Kiel, machte kürzlich darauf aufmerksam, daß die Süßlupine im Gegensatz zu anderen Futterpflanzen die ersten Herbstfröste ohne Schaden übersteht. Es empfiehlt sich deshalb, die Verfütterung frisch vom Felde weg so lange wie möglich vorzunehmen. Wir sparen dadurch an Einsäuerungskosten und versorgen unser Vieh länger mit frischem Grünfutter.

Erleichtertes Häckselschneiden

Die meisten Häckselmaschinen haben nur eine einfache Schneidelage, die aus drei zusammengefügten Brettern besteht. Mit dieser Einrichtung ist die Häckselung von sperrigem Futter oft recht schwierig, da das Futter an den Seiten herunterhängt. Ein gleichmäßiges Einlegen erfordert umständliches Arbeiten und außerdem wickeln sich leicht einige Halme um die Rollen oder Ketten, so daß Betriebsstörungen eintreten können. Eine Häckselung ist nun aber gerade bei der Einsäuerung von sperrigem Futter wie Mais, Sonnblumen usw. notwendig. Für derartige Arbeiten empfiehlt sich daher, zu beiden Seiten der Schneidelage, oben

Mit wenig Mühe kann die Häckselladе verbreitert werden

am Einlegekasten, eine Verbreiterung aus 1 oder 2 Brettern anzubringen. Man wird die Bretter mit geringer Neigung nach innen mit einer eisernen Stütze anbringen. Durch diese einfache Maßnahme wird steht ein recht bequemer Arbeitstisch, auf dem man das Futter gut und gleichmäßig einlegen kann. Die Bauart dieser zusätzlichen Einrichtung, muß sich natürlich nach dem vorhandenen Einlegekasten richten und ist im übrigen aus der Zeichnung deutlich zu ersehen.

Keine ausgewinterten Getreideschläge mehr

Wohl überall gab es im letzten Jahr viel ausgewinterte Getreideschläge. Die Ursache führe ich vor allem auf zu späte Saat und auf ein zu lockeres Saatbeet zurück. Infolge des trockenen Herbstes konnte vielfach auf den schweren Böden nicht rechtzeitig gepflügt werden. Schwierig war es bei uns, weil die tiefste Flur in der Umlegung betroffen ist und die neuen Pläne erst vor einigen Jahren erstmalig bestellt wurden. Die Vorfrüchte waren deshalb auch sehr verschieden und deshalb auch der Bestand beim die Auswinterung des Getreides. Jedes frühere Teilstück war deutlich zu erkennen. Da ich meine Roggenpläne rechtzeitig pflügte, hatte ich einen guten Bestand. Das Deutschgetreide ist auch günstig ausgefallen. Von den anderen, noch nicht gedroschenen Schlägen erwarte ich sogar noch etwas mehr, wenn der Schein nicht trügt. Die Vorfrüchte waren hier Sommergerste, Hafer, Weizen und zum kleinen Teil Kartoffeln. Sofort nach der Räumung der Getreideschläge fuhr ich gut verrotteten Stallmist auf und pflügte ihn mäßig tief unter. Walzte und eggte bis zur Bestellung mehrmals und bestellte in der ersten Oktoberwoche meinen Roggen. Eine Plan mußte ich wegen Verunkrautung vor der Saat nochmals flach schälen. Das wurde mein bester Roggen, von dem ich den höchsten Ertrag erwarte.

Als meine Roggenschläge bereits grün waren, bestellten andere erst. Teilweise ging es infolge der Trockenheit auch nicht früher. Dieser Roggen winterte zum größten Teil aus. Die meisten pflügten im Frühjahr ihren Roggen um und bestellten nochmals. Andere, die den Roggen stehen ließen, ernteten wenig und verfluchten ihre Aecker auf Jahre hinaus durch starke Verunkrautung. Das Land war eben zu locker und die Aussaat viel zu hät. Im Gegensatz hierzu hatte ich durch frühe Aussaat, tüchtiges Befestigen des Bodens durch Walzen und Ablagern, sowie auch durch Beizung der Saat, einen guten Roggen und einen sehr guten Ertrag.

Etwas anders erging es mit mit dem Weizen. Nur einen Schlag konnte ich früh, etwa Mitte Oktober, bestellen. Dieser hat sich im Herbst noch einigermaßen bestockt und stand sehr gut. Infolge der Trockenheit ging kein Pfund zur rechten Zeit in den Boden. Wohl oder übel mußten erst Niederschläge abgewartet werden. Diese ließen bis Anfang November auf sich warten. Erst dann konnte gepflügt und bestellt werden. Das Land war dadurch zu frisch und zu locker. Wo Klee als Vorfrucht stand, war der Bestand am schlechtesten. Infolge des lockeren Bodens war dort der Weizen oder Roggen am meisten ausgewintert. Am besten stand der Weizen, so unglaublich es auch klingen mag, nach den Stoppelfrüchten, Gerste, Hafer, Weizen oder Roggen. Da ich meine Schläge im Herbst nach einige Male walzte, hatte ich nicht in dem Maße unter der Auswinterung zu leiden. Auch im zeitigen Frühjahr walzte ich nochmals, so daß sich der Roggen und Weizen sichtlich erholte. Auch säte ich infolge der späten Aussaat etwa 20 Prozent mehr aus und benutze nur gut gebeiztes Saatgut, was ebenfalls eine große Rolle spielt. Ich möchte nur erwähnen, daß ich im zeitigen Frühjahr Stickstoffdüngung gab. Außer dem im Herbst gegebenen Dünger, Kali, Superphosphat und Schwefelsaures Ammoniak, streute ich Ende Februar Anfang März Kalkammonsalpeter. Dem Dünger ließ ich, sobald es eine Walze, Egge und Hackmaschine solgen, so daß dieser in den Boden gelangte und so eine gute Wirkung zeigte.

Karl Nietsch, Handarpe.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Gegensätze.

1. ungenau, 2. untätig, 3. gehaltvoll, 4. fleißig, 5. hager, 6. duldsam, 7. verfälscht, 8. unerlaubt 9. bergig 10. beteiligt, 11. frech, 12. begrenzt. 13 wenig, 14. unsauber. 15. unbedacht. 16. unangenehm, 17. akut, 18. ungenügend. 19. gefinnungslos.

Zu obigen Wörtern sind Gegensätze zu suchen. Sofern man die richtigen Wörter gefunden, ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben einen Teil der Erntezeit.

Welch ein Schiff?

Der Freier nur halb, der „Ehgemahl" ganz. So trotzt sie der Wogen stürmischem Tanz.

Zahlenrätsel.

1 7 17 14 14	Gemütsstimmung
2 9 14 6	Laubbaum
3 17 11 4 6	Verwandte
4 18 9 18 7	Amtsgewand
5 6 3 3 6	deutsch. Motorrennfahrer
6 2 9 6	Nachtvogel
7 12 1 1 6 3	Getreideart
8 6 10 4	verheerende Seuche
9 18 11 10	Speisefisch
2 9 7 17 11	männlicher Vorname
6 17 11 6	Laubbaum
10 4 7 12 5	leeres Getreide
11 17 7 2 7 1	Arzt
12 7 16 6 3	Verdienstauszeichnung
13 6 17 16 6	Laubbaum

Die Anfangsbuchstaben (ch gilt als ein Buchstabe) bezeichnen, von oben nach unten gelesen, einen bekannten deutschen Piloten.

Zweierlei.

„a" überwindet das Gesetz der Schwere;
„b" prangt im Lenz im Blütenmeere.

Erdkundliches Silbenrätsel.

al — ben — breit — dah — dam — darm — dü — e — eh — en — en — erm — ga — ga — garn — gen — heim — kif — land — lau — len — li — me — na — nau — ren — ri — sin — stadt — stein — stein — un — si

Aus vorstehenden 33 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen ein altdeutsches Sprichwort ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Stadt in Ostpreußen. 2. Stadt in Ostbayerland, 3. Stadt in Hessen. 4. Stadt in Holland. 5. Stadt in Settland, 6. polnische Landschaft. 7. ostpreußische Landschaft, 8. Nebenfluß der Spree 9. europäischer Staat, 10. Weinort in Rheinhessen, 11. osteuropäischer Strom. 12. Bad in Franken, 13. Stadt am Rhein.

Silbenanfügung.

Ritze, Kuhn, Mus, Pelot, Kai, Bill, Ger, Mahl, Mut, Motte, Bett, Sap, Teil, Weiß, Lias, Lift, Rain, Tenne, Mast, Pore.

Einem jeden der vorstehenden 20 Hauptwörter ist eine der nachfolgenden Silben am Anfang anzufügen, so daß neue Hauptwörter, jedoch ganz andern Sinnes in die Erscheinung treten.

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben, zu drei Wörtern vereint, was wir unseren Lesern, die die See aufsuchten, wünschen.

an — an — da — e — ei — em — er — erb — ge — ge — hu — la — ma — nig — o — reb — so — sor — ter — un.

Kopftausch.

Ohn' Vorsatz ist's ein Singvöglein,
Mit H wird's unentbehrlich sein,
Mit K birgt es die Schätze ein,
Mit R treibt's Stein' und Pfähle ein.

Magisches Quadrat.

Ordne die Buchstaben

a — a — b — e — e — i — i — k
l — l — l — l — o — o

zu folgender Bedeutung:

1. Jungvieh, 2. Heilpflanze, 3. nordische Gottheit, 4. Küchengerät.

Die waagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen sind gleichlautend.

Hymne.

Du wunderschöns . u . . .
Wie lang ist's her, daß du
Noch Schwein du . a . . . und Kuh!
Wie lang . i . . . u . . . du fein?
Ich wüßt' es . ä . . . du mein!

Wortversteck.

Verschwiegenheit — Schiller — Kloster — Schauspieler — Mantendolein — Kloster — Damenschneider — Stadtanzeiger — Propeller — Alligator — Kleidungsstück.

In den vorstehenden Wörtern ist je ein kleines anderes Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben der zu suchenden Wörter nennen den Titelhelden eines Schauspiels von Schiller.

Auflösungen aus voriger Nummer:

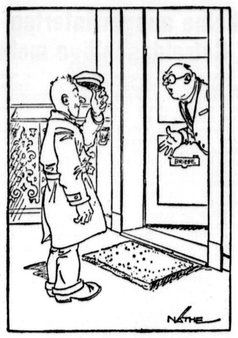
Scharade: Marktschreier.

Kreuzspruchrätsel: Ist die Wiese allgemein, deren Gras ist gerne klein. — 1—2 Jll. 2—4 Leguan, 3—5 Anis 5—7 Senfe, 6—8 Seil, 7—9 Elle, 8—10 Leder, 9—10 Eber, 11—13 Iris 12—14 Rift, 14—16 Traum, 15—16 Raum, 16—18 Magister, 17—20 Erdbeere, 19—23 Rennstall. 21—22 Tal, 23—25 Kift, 24—26 Stier, 26—28 Regal, 27—29 Alf, 29—31 Kent, 30—32 Ente 31—34 Tenor, 33—35 Ort 35—36 Tete 35—37 Teterow, 37—38 Wilderer 38—39 Roon.

Zickzack: 1. Remagen, 2. Elise, 3. Insekt, 4. Fidibus, 5. Cyviva, 6. Haselnuß, 7. Ewinde, 8. Seimat 9. Automat. 10. Nation. — Reisebekanntschaften. —

Magisches Doppelquadrat: 1. Kopf, 2. Ohio. 3. Pier, 4. Forelle. 5. Lieb, 6. Leer, 7. Ebro.

Denkfortaufgabe. Theobald setzt auf den Sieg eines jeden der zehn Pferde einzeln eine Mark. Er zeigt seinem Freunde den Wettschein auf den Sieger und gewinnt außer den 10 Mark noch diese Wette beim Buchmacher, womit er den Verlust der 9 Mark in den anderen Wetten bei diesem oder anderen Buchmachern mehr als ausgeglichen hat.



„Verzeihung, Sie haben in der Zeitung ein Inserat: Aktentasche verloren, 20 Mark Finderlohn!" „Ja, haben Sie sie gefunden?" „Nein, aber ich will sie jetzt suchen gehen, wollte mal fragen, ob Sie mir nicht auf den Finderlohn einen kleinen Vorschuß geben können."

„Um Himmelswillen Mann, was machen Sie denn da?" — „Ich hänge mich auf!" „Dann müssen Sie sich doch den Strick um den Hals legen, und nicht um den Bauch!" „So sehen Sie aus, dann kriege ich ja keine Luft!"

Zeichnungen (2): Hannesen

Vorwurf

Der „alte" Herr zum verbummelten Sohn: „Mein lieber Sohn, du hast wieder das ganze Geld verbummelt! Wann denkst du eigentlich ans Alter?"

„Wenns Geld alle ist!" erwiderte der Sprößling.

Das Liebesthermometer

„Mein Mann liebt mich nicht mehr!" schluchzt Berta.

„Na, Beste, du bist bestimmt überempfindlich", tröstet die Freundin. „Er hat dir doch so schöne Geschenke zum Geburtstag gekauft!"

„Hast du denn gar nicht bemerkt, daß der Geburtstagskuchen diesmal die ‚richtige' Anzahl Lebenslichter hatte!" schluchzt Berta fassungslos.

Als Nero den Regenschirm trug . . .

Ein junger Mann saß im Museum und kopierte einen alten Meister. Frau Knödelbeck sah ihm eine Weile zu. Dann trat sie zu dem jungen Mann und meinte: „Lassen Sie das doch bleiben, junger Mann! So ein Schwindel kommt doch immer heraus!"

*

Zurückgegeben

„Ihr Gegner warf Ihnen also einen Krug an den Kopf! Sie verzeihen ihm das, warfen aber dreimal! Aus welchem Grunde?"

„Der Krug war an meinem Kopf in drei Teile gegangen!"

Ewige Mahnung

„Heute am fünfzehnten hast du noch den ersten auf dem Kalenderblock!"

„Ja, meine Zimmerwirtin duldet nicht, daß ich die Blätter abreiße, ehe ich die Miete bezahlt habe." (Fliegende Blätter.)

*

Wally: „Mein Gott, Hilde, wie viele Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen! Du bist nicht gerade jünger geworden."

Hilde: „Glaube ich, dich habe ich auch nur an deinem Mantel wiedererkannt!"

Beim Friseur

„Nein, bitte nicht diese Seife!"

„Aber, mein Herr, sie hat doch einen so feinen, dezenten Geruch!"

„Das ist es ja eben! Meine Frau glaubt es doch nicht, daß es von der Rasierseife her kommt!" (Lustige Blätter.)

Seltene Ware

König Georg I. von England ließ einst in einem kleinen holländischen Ort haltmachen. Während der Zeit, wo die Pferde gewechselt wurden, bestellte er sich im Wirtshaus zwei oder drei Eier. Die Eier wurden sofort gebracht, und der Wirt forderte 200 Florinen dafür.

„Donnerwetter", meinte der König, „Eier müssen aber sehr rar sein in diesem Dorf, daß Sie einen solchen Preis dafür fordern!"

„Ich bitte um Verzeihung!" sagte der Wirt, „Eier gibt es in Hülle und Fülle, aber Könige sind hier rar im Ort."

Lächelnd ließ der König bezahlen.

*

Lehrer: „Es gibt eine Menge Beweise dafür, daß die Erde rund ist. Nenne mir drei, Karl!"

Karl: „Es steht im Lesebuch, Sie sagen es und meine Mutter sagt es." (Neue Ztg.)

*

„Und als ich in die Schiffskabine zurückkam", erzählt der große Afrikajäger, „sah ich mich einem wilden Affen gegenüber! — Was glauben Sie wohl, was ich tat?"

„Sie drehten den Spiegel um!" gähnt der gelangweilte Zuhörer.

*

In der Schule wird von der Kleidung des Menschen gesprochen.

„Welches Kleidungsstück ist für die Hände bestimmt, Olaf?"

„Die Hosentaschen, Herr Lehrer!" (Neue Ztg.)

*

„Es ist wirklich ein Jammer", erzählte ein Engländer seiner Frau, „seitdem Müller sein ganzes Geld verloren hat, will die Hälfte seiner Freunde nichts mehr von ihm wissen!"

„Und wie steht es mit der anderen Hälfte?"

„Die weiß noch nicht, daß er nichts mehr hat!" (Berliner Illustr. Zeitung.)

*

„Auf meinen Tisch kommt kein Tropfen Alkohol!"

„Nein. Ich bin auch sehr vorsichtig beim Einschenken." (Allg. Wegweiser.)

Die Fliegenklatsche

„Ist Ihnen die Broschüre über Fliegenvertilgung von Nutzen gewesen?"

„O ja! Unzählige Fliegen habe ich schon damit totgeschlagen!" (Fliegende Blätter.)

Die Folgen

„Nein, Großmutti, ich will mir das Gesicht nicht waschen lassen — ich will nicht!"

„Aber Hildchen, als ich so klein war wie du, habe ich mir immer mein Gesicht waschen lassen."

„Na siehst du, Großmutti, das hast du davon. Wie du nun aussiehst!" (Lustige Blätter.)

„Schmieren Sie selbst meine Brötchen mit Butter, Frau Knickrig?" „Gewiß, wer denn sonst!" „Dann möchte ich wirklich wissen, wer nachher die Butter wieder runterkratzt!"

(Zeichnung: Gericke)

Der Herrenjäger hatte eine Eigenjagd. Sie machte ihm nicht viel Freude.

„Wenn man bedenkt, was der ganze Schwindel kostet!" schimpfte er los. „Die Jagdpacht, die Jagdsteuer, die Jagdkarte, die Versicherung, die Jagdzeitschrift, der Hund, was ich an Kleidern und Stiefeln ruiniere und im Geschäft versäume, so kostet mich jeder Hase, den ich schieße, rund hundert Mark."

Meinte Munke: „Da hast du aber ein Mordsglück, daß du so wenig triffst!"

Hoffnungsvoll

„Na Fritzchen", fragte die Mutter, „hast du dich heute auch mal gemeldet, wenn der Lehrer im Unterricht etwas fragte?"

„Na, Mutti, dreimal!"

„Bravo! Was war denn das?"

„Der Lehrer hat neue Rechenaufgaben erklärt und hinterher jedesmal gefragt, wer es denn noch nicht begriffen hätte."

(Berliner Illust. Zeitung.)

„Warum weinst du denn, mein Kleiner?" „Meine Mutter hat gesagt, ich darf erst über die Straße gehen, wenn alle Autos vorbei sind und nun kommt gar keins!"

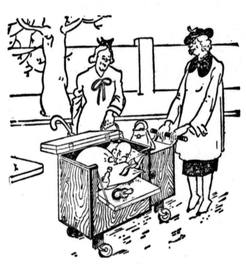
(Zeichnung: Flemig)

In einem New-Yorker Restaurant entdeckte ein Gast auf dem Salatteller einen kleinen Wurm. Er brüllte nach der Bedienung.

„Oh", meinte das hübsche junge Mädchen und schnippte mit dem Finger höheitsvoll das Würmchen vom Teller.

„Vielen Dank!" stotterte der Gast verblüfft.

„Bitte sehr", antwortete die Miß, „Sie brauchen mich nur zu rufen, wenn Sie noch etwas finden sollten!" Lächelte und spazierte von-dannen. (Berliner Illustr. Zeitung.)



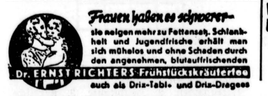
„So lange mein Kinderwagen in Reparatur ist, benutze ich zum Ausfahren den Teewagen!"

(Zeichnung: Hans)

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige in unserer Zeitung bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 2 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspaltige private Anzeigen 10 Pf., für einspaltige Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 66 mm breit, 46 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. — Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 3504.



Liguster immergrün 100 Pflanz. für 20 m prächt. Hecke 30/60 cm hoch 6 RM, Thuja (Lebensb.) 100 Bäumchen 10 RM, 10 Johannisbeer. 2,50 RM, 10 Stachelbeeren 3,50 RM, 10 Himbeeren „Preußen" 1,80 RM. Preisliste über alle Pflanzen f. d. Garten kostenl. Rudi Hartmann Versandbaumschule Pinneberg 14 (Holstein)

Holzschuhe liefert preiswert und gut an Dauerabnehmer Wilmes, Boke

Wer den Anzeigenteil unserer Zeitung regelmäßig liest, der findet darin immer vorteilhafte Anregungen.

Schlankheit in der Tasche — Schlank bleibt man durch den bewährten Richtertee. Wenn die Zeit dazu fehlt, nimmt man Dria-Tabl. oder Dragees aus den wirksamen Drogen von Dr. ERNST RICHTERS-Frühstückkräuterlee auch als Dria-Tabletten—Dria-Dragees

Flaustramp Pasta (auch Schuppenflechte) Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich meine ausführliche Aufklärungsschrift. Aus dieser ersehen Sie, durch welch einfach anzuwendendes Mittel mein Vater u. zahlr. andere Kranke von jahrelangem Leiden in ganz kurzer Zeit befreit wurden. Max Müller, Heilmittelvertrieb, Bad Weißer Hirsch 1 bei Dresden

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Ihren Anzeigen-Manuskripten!

Werbung schafft Arbeit

Nicht so hastig, Frau Reschke! Alle Anstrengung ist vergeblich, der Schaum läßt sich so nicht zwingen, es liegt eben am Wasser, denn die Lauge nicht schäumt. Brunnen- und Leitungswasser ist nämlich viel zu hart. Nichtig schaumfähig und damit zum Waschen brauchbar wird Wasser durch einige Handvoll Henko-Bleichsoda .... Aber schon eine Viertelstunde vor Bereitung der Waschlauge im Wasser verrühren! So erst nutzt man die weichmachende Wirkung von Henko voll aus und hat dann immer eine besonders waschkräftige und stark schäumende Lauge!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.